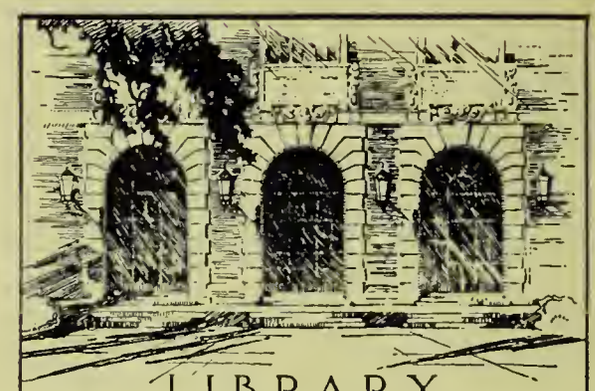
943
K82k
1867

Gustav Harnecker's
Buch-, Kunst- und Musikalien-Handlung
in Frankfurt a. d. O.
Leinwandhaus am Markte.



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
Aron Library
1913
943
K82k
1867

Richard Aron.

Kurze Darstellung

der

deutschen Geschichte

von

Friedrich Kohlrausch.

R. A.

Zehnte vermehrte und verbesserte Auflage.

Gütersloh, 1867.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

943
K82k
1867

Vorrede.

Diese kurze Darstellung der deutschen Geschichte ist aus dem, von vielen Seiten geäußerten Bedürfnisse, eines passenden Lehrbuches dieser Art für Bürgerschulen und denjenigen Elementarschulen, die sich auf den Standpunkt erhoben haben, um auch für die Geschichte ein paar Stunden in der Woche zu erübrigen, entstanden. Diesem Bedürfnisse nemlich habe ich durch die gegenwärtige Schrift abzuhelfen gesucht, indem ich nicht sowohl einen Auszug aus meinem größern Werke, als vielmehr ein selbstständiges Ganzes, in schlichter und faßlicher Darstellung und mit möglichstem Eingehen in das Einzelne, zu geben mich bemüht habe. Wenn dieser Zweck erreicht ist, so wird dieses Buch in den Händen des Lehrers als Leitfaden, in denen der Schüler zum eignen Nachlesen, vielleicht auch in manchen jener Schulen, was ich besonders wünschen möchte, zum Lesebuche in den oberen Abtheilungen dienen können. So wie, zur Grundlage des Religionsunterrichts, die biblischen Geschichten in Lesebüchern bearbeitet sind, damit sich die Thatsachen durch häufige Wiederholung dem jugendlichen Gemüthe für das ganze Leben einprägen, so kann auch wohl die Geschichte des Vaterlandes, als die Grundlage eines vaterländischen Sinnes, auf eine ähnliche Auszeichnung Anspruch

306816

machen. Endlich kann dieses Buch auch als Handbuch für diejenigen Schüler der unteren und mittleren Klassen der Gymnasien dienen, welche die größere deutsche Geschichte etwa nicht anzuschaffen vermöchten. Da beide Bücher denseben Gang nehmen, so werden die Schüler das gegenwärtige recht wohl zur Wiederholung des Lehrvortrages gebrauchen können. Besonders glücklich würde ich mich aber schätzen, wenn durch dieses kleine Buch die Geschichte des Vaterlandes auch in solchen Familien in der Stadt und auf dem Lande Eingang fände, in welchen der Sinn für dieselbe geweckt ist, denen es aber bisher an einem passenden Hülfsmittel fehlte, indem sie nicht in der Lage sind, größere Werke benutzen zu können.

Fr. Kohlrausch.

Diese zehnte Auflage wurde nach dem kürzlich erfolgten Tode des Herrn Verfassers durchgesehen und, soweit es die Zeit seit dem Jahre 1860 betrifft, umgearbeitet und bis auf die neuesten Ereignisse fortgeführt. Möge das also vervollständigte langbewährte Volks- und Schulbuch auch ferner seine Aufgabe erfüllen, für die Förderung eines wahren Patriotismus zu wirken, zumal jetzt, wo das alte Sehnen nach einem starken Vaterlande sich so herrlich erfüllen zu wollen scheint.

Im Mai 1867.

Die Verlagshandlung.

Erster Zeitraum.

Die ältere Geschichte bis auf Karl den Großen, von 113 vor Chr. Geb. bis 768 nach Chr. Geb.

---

1. Die Cimbern und Teutonen.

In dem schönen Lande Italien, welches von uns nach Mittag zu liegt, wohnte vor alten Zeiten das berühmte und mächtige Volk der Römer. Von ganz kleinem Ursprunge waren sie ausgegangen; ihr erstes Gebiet um die Stadt Rom war nicht größer, als was eine mäßige Stadt jetzt an Aeckern und Feldern besitzt. Aber in diesem Volke war von Anfang an ein gewaltiger Ehrgeiz, Lust am Kriege, und ein harter Sinn, der sich durch kein Mitleiden vom Verfolgen blutiger Eroberungen abbringen ließ. Jeder römische Bürger war Soldat, und es fand sich immer eine Anzahl tapferer Anführer in Rom, zu denen die Krieger ein unbedingtes Zutrauen hatten; dazu war strenge Kriegszucht und Ordnung im Heere; dieses zusammen brachte ihnen fast immer den Sieg. Weil ihr Bestreben sich stets gleich blieb, und sie immer ein und dasselbe Ziel im Auge behielten, so ging ihnen kein günstiger Augenblick verloren; sobald einer ihrer Nachbarn nicht scharf auf seiner Hut war, so waren die Römer auch schon darauf bedacht, ihn zu unterjochen. Mißlang es einmal, so versuchten sie es zum zweiten Male; gelang es noch nicht, so warteten sie auf eine gute Gelegenheit, um ihn zum dritten Male anzugreifen; und endlich mußte er erliegen.

So war es geschehen, daß die Römer erst die benachbarten kleinen Völker in Mittel-Italien bezwangen, oder mit sich vereinigten, dann immer weiter, bald nach Süden bald nach Norden, vorrückten und bis zum Jahre 220 vor Christi Geburt, etwas über 500 Jahre nachdem ihre Stadt erbaut und ihr Name zuerst genannt war, schon ganz Italien unter ihrer Herrschaft hatten. Da hatten sie nun von drei Seiten das Meer, im Norden aber das große Alpengebirge vor sich, welches wie eine Mauer zwischen ihnen und den Völkern in der Schweiz, im jetzigen Frankreich und Deutschland, da lag.

Man hätte denken sollen, sie würden nun zufrieden sein, ruhig in ihrem schönen Lande leben und sich dessen erfreuen; aber weder das Meer noch die Eis- und Schneeberge konnten ihnen eine Gränze setzen. Sie erbauten sich Kriegsschiffe und fuhren mit den Waffen in der Hand über das Meer; und über die Alpen bahnten sie sich durch Abgründe und über steile Felsen einen Weg. Bald hatten sie die Inseln neben Italien, dann Griechenland und die jetzige europäische Türkei nebst einem Theile der asiatischen, fast das ganze

nördliche Afrika und den größten Theil Spaniens, nebst dem südlichen Frankreich, in ihrer Gewalt; und an den Alpen hatten sie das ganze Land am Fuße der Gebirge, nach der Schweiz, nach Schwaben, Baiern und Oestreich zu, erobert. Um das Jahr 120 vor Christi Geburt wagte schon fast kein Volk mehr, ihnen zu widerstehen; sie hielten sich selbst für unbesiegbar und für die Herren der Erde. Neben ihnen, in Frankreich und Deutschland, wohnten zwar noch unbezwungene Völkerschaften; aber diese hatten so viel schlechtere Waffen und waren darin so viel weniger geübt, als sie, daß sie nicht an die Möglichkeit dachten, dieselben könnten ihnen jemals gefährlich werden. Sie benannten sie nur im Allgemeinen mit dem wegwerfenden Namen Barbaren, das ist, rohe, unwissende Menschen.

Plötzlich aber, im Jahre 113 vor Chr. Geb., erschien ein stürmischer Kriegshaufen eines ihnen ganz unbekannten Volkes im jetzigen Oestreichischen, südwärts der Donau, wo die Gebirge der Steiermark anfangen, vor ihrem Angesichte. Es waren mehre hunderttausend Männer von furchtbarem kriegerischen Ansehen, eines Kopfes größer als die Römer, von ungeheurem Gliederbau und alle von fast gleicher Gestalt. Ihre Haare waren hell, ihre Augen blau und groß, ihr Blick sehr durchdringend und kühn. Ihre Waffen jedoch waren ungleich. Einige, besonders die Reiter, hatten eiserne Helme von wunderbarer Gestalt, dem Rachen wilder Thiere ähnlich, ferner auch Harnisch, Schild und Schwert; daneben zwei Wurfspeere, die sie geschickt zu schleudern wußten. Solche Bewaffnung war aber die seltenere. Die meisten trugen nichts weiter als einen hölzernen, oder auch nur aus Weidenruthen geflochtenen, Schild an ihrem Arme und einen Spieß, zum Werfen wie zum Stoßen geschickt, in der rechten Hand. Ueber ihren Schultern hing das Fell eines wilden Thieres herab, Arme und Beine aber waren unbedeckt und zeigten die außerordentliche Kraft der Muskeln.

Sonderbar war es, daß nicht etwa ein bloßes Kriegsheer heranzog; sondern Weiber und Kinder auf Tausenden von Karren, Knechte, Heerden und die ganze Habe waren mit in dem Zuge, und es war offenbar, daß ein ganzes Volk, oder doch ein Theil eines solchen, gewandert kam.

Solche Feinde waren den Römern noch nicht vorgekommen; sie kannten sie nicht, hatten auch niemals ihren Namen gehört, und erfuhren nun erst, daß sie sich Cimbern und Teutonen nannten, von Norden, aus dem großen, rauhen Lande herangezogen kamen, was wir jetzt Deutschland nennen und die Römer Germanien nannten; und daß sie nun andere Wohnsitze suchen wollten, wo es ihnen gefallen würde. Diese beiden Völkerschaften gehörten also zu unsern Vorfahren, und ihre Wohnsitze waren, aller Wahrscheinlichkeit nach, an der Nord- und Ostsee, im jetzigen Holstein, Mecklenburg und Pommern, wo auch der übrige Theil von ihnen zurückgeblieben sein mochte. Die an den Alpen Erscheinenden aber waren zur Wanderung aufgebrochen, entweder, weil ihrer zu viel im Lande geworden, oder weil Ueberschwemmung und Wasserfluthen, vielleicht auch ein mächtiger Feind, sie vertrieben; oder endlich, weil in ihnen plötzlich die Lust zu Wanderungen erwacht war, wie bei Völkern zu geschehen pflegt, die mehr von der Viehzucht als vom Ackerbau leben und daher überall, wo Weide für ihre Herden ist, ihre Heimat finden.

Der römische Feldherr Carbo, welcher gerade hier mit einem Heere die Uebergänge der Alpen nach Italien bewachte, merkte wohl, daß er keinen unbedeutenden Feind vor sich habe; er glaubte aber doch mit den Deutschen fertig

zu werden, wenn er sie in die engern Gebirgsgegenden lockte, wo ihre große Menge sich selbst im Wege wäre. Er stellte sich also, als wollte er Freundschaft mit ihnen halten und ihnen selbst den Weg durch die Gebirge zeigen; als er sie aber an dem rechten Flecke zu haben glaubte, fiel er plötzlich mit seinem Heere über sie her; es war bei Noreja, in den Gebirgen von Steiermark. Er kannte aber die Deutschen noch nicht. Sie ließen sich nicht aus der Fassung bringen; mit ihren Spießen verstanden sie eben sowohl in der Nähe zu fechten, als sie sie auf weiter Ebene zu schleudern wußten; was die Römer durch ihre eisernen Harnische und großen Schilde voraus hatten, ersetzten sie durch ihre außerordentliche Stärke und ihre Größe, vermöge welcher ihre Schläge schwer von oben herabfielen; und so geschah es, daß der Feldherr Carbo mit Schimpf und Schande geschlagen wurde und kaum noch mit Wenigen, unter dem Schutze eines schweren Gewitters, welches den Kampf unterbrach, entkam.

Die Deutschen zogen nun weiter, zwischen der Donau und den Gebirgen von Oestreich und Tyrol, durch Baiern und Schwaben nach der Schweiz zu. Unterwegs schlossen sich einige kriegslustige Völkerschaften an sie: die Ambronen aus dem Emmegau und die Tiguriner aus dem jetzigen Zürcherlande. Der Zug ging in's südliche Frankreich, wo damals noch alte gallische Völkerschaften wohnten; der Deutschen Sinn stand aber von nun an nach den schönen Fluren jenseits der Alpen, von denen sie gehört hatten. Sie schickten eine Gesandtschaft nach Rom und verlangten Wohnsitze in Italien, wogegen sie ihren Beistand in jedem Kriege anboten; allein die Römer wollten von solchem Vertrage nichts wissen, sondern glaubten den erlittenen Schimpf durch andere Heere, unter besseren Feldherren, auszuwetzen. Aber es ging ihnen noch viermal nach einander eben so, als in der ersten Schlacht, ja die letzte an dem Rhone-Flusse im Jahr 105 vor Chr. Geb. war so schrecklich, daß ihnen 80,000 Krieger und 40,000 Troßknechte von den Deutschen erschlagen wurden.

Diese Niederlage verbreitete Schrecken durch ganz Italien; die Römer glaubten die fürchterlichen Feinde schon vor den Thoren Roms zu sehen und wußten noch lange Zeit nachher einen recht entsetzlichen Schrecken nicht kräftiger zu benennen, als wenn sie ihn einen cimbrischen Schrecken nannten. Niemand hatte Lust, sich an die Spitze eines Heeres zu stellen, und die Deutschen hätten in diesem ersten Augenblicke der Bestürzung vielleicht ganz Italien erobern können; sie zogen aber nicht über die Alpen, sondern blieben in Frankreich und ließen den Römern Zeit, sich zu erholen. Aus welcher Ursache, ist nicht bekannt.

Wodurch diese rohen Krieger die sehr geübten und gewiß nicht feigen Römer so gänzlich besiegt hatten, das war, außer der großen Ueberlegenheit ihrer Stärke, auch ihre einfach kräftige Art der Kriegsführung. Die feinere Kriegskunst der Römer, die schon nach unserer Weise eine genaue Eintheilung in größere und kleinere Haufen, geschlossene Reihen, und schnelle übereinstimmende Wendungen gebrauchten, kannten sie nicht; sondern die Kunst ihrer Eintheilung bestand darin, daß Verwandte, Freunde und Nachbarn zusammen standen und zusammen, einer für des andern Ehre, Freiheit und Leben, kämpften. Hinter den Schlachtreihen hielten die Weiber und Kinder auf zahllosen Wagen und ermunterten die Streiter durch Lob und Tadel und durch ihr Flehen, sie nicht in die feindliche Knechtschaft fallen zu lassen, zu der höchsten Tapferkeit. Außerdem feuerten

sie sich durch einen lauten, furchtbar tönenden Schlachtgesang an, dessen Schall sie oft noch dadurch verstärkten, daß sie die hohlen Schilde vor den Mund hielten. — Die Kunst ihres Angriffs bestand darin, daß sie einen Keil bildeten, die Tapfersten und Stärksten voran; wenn diese die Linien der Feinde durchbrochen hatten, so drängten die Nachfolgenden in immer breiteren Reihen nach und machten die Lücke immer größer. Durch so einfache Mittel besiegten damals die Deutschen mit ihren hölzernen Schilden und einem Stocke, der vorn eine eiserne Spitze hatte, die stolzen Römer, die vom Kopf bis zu den Füßen mit Eisen bedeckt waren.

---

2. Die Teutonen werden geschlagen. 102 vor Chr. Geb.

Die Römer hatten nur Einen Mann, den sie den furchtbaren Deutschen als Feldherrn entgegenzustellen wagten; der war Marius, ein Mann von niedriger Herkunft, aber zum Kriege geboren. Er war rauh uud streng, aber sehr tapfer und unerschrocken, und gegen sich selbst eben so hart als gegen die Soldaten. Er wußte wohl, wodurch hauptsächlich das Unglück seiner Landsleute gekommen war; die alte strenge Kriegszucht war erschlafft, Ueppigkeit und Weichlichkeit waren in das Lager gedrungen und damit, wie unausbleiblich ist, Ungehorsam und Unordnung. Marius fing damit an, die alte Kriegsordnung wieder herzustellen. Der viele Troß wurde abgeschafft, jeder mußte sein Gepäck selber tragen, seine Speisen selbst bereiten, auf hartem Lager ruhen, und statt der Festlichkeiten gab es tagtäglich angestrengte Uebungen in den Waffen, im Marschiren, im Schanzenaufwerfen und Gräbenziehen. Und keiner hatte den Muth, sich über diese Beschwerden zu beklagen, denn der Feldherr theilte sie alle mit dem gemeinsten Soldaten.

Die Deutschen ließen ihm Zeit, diese Vorbereitungen zu machen und sich in Wahrheit ein neues Heer zu schaffen; sie weideten ihre Herden ruhig in den Triften des südlichen Frankreichs. Die Römer aber, voller Zuversicht auf ihren Feldherrn, machten ihn viermal hintereinander zum Consul, d. h. zum ersten Beamten in ihrem Reiche, obwohl es gegen die Gesetze war, daß ein und derselbe Mann auch nur zwei Jahre hintereinander dieses höchste Amt bekleidete. So groß erschien ihnen die Noth!

Drei Jahre nach dem letzten Siege über die Römer brachen die deutschen Völkerschaften wieder auf, um über die Alpen nach Italien zu ziehen; die Cimbern mit den Tigurinern durch die Pässe von Tyrol, die Teutonen mit den Ambronen wollten von der Rhone her durchbrechen; diesen letztern stellte sich Marius entgegen. Er hütete sich jedoch noch immer vor einer offenen Feldschlacht mit ihnen und hielt seine Soldaten in einem wohlverwahrten Lager zusammen; sie sollten sich erst an den Anblick der fürchterlichen Feinde gewöhnen und diese selbst, die er als sehr feurig und ungestüm kannte, sollten durch sein Zögern ermüdet werden, damit sie ihm endlich in der Ungeduld eine Blöße gäben. Und so geschah es auch. Des langen Wartens müde, da die Römer weder durch Herausforderung noch durch Schimpfreden hinter ihren Wällen herauszulocken waren, beschlossen die Teutonen endlich, an dem römischen Lager kühn vorüber zu ziehen, es hinter sich zu lassen und über die Alpen zu gehen.

Sie brachten auf, riefen den Römern auf ihrem Walle zu: „ob sie etwas an ihre Frauen nach Italien zu bestellen hätten?“ und ihr Zug am Lager her dauerte sechs Tage.

Marius brach gleichfalls auf, und zog in einiger Entfernung, auf kürzerem Wege über die Höhen, neben ihnen her. Er wählte hochliegende, feste Lagerplätze, wo die Feinde ihn nicht angreifen konnten. In der alten Zeit, da man noch keine Feuergewehre hatte, war es ein großer Vortheil, wenn man höher stand als der Feind. Unsere Kugeln fliegen auch recht gut eine Höhe hinan: die Lanzen aber, die mit der Hand geworfen und die Pfeile, die mit dem Bogen geschossen wurden, hatten viel größere Kraft, wenn sie von der Höhe herab kamen. Dazu wurde ein römisches Lager mit sehr vieler Sorgfalt mit tiefen und breiten Gräben, Erdwällen und Schanzpfählen, angelegt und jeder Soldat mußte auf dem Marsche eine Schaufel, oder Hacke, oder einen Schanzpfahl mit sich tragen, damit an dem Lagerorte in wenig Stunden eine feste Verschanzung rund um das Heer gezogen werden konnte.

In den Gegenden bei der jetzigen Stadt Aix (Aquä Sextiä) im südlichen Frankreich mußte Marius das Lager an einem sehr trockenen Ort nehmen, weil die Deutschen sich unten am Flusse gelagert hatten, und seine Soldaten verschmachteten bei der saueren Schanzarbeit fast vor Durst. Auf ihre Klagen antwortete Marius lächelnd: „da unten ist ein Trunk Wasser für Blut zu kaufen.“ — „Nun, so laß uns hin,“ riefen die Soldaten, „so lange unser Blut in den Adern noch flüssig ist.“ Allein kurz und bestimmt befahl der Feldherr, die Schanzarbeit müsse erst fertig sein, und die Soldaten wagten nicht, den Platz zu verlassen oder auch weiter zu murren. Aber einige Troßknechte hatten sich doch an den Fluß gestohlen, um für ihr Lastvieh Wasser zu schöpfen; da trafen sie auf Feinde, die sich mit Baden ergötzten; es waren Ambronen, die grade an dieser Seite ihr Lager hatten. Es kam zum Handgemenge, jeder Theil rief die Seinigen zu Hülfe, von beiden Seiten eilten Schaaren herbei und die Verschanzung der Römer blieb unvollendet liegen. Doch hatten sie die Ueberzahl und trieben die Ambronen in ihr Lager zurück, wo indeß die Weiber wüthend mit Beilen und andern Waffen auf die Römer loshieben. Diese verfolgten ihren Sieg auch nicht weiter, weil die Teutonen in hellen Haufen ihren Genossen zu Hülfe kamen, sondern zogen in ihr halbfertiges Lager zurück.

Ihr Glück an diesem Abend war der Vorbote eines größern Sieges. Zwar standen sie noch eine angstvolle Nacht aus: denn aus dem Lager der Deutschen scholl ein so schreckliches Geheul und Geschrei, wahrscheinlich eine Todtenklage über die Gefallenen, zu ihnen herauf, daß sie nicht anders dachten, als der ganze Haufe werde nun sogleich gegen ihr noch unbewehrtes Lager heranstürmen. Aber die Deutschen kamen nicht, und Marius hatte nun endlich das Herz gefaßt, sie in offner Feldschlacht zu bekämpfen. Er schickte noch in der Nacht einen seiner Anführer, Marcellus, mit 3000 ausgesuchten Leuten auf einem Umwege den Feinden in den Rücken und er selbst stellte am Morgen sein Heer auf den Hügeln in Schlachtordnung. Voller Freude, daß die feigen Römer endlich Stand hielten, stürmten die verbündeten Deutschen im Laufe die Hügel herauf. Aber ihr Eifer war ihr Unglück. Außer Athem und ohne geschlossene Ordnung kamen sie oben an und konnten die festen Reihen der Römer nicht durchbrechen. Nach vergeblicher Anstrengung mußten sie die

Hügel hinunter zurückweichen; die Römer hinter ihnen her, und zu gleicher Zeit die 3000 Auserlesenen aus dem Walde hervor in ihren Rücken; da kam Flucht und Unordnung unter sie; es war ein fürchterliches Gemetzel; fast das ganze Heer der Teutonen wurde erschlagen, und ihr Herzog Teutobod, ein Mann, der wie ein Riese über alle hervorragte und dabei so gewandt, daß er über sechs neben einandergestellte Pferde wegspringen konnte, wurde auf der Flucht in einem Walde gefangen. Marius hob ihn und andere gefangene Fürsten dazu auf, daß sie dereinst, wenn er selbst im Triumphe in Rom einzöge, mit Ketten gefesselt, hinter seinem Siegswagen hergehen sollten. Denn es war die Belohnung eines siegreichen Feldherrn bei den Römern, daß er auf einem prächtigen Wagen, mit dem Lorbeerkranze auf seinem Haupte, unter Jubelgesängen seiner Soldaten, in Rom einzog, vor ihm her die erbeuteten Siegeszeichen von den Feinden, und hinter ihm die vornehmsten Gefangenen, mit Ketten beladen. Waren darunter feindliche Heerführer oder gar Fürsten und Könige, so war seine Ehre und das Jubelgeschrei des Volkes am größten. Diese Schlacht bei Aix war im J. 102 vor Chr. Geb.

---

3. Die Cimbern in Italien.

Die Cimbern waren indeß mit den Tigurinern durch die Schweiz und Schwaben und dann über die Bergwege von Tyrol nach Italien gegangen. Die Tiguriner blieben in den Pässen als Wache und kehrten später in ihr Vaterland zurück; die Cimbern aber ergötzten sich in dem hohen Gebirge an dem lange entbehrten Schnee und Eise ihres nördlichen Vaterlandes, die ihnen aus ihrer Knabenzeit so lieb geworden und zu hundert vergnüglichen Spielen Anlaß gegeben hatten. Jubelnd trieben die muntersten Jünglinge auch jetzt noch einmal diese Spiele auf den Gletschern der Alpen, glitten mit bewunderungswürdiger Behendigkeit über den festgefrornen Schnee hin, oder setzten sich in ihre Schilde und fuhren pfeilschnell die steilen Hügel hinunter; und viele, um einmal recht vollkommen die vaterländische Kälte wieder zu kosten, oder um den Römern, die am Fuße der Berge Wache hielten, die Abhärtung ihrer Leiber zu zeigen, sprangen nackend im Schnee umher und badeten sich gleichsam in demselben. Verwundert beschreiben die Römer diesen seltsamen Anblick. — Hätten sie damals schon die harte Lebensart der Deutschen genauer gekannt, so würden sie sich nicht so über ihre Abhärtung gegen Eis und Schnee gewundert haben. Denn die Deutschen überhaupt richteten von Jugend auf ihre Sorge auf Abhärtung des Körpers, auf Stärke und Schnelligkeit aller Gliedmaßen. Ohne Windeln und Wiege und Federbetten wuchsen die Kinder, von kräftigen Eltern geboren, eben so kräftig heran, übten früh, fast gänzlich nackend, den Gebrauch ihrer Glieder; die gesunde Kraft ihrer Nerven ersetzte ihnen die Kleidung und widerstand den Veränderungen der Luft, der Hitze und Kälte, dem Regen und dem Schnee. Eine Bären- oder Wolfshaut, auf die Erde gebreitet, war ihr Lager, dieselbe Haut, wenn der Knabe heranwuchs, sein Mantel; der kühle Bach seine Erfrischung so gut im Winter als im Sommer; die einfachsten Speisen, Milch und Brod und das Fleisch des Wildprets, seine Nahrung. Bogen und Wurfspieß waren von

früh an sein Spielzeug und bald seine Waffe, die er nie mehr von sich ließ. Nicht die verdorbene Luft verschlossener Stuben, nicht ein tagelanges Stillsitzen mit zusammengekrümmten Gliedmaßen, und vor allen Dingen nicht eine verdorbene Einbildungskraft, welche verbotene Begierden frühzeitig weckt und den Menschen erschlafft, hemmten die gesunde Ausbildung des Wuchses; denn die Keuschheit war bei ihnen eine so große Tugend, daß der Jüngling, welcher sie verletzte, oder nur unreinen Gedanken Raum gab, von seinen Genossen verachtet wurde. So dürfen wir uns nicht wundern, daß die Deutschen ein so überaus starkes Volk waren und zu solcher Größe heranwuchsen, daß sie den Römern, die von Natur mittelmäßigen Wuchses waren, als Riesen erschienen und ihnen, wenn sie sie zum erstenmale sahen, Furcht und Schrecken einflößten.

So ging es auch den Römern, welche jetzt die Cimbern mit ihren kühnen Wagstücken die Alpen herunterkommen sahen. Der römische Anführer Catulus hatte sich an dem Etschstrome gelagert, eine Brücke geschlagen und an beiden Seiten Schanzen angelegt. Ohne sich lange zu bedenken, brachen die Deutschen Felsenstücke und Bäume los, warfen sie in den Fluß, sich einen Damm zu machen, und während vieles davon gegen die römische Brücke getrieben wurde, daß die Pfeiler krachend zu wanken anfingen, ergriff die Römer jenseits des Flusses solcher Schrecken, daß sie eiligst davon flohen; die in der Verschanzung diesseits aber wurden von den stürmenden Cimbern überwältigt. Weil sie sich als tapfere Männer gehalten hatten, schenkten ihnen diese das Leben und ließen sie frei ziehen.

Das ganze schöne Oberitalien, jetzt die Lombardei genannt, mit fetten Weiden, fruchtbaren Feldern, mit Obst- und Weingärten und vielen reichen Städten, kam nun in die Gewalt der Deutschen. Die genossen das schöne Land nach Herzenslust, vergaßen aber darüber, die erste Bestürzung der Römer zu benutzen und auf ihre Hauptstadt loszugehen. Da hatten diese Zeit, sich zu sammeln und den Marius, der indeß die Teutonen besiegt hatte, aus Frankreich herbei zu rufen. Er kam, vereinigte sich mit dem Catulus und rückte gegen die Cimbern heran. Sein Heer, des ersten Sieges froh, hatte nun schon die Zuversicht, mit der zweiten Hälfte der Feinde auch wohl fertig zu werden.

In einer großen Ebene am Po-Flusse, zwischen Vercellä und Verona, welche die Deutschen mit den Römern, wie zu einem Zweikampfe, zum Wahlplatze verabredet hatten, kam es zur Schlacht. Es war ein heißer Tag im Monat Juli. Die Hitze lastete schwer auf den Deutschen, denn diese zu ertragen waren sie nicht gewohnt; der Schweiß ermattete ihre vollsaftigen Körper, während die Römer, im heißen Italien aufgewachsen, gar nicht davon litten. Auch hatte sich Marius so gewendet, daß den Cimbern die Sonne und der Staub die Augen verdunkelten, und in dem schrecklichen Handgemenge hatten die Römer durch ihre kurzen breiten Schwerter ebenfalls großen Vortheil. So half den Cimbern an diesem Tage ihre Tapferkeit und große Menge nichts; auch nicht, daß die vorderste Reihe sich mit Ketten und Stricken an den Gürtel fest zusammen gebunden hatte, um nicht zu weichen. Sie wurden doch überwältigt und niedergehauen, und lagen nun alle, wie an einer Schnur dahingestreckt. Die Flüchtigen wendeten sich nach dem Lager zurück und die Römer verfolgten sie; da sahen sie, wie die Weiber der Deutschen in Verzweiflung viele der Fliehenden, dann ihre Kinder, und endlich sich selbst

tödteten. Auch viele der Männer gaben sich selbst den Tod, um nicht die Knechte ihrer Feinde zu werden, und es sollen ihrer im Ganzen über Hunderttausend an diesem Tage gefallen sein. Doch wurden auch noch 60,000 gefangen.

So endigte der gefährliche cimbrische Krieg und die Römer nannten in ihrer Freude den Marius einen Retter des Vaterlandes, der ihre Stadt so gut wie von Neuem erbauet habe. — Die Schlacht am Po war im Jahre 101 vor Chr. Geb.

---

4. Die Sueven.

Von dieser Zeit an war es über vierzig Jahre ruhig zwischen den Römern und Deutschen. Jene hatten zu Hause, durch innerliche Unruhen, (wovon eben der ehrgeizige Marius eine Hauptursache war) genug zu thun; und die Deutschen hielten sich eine Zeitlang in ihren Gränzen. Aber die Kriegslust war bei ihnen doch immer die heftigste Leidenschaft. Wenn nicht ganze Völkerschaften aufbrachen, um mit dem Schwerte neue Wohnplätze zu suchen, so machten sich die muthigsten Jünglinge unter einem erfahrnen und tapferen Anführer auf, führten einen schnellen Kriegszug in andere Länder aus, oder boten ihre Dienste an, wo irgend ein Streit war. Solche Verbindungen zwischen einem der edeln Anführer und denen, die ihm folgten, nannte man ein Gefolge; es war eine Waffenbrüderschaft auf Wort und Ehre, auf Leben und Tod. Der Anführer, als der Reichere, gab seinem Gefolge Pferd und Waffen, und aus der gemeinschaftlichen Beute jedem sein Theil. In allen Gefahren war er der Erste und der andern Vorbild; sie eiferten ihm in der Tapferkeit nach, und wenn er unglücklicherweise fiel, so schützten die Genossen gewiß noch seinen Leichnam, bis sie ihn aus Feindes Hand erretteten, oder mit ihren eignen Leibern begruben. Es war ohne Beispiel, daß einer die beschworene Treue gebrochen hätte.

Von den Gefolgen ganz verschieden war der Heerbann. Das war der Kriegshaufe der ganzen waffenfähigen Mannschaft eines Volkes, und er mußte ganz oder zum Theil, wie es Noth that, ausziehen, wenn ein eigentlicher Volkskrieg zur Vertheidigung des Landes, oder zum allgemeinen Angriff gegen einen gefährlichen und verhaßten Feind, geführt wurde. Der Heerbann wurde durch den Herzog, der aus den Tapfersten gewählt wurde, geführt; dieser hatte für die Zeit des Krieges eine große Gewalt, sobald der Krieg aus war, war er nicht mehr, als die übrigen freien Männer.

Besonders stark war der Heerbann bei den Sueven, einem Völkerbunde aus mehreren deutschen Völkerschaften, die einen großen Theil Deutschlands inne hatten. Sie wohnten vom Ober-Rheine an durch Schwaben, Franken, die Rhein- und Maingegenden, das jetzige Hessen, Thüringen, an der Saale und Elbe hin, im jetzigen Brandenburg, bis an die Ostsee. Diese Völker hatten früh erkannt, daß sie durch Vereinigung stark würden und hielten daher auf strenge Ordnung unter sich. Ihr ganzes Gebiet war in 100 Gaue eingetheilt, und aus jedem Gaue mußten jährlich 1000 rüstige Männer in den Waffen sein, um Feinde anzugreifen oder abzuwehren. Das gab ein tüchtiges Heer von 100,000 Mann. Die zu Hause blieben, mußten den

Acker für die Ausgezogenen mit bestellen, und dafür blieben diese im nächsten Jahre zu Hause und andere zogen an ihrer Statt aus. So blieb das Volk für Krieg und Frieden gleich gut geübt, und kein Feind wagte sich an sie. Und damit sie ferner auch unter sich einig blieben und nicht durch übermäßigen Reichthum und traurige Armuth Unterdrücknug entstände, hatten sie eine besondere Einrichtung ausgesonnen. Keine Familie hatte ihr festes Eigenthum, sondern eine jede erhielt von den Vorstehern ein Stück Land angewiesen, das sie in diesem Jahre bebaute und im nächsten einer andern Familie abgab. So war jedes Geschlecht eigentlich in beständiger Wanderung, konnte sich keine prächtigen Häuser bauen, keinen Reichthum häufen und dadurch Macht erwerben, sondern alle waren gleich reich und gleich arm. Es konnte kein Eigennutz unter ihnen einreißen, welcher der größte Feind alles Gemeinsinnes ist; der Einzelne mußte sich selbst vergessen und sein größtes Glück in der Freiheit und Ehre des Bundes suchen; und dieser Geist machte den suevischen Bund in der ältesten Zeit zu dem mächtigsten in ganz Deutschland. „Die unsterblichen Götter selbst könnten es mit den Sueven nicht aufnehmen" — so sprachen die Usipeter und Tenchterer, zwei westphälische Völkerschaften, die von den Sueven verdrängt waren, einst zu den Römern.

---

5. Arioviſt und Cäſar. 58 vor Chr. Geb.

Bei diesen Sueven war um das Jahr 70 vor Chr. Geb. ein mächtiger und berühmter Herzog, Arioviſt, der zwischen der Donau und dem Neckar im jetzigen Schwaben wohnte. Besonders hatte er ein großes Waffengefolge um sich versammelt, womit er schon in manchem Streite den Ausschlag gegeben hatte. Sein Ruf hatte sich auch nach Gallien oder dem jetzigen Frankreich verbreitet, und ein dortiges Volk, die Sequaner, riefen ihn daher gegen ihre Feinde, die Aeduer, zu Hülfe. Er ließ sich nicht lange einladen, ging über den Rhein, verschaffte den Sequanern auf der Stelle den Sieg, aber anstatt nun wieder nach Hause zurückzukehren, blieb er da und behielt das beste Stück Landes als seine Eroberung. Da der Ruf des schönen Landes nach Deutschland kam, sammelten sich immer mehrere Sueven zu ihm, und bald hatte er mehr als 100,000 streitbare Männer um sich. Den Galliern gefiel das übel; sie versuchten, die Gäste durch Gewalt der Waffen zu vertreiben, aber Arioviſt schlug sie aufs Haupt und behielt das Land.

Nach einiger Zeit kam von der anderen Seite, über die Alpen her, ein anderer Heerführer angezogen, der noch größere Plane im Sinne hatte; das war der römische Feldherr Julius Cäſar. Diesem Manne war von Jugend auf der Sinn auf großen Ruhm und außerordentliche Kriegsthaten gerichtet gewesen; er suchte Gefahren, um sich einen Namen zu machen und sich ein ganz ergebenes und gehorsames Kriegsheer zu bilden. Denn in einem langen Kriege, weit von Italien, konnte er die Soldaten ganz an sich gewöhnen, daß sie ihm allein anhingen und ihn am Ende wohl gar zum Herrn des römischen Reiches machten. Zu einem solchen Kriege schien ihm das Land Gallien recht geeignet. Dasselbe war unter viele einzelne Völkerschaften vertheilt, die bald Freund bald Feind unter einander waren und von ihrer alten

Tapferkeit schon viel verloren hatten. Plötzlich erschien daher Cäsar mit einem römischen Heere im Lande an der Rhone, nachdem er die Schweizer schon in einer blutigen Schlacht besiegt hatte.

Den Galliern, welche seine Absicht noch nicht kannten und für jetzt nichts dringenderes im Sinne hatten, als von Ariovist erlöst zu werden, kam er ganz erwünscht; sie baten ihn inständigst, sie doch von den Deutschen zu befreien. Diese Einladung gefiel Cäsar, er rückte am Juragebirge herauf und forderte von Ariovist, er solle nun keine Deutsche mehr über den Rhein kommen lassen und die gallischen Völker durchaus nicht mehr beunruhigen. Ariovist antwortete ganz ruhig: „Er hätte die Gallier besiegt und wüßte eben so gut, als die Römer, wie man den Sieg benutzen müsse. Die Waffen hätten ihm sein Recht gegeben, und wenn Cäsar das etwa bezweifelte und die Gewalt deutscher Waffen versuchen wollte, so werde er erfahren, ob er und seine Waffenbrüder, die nun seit 14 Jahren unter kein Dach gekommen wären, dieselben zu führen wüßten."

Cäsar ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern rückte auf ihn los; sein Heer aber fühlte plötzlich dieselbe Furcht vor den Sueven, wie sie einst ihre Vorfahren vor den Cimbern und Teutonen gefühlt hatten.

Diese Feinde schienen ihnen so furchtbar, daß sie sich fest überzeugt hielten, sie würden hier alle ihren Untergang finden. Die Soldaten saßen ohne Scheu in ihren Zelten und weinten; andere machten ihr Testament; noch andere, die freiwillig von Italien mitgezogen waren, suchten irgend einen Vorwand, um nur schnell nach Hause zurückzukehren. Cäsar wußte nicht, was er mit seinem muthlosen Heere anfangen sollte; endlich versammelte er die Anführer, redete ihnen kräftig zu und schloß damit, daß er erklärte: „Wenn auch alle übrigen ihn verließen, so wisse er doch ganz gewiß, daß die zehnte Legion ihn nicht verlassen würde; mit ihr allein wolle er gegen den Feind ziehen." — Die zehnte Legion war immer seine beste gewesen; sie fühlte sich jetzt durch jenes Wort so außerordentlich geehrt, daß sie auf der Stelle ausrief, Cäsar solle sich in seinem Zutrauen nicht betrogen haben; und nun schämten sich auch die andern und erklärten dasselbe.

Diese Stimmung hätte Cäsar gern sogleich benutzt; aber die Deutschen wichen der Schlacht sorgfältig aus. Das war sonst gar nicht ihre Art, und Ariovist mußte seine Absichten dabei haben. Er ließ sich nur in kleine Gefechte ein und suchte dem Cäsar die Lebensmittel abzuschneiden. Die Sueven hatten eine eigene Art, diese kleineren Gefechte zu liefern, die den Römern noch unbekannt und höchst verderblich war. Wenn sich irgend ein Trupp Römer zum Futterholen aus dem Lager wagte, so schickten sie plötzlich einen Haufen Reiter gegen sie ab. Vor Reitern allein fürchtete sich in der alten Zeit das Fußvolk nicht besonders; denn jene waren noch nicht geübt, in festen Reihen einen Sturm zu machen, sondern flankirten mehr einzeln herum, die Zerstreuten und Flüchtlinge niederzuhauen; das Fußvolk dagegen verstand die Kunst sehr wohl, sich in feste Reihen zusammen zu schließen und die langen Speere wie eine undurchdringliche Stachelreihe vorzustrecken; und gegen die Pfeile und Wurfspeere der Reiter waren sie durch Schild, Helm und Harnisch genugsam geschützt.

Mit den suevischen Reitern war es aber anders. Wenn diese den Römern nahe gekommen waren, so sprang auf einmal zwischen jedem Paar Pferde

ein Fußkämpfer hervor, die ſchloſſen ſich zuſammen und griffen nun gemeinſchaftlich mit den Reitern die Römer an; und dieſe zogen meiſtentheils den kürzern, weil ſie ſich unerwartet gegen einen doppelten Angriff vertheidigen mußten. Das war eine meiſterhafte Erfindung der Deutſchen, und ihre Geſchicklichkeit und Behendigkeit dabei war ſehr zu bewundern. Die ſchnellſten Jünglinge wurden dazu ausgewählt, oder, was noch beſſer war, jeder Reiter wählte ſich ſeinen Gefährten aus ſeinen Freunden ſelbſt. Dieſe Jünglinge übten ſich nun ſo trefflich im Laufen mit den Pferden, indem ſie ſich an den Mähnen derſelben feſthielten, daß ſie zuletzt im allerſchnellſten Rennen mit fortſpringen konnten. Wie ein Sturmwind waren ſie dem Feinde auf dem Nacken; war er aber zu ſtark, ſo verſchwanden ſie ihm mit den Reitern eben ſo ſchnell wieder aus den Augen. Als die Römer über dieſe einzelnen Gefechte ſchon höchſt ungeduldig waren, erfuhr Cäſar endlich durch einige Gefangene, warum die Deutſchen ſich in keine Hauptſchlacht einlaſſen wollten; die wahrſagenden Frauen im Lager hatten nemlich eine Schlacht vor dem Neumonde verboten, weil ſie unglücklich ſein werde. Es war eine auffallende Eigenheit bei den Deutſchen, daß ſie den Frauen eine beſondere Kraft der Wahrſagung zutrauten; ſie glaubten, die Götter verkündigten durch ihren Mund am erſten die Zukunft. Darum waren faſt immer bei jedem Volke einige heilige, wahrſagende Frauen, deren Rathe ſie folgten und die ſie beſonders mit in den Krieg nahmen, um ja nicht zu einer ungünſtigen, den Göttern mißfälligen, Zeit eine Schlacht anzufangen. Der Neumond war ihnen immer eine bedeutungsvolle Zeit; an Neumonden und Vollmonden kam auch in Friedenszeiten gewöhnlich die Volksgemeinde zur Berathſchlagung zuſammen; nun hatten auch diesmal die heiligen Frauen dem Arioviſt den Neumond zur Schlacht beſtimmt; den wollte er abwarten.

Sobald aber Cäſar dieſes erfahren, rückte er dicht an das Lager der Deutſchen und machte Miene, es anzugreifen. Eine ſo nahe Ausforderung konnten dieſe doch nicht ertragen; das war ihrer Ehre zuwider. Sie rückten gleichfalls in Schlachtordnung aus dem Lager, und nun begann der Kampf. Die Deutſchen machten den Angriff mit ſolcher Hitze, daß die Römer nicht einmal Zeit behielten, ihre Wurfſpieße zu ſchleudern, ſondern ſogleich ihre Schwerdter ziehen mußten. Ihr linker Flügel wurde in die Flucht getrieben; der rechte aber, wo Cäſar ſelbſt befehligte, ſchlug ſeinerſeits den linken Flügel der Deutſchen, und nun kam es darauf an, wer am ſchnellſten die Ordnung der geſchlagenen Haufen wiederherſtellen konnte. Das war aber Cäſar; denn das römiſche Heer war beſſer an Gehorſam und Ordnung gewöhnt; die Deutſchen dagegen verließen Reih und Glied ſogleich, wenn ihr Angriff geglückt war, in Verfolgung des Feindes. Das benutzte Cäſar weislich, ließ die geſchlagenen Haufen der Deutſchen fliehen, wendete ſich mit ſeinem ſiegreichen Flügel ſchnell gegen die andern, welche die geſchlagenen Römer verfolgten, trieb ſie auch in die Flucht und richtete eine große Niederlage unter ihnen an. Alles floh nach dem Rheine zu, aber nur wenige kamen durch Schwimmen oder auf Kähnen mit Arioviſt hinüber, denn die römiſche Reiterei holte ſie faſt alle ein und hieb ſie nieder.

Dieſe Schlacht geſchah in der Gegend des heutigen Beſançon im Jahre 58 vor Chr. Geb.

Von Arioviſt hören wir in der Geſchichte weiter nichts.

Cäsar aber verfolgte, nachdem er mit Ariovist fertig geworden war, seine Absichten gegen die gallischen Völker, und diese merkten nun zu spät, daß sie an ihm einen noch viel schlimmeren Gegner hatten. Ariovist hatte doch blos in einem Landstriche von Gallien seine Wohnung aufschlagen wollen; Cäsar aber ruhete nicht eher, als bis er das ganze weite Land, vom mittelländischen Meere bis zur Nordsee, und vom atlantischen Meere bis an den Rhein, in seine Gewalt gebracht hatte. Und was es heiße, den Römern dienen, das merkten die gallischen Völkerschaften bald, da sie von den habsüchtigen Statthaltern derselben ausgesogen wurden.

Cäsar selbst kam auch an den Niederrhein und bis nach Holland; und in seiner Kriegslust bauete er sogar, um die Deutschen seine Waffen in ihrem eigenen Lande fühlen zu lassen, eine große hölzerne Brücke zwischen Koblenz und Bonn über den Rhein. Es war ein bewunderungswürdiges Werk, in zehn Tagen Zeit vollbracht; aber eben so schnell wurde es auch wieder abgebrochen. Denn die Deutschen, die seine Absicht merkten, brachten ihre bewegliche Habe, nebst ihren Weibern und Kindern, rückwärts in die Wälder und sammelten nun die ganze streitbare Mannschaft in einer vortheilhaften Stellung ebenfalls zwischen Wald und Sumpf. Sie würden die Römer übel empfangen haben, wenn diese sich hätten dahin locken lassen; aber Cäsar fühlte keine Lust dazu, sondern kehrte um, nachdem er achtzehn Tage am rechten Rheinufer gestanden und die nächste Gegend umher mit Sengen und Brennen verwüstet hatte. Nachher ist er noch einmal an einer anderen Stelle über den Rhein gegangen, aber noch schneller wieder umgekehrt.

Von Cäsar wurde der Grund zu der nachherigen Stadt Cöln gelegt.

---

6. Das alte Deutschland.

Schon Cäsar wurde mit den Deutschen so weit bekannt, daß er viele merkwürdige Nachrichten von ihnen aufschreiben konnte; und nach ihm haben die Römer sie noch genauer kennen gelernt, und wir verdanken denselben alles, was wir noch von unsern frühern Vorfahren wissen. Denn diese selbst kannten damals noch keine Schreibekunst und hätten uns also gar keine Nachricht von sich zurücklassen können.

Zwar, woher diese unsere Vorfahren eigentlich stammten, da sie doch ohne Zweifel zu irgend einer Zeit in das, vorher wüste, Land eingewandert waren, — das können uns auch die Römer nicht sagen. Doch ist es wohl als ausgemacht anzunehmen, daß sie mehrere hundert Jahre vor Chr. Geb. aus Asien, wo der erste Wohnsitz des Menschengeschlechts war, um das schwarze Meer herum, durch Ungarn und Polen, eingewandert sein und sich dann immer weiter in den ungeheuren Urwäldern ausgebreitet haben mögen. Denn mit diesen war unser ganzes Vaterland damals ohne Zweifel noch bedeckt. Die Römer selbst schildern Deutschland, als sie es kennen lernten, wie ein rauhes, unwirthbares, mit Wald und Sumpf bedecktes Land und können nicht begreifen, wie jemand dieses Land zu seinem Wohnsitze wählen könne. Durch ganz Deutschland erstreckte sich, wie sie erzählen, ein großes Waldgebirge, der Herzynische Wald genannt, von 60 Tagereisen in der Länge, und mehr zum Wohnplatz wilder Thiere als der Menschen gemacht.

Von Früchten, die dem Menschen liebliche Nahrung bieten, war nichts zu finden; die ersteren Einwohner mußten sich, außer mit einigen wilden Beeren und Wurzeln und den Früchten der urakten Eichen und Buchen, mit dem Fleische des Wildprets, welches sie jagten, begnügen, bis sie Feld zum Getreidebau urbar gemacht und sich Heerden von zahmem Vieh gezogen hatten.

Unsere Vorfahren haben indeß wohl gewußt, warum sie gerade dieses Land zu ihrem Wohnplatz nahmen. Unser Vaterland ist ein treffliches und gesegnetes Land, in welchem Berg und Thal, Flüsse und Seen, Wald und Wiese und fruchtbares Feld, auf das Mannigfaltigste mit einander abwechseln. Eine gesunde und reine Luft stärkt die Körper der Menschen und hält ein schönes Mittel zwischen der ausdörrenden Sonnenhitze der mittäglichen Länder, welche den Leib erschlafft und giftiges Ungeziefer aller Art ausbrütet, und zwischen der herben Kälte, die bald über uns nach Mitternacht zu anfängt und den Schooß der Erde acht und mehre Monate im Jahre verschlossen hält, so daß er nur sparsam die Früchte der Nothdurft hervorbringt und daß die Bäume nur wie ein Gebüsch über den Erdboden dahinkriechen. Unser Boden dagegen giebt gute Frucht, aber nicht so leicht und überflüssig, daß der Mensch, wie in manchen andern Ländern, in Trägheit und Sorglosigkeit versinken dürfte; sondern er will mit treuer Pflege gewartet sein, und Sonnenschein, wie Regen müssen im rechten Maaße der Arbeit des Landmanns zu Hülfe kommen, so daß dieser täglich erinnert wird, sich mit seiner Bitte zu dem Geber alles Guten zu wenden. So ist unser Vaterland ganz geeignet, ein fleißiges, mäßiges, treues und gottesfürchtiges Geschlecht zu ernähren.

---

7. Die Sitten und Einrichtungen der alten Deutschen.

Um die Zeit nicht lange vor Christi Geburt lernten die Römer noch mehrere einzelne, von einander unterschiedene, Völkerschaften in Deutschland kennen. Sie kamen aber alle überein in der Lust zum Kriege, in Tapferkeit und Abhärtung, und in dem großen, starken Bau ihrer Körper, die wir oben schon bei den Cimbern und Teutonen und bei den Sueven beschrieben haben. Die Männer übten sich immer in den Waffen; war es nicht im Kriege, so war es auf der Jagd. Denn nur diese beiden Beschäftigungen hielten sie eigentlich des freien Mannes würdig; die gewöhnliche tägliche Arbeit im Hause oder auf dem Felde überließen sie meistens den Weibern und Knechten. Die Jagd war nicht so leicht und gefahrlos, wie jetzt, sondern mit ihren unvollkommenen Waffen mochten sie manchen harten Kampf mit den Bären, Wölfen und Auerochsen zu bestehen haben. Früh nahm der Vater seinen Sohn mit auf die Jagd, daß er seinen Wurfspieß gebrauchen lernte; der schönste Tag für den Jüngling war aber der, wenn er in der öffentlichen Volksversammlung von dem Fürsten oder von seinem Vater feierlich mit Schild und Speer geschmückt und dadurch in die Zahl der Männer aufgenommen wurde. Nun durfte er mit in den Krieg ziehen und mit in der Volksversammlung erscheinen, um bei den öffentlichen Angelegenheiten auch seine Stimme zu geben.

Wenn es keinen Krieg und keine Jagd gab, so liebten die Deutschen über alles ein munteres Gastmahl. In ihrer Gutmüthigkeit theilten sie gern

von dem Ihrigen mit, bewirtheten gern einen Gastfreund und schenkten ihm noch auf den Weg, was er sich wünschte. Weil ihr Herz offen und treu war, so offenbarten sie ihre Gesinnung unverholen in heiterer Gesellschaft; ja, sie warfen oft wichtige Fragen über Krieg und Frieden und andere Volksangelegenheiten beim Gastmahle auf, beredeten sie mit der größten Wärme, und jeder sagte frei seines Herzens Meinung. Den Beschluß faßten sie aber, wenn sie wieder ruhig waren und das rasch gesprochene Wort prüfen konnten.

Vor allen Dingen rühmen die Römer die Treue der Deutschen. Unwandelbare Treue übte der Mann gegen die Frau und die Frau gegen den Mann, Vater und Söhne, Nachbarn, Gemeindegenossen, und die zu einem Völkerbunde gehörten, untereinander, der Gastfreund gegen seinen Gast, die Fürsten und ihre Untergebenen, der Herzog und sein Gefolge, überhaupt alle, die durch Natur oder durch irgend einen Vertrag mit einander verbunden waren. Besonders streng waren sie in Absicht des Bundes, der einen oder mehrere Stämme zu einer Eidgenossenschaft verband. Jede Treulosigkeit gegen den Bund, ingleichen Feigheit, wenn es die Vertheidigung des Bundes galt, wurde mit dem Tode bestraft. Doch hielten sie den Feigen und den Verräther des Todes mit dem Schwerte nicht würdig; er wurde in einem Sumpfe erstickt. Schande galt bei ihnen mehr als die Strafe selbst, und überhaupt vermochten bei ihnen die guten Sitten mehr, als anderswo die Gesetze. So muß es sein, wenn ein Volk wahrhaft frei und glücklich sein will. — Zu den sehr guten Sitten gehörte auch ihre Keuschheit und ihre Achtung gegen die Frauen. Dadurch zeichneten sich unsere Vorfahren vor allen Völkern des Alterthums, selbst vor den fein gebildeten Römern und Griechen aus; denn diese achteten im Grunde die Frauen sehr wenig, weil sie das schwächere Geschlecht sind, und behandelten sie nur zu häufig als die Sclavinnen der Männer. Daher konnten sich die Römer auch nicht genug wundern, als sie von einem deutschen Volke hörten, welches von einer Königin regiert werde. Das war freilich auch bei den Deutschen nur ein ganz seltener Fall.

Einige deutsche Völkerschaften scheinen erbliche Könige gehabt zu haben, andere wählten sich ihre Fürsten; besonders wurden die Herzöge, die Anführer im Kriege, aus den Tapfersten gewählt. Im Kriege war strenger Gehorsam gegen das Wort des Anführers Pflicht; im Frieden gab jeder freie Mann seine Stimme mit, wenn etwas Wichtiges beschlossen werden sollte. Dann versammelten sie sich zur Volksgemeinde; die Priester, welche im höchsten Ansehen standen, hielten Ordnung und geboten Stillschweigen; der König, die Fürsten und Angesehensten, welche schon vorher die Sache unter sich überlegt hatten, die Aeltesten, welche aus langer Erfahrung den besten Rath ertheilen konnten, nahmen das Wort und redeten für oder wider die Sache. Nahm das Volk den Vorschlag an, so schlug es die Waffen klirrend aneinander; das war das ehrenvollste Zeichen des Beifalls; verwarf es ihn, so geschah dies durch Zischen und Gemurmel.

Wenn etwa in der Versammlung das Todesurtheil über einen Volksverräther oder andern schweren Verbrecher gefällt werden sollte, so konnte das nur der Priester thun. Der sprach im Namen der Gottheit; nur den Göttern räumten sie das Recht ein, über das Leben eines freien Mannes das Urtheil zu sprechen.

Ueberhaupt war die Ehrfurcht der alten Deutschen gegen ihre Götter

sehr groß, und ihre Begriffe von denselben reiner und erhabener als bei allen andern heidnischen Völkern, sowohl der alten, als der neuern Zeit. Sie dichteten ihren Göttern nicht so viele kleinliche Fehler und menschliche Leidenschaften an, und die Ahnung einer unsichtbaren, unendlichen Kraft, welche die Welt regiert, war so lebhaft in ihnen, daß sie sich nicht entschließen konnten, die Gottheit in eingeschlossenen Tempeln zu verehren; ihre Verehrungsplätze waren heilige Haine mit uralten, gen Himmel strebenden Bäumen und mit dem erhabenen blauen Himmelsgewölbe über ihnen.

Den obersten Gott nannten sie Alfadur, Allvater, mit einem andern Namen Wodan, nordisch Odhin; seine Gemahlin war Frigga. Ein dritter Gott war Teut oder Tuiskon (Stärke); sein Sohn Man galt als der Stammvater des deutschen Volkes. Auch das Feuer, die Sonne und die Erde waren Gegenstände ihrer Verehrung. Der Sonne hielten sie heilige weiße Pferde, deren kräftiges Wiehern ihnen eine gute Vorbedeutung von der Zukunft war. Die Erde, die allgemeine Mutter alles Lebendigen, wurde ebenfalls von ihnen verehrt und ihr Bild zu Zeiten verhüllt von den Priestern auf heiligem Wagen, mit geweihten Kühen bespannt, durch das Land gefahren. Dann waren fröhliche Feste überall, Friede und Freude erfüllten das Land, bis die Göttin wieder in ihr Heiligthum zurückgekehrt war.

Das kräftige Lebensgefühl unserer Vorfahren ging auch über diese Erde hinaus; sie glaubten an die Unsterblichkeit der Seele, und den seligen Aufenthaltsort der verstorbenen Helden, Walhalla, schmückte ihre Einbildungskraft mit den Lieblingsbeschäftigungen derselben im Leben, mit Kampfspielen, Jagden und fröhlichen Festgelagen aus.

In das Grab gaben sie ihren Helden den Waffenschmuck, oft sogar das Schlachtroß, mit und errichteten einen großen Hügel über dem Grabe. Solche altdeutsche Grabhügel werden noch jetzt in manchen Gegenden Deutschlands gefunden.

8. Die niederdeutschen Völkerschaften.

Diejenigen deutschen Völkerschaften, mit denen die Römer zu Cäsars Zeit genauer bekannt wurden, waren, wie wir wissen, die suevischen gewesen. Als sich die Römer in Gallien und in den Niederlanden immer mehr festsetzten und am Rheine feste Kriegslager und sogar Städte anzulegen anfingen, lernten sie auch diejenigen Völkerschaften kennen, die in dem heutigen Westphalen, an der Lippe, Ruhr, Ems, Weser, und von da weiter in Niedersachsen bis an die Elbe wohnten. Die ganze Lebensweise dieser Völker war von der der Sueven wesentlich verschieden. Es hatte sich bei der Einwanderung des Volks der Einzelne in dem weiten, unbewohnten Lande einen Platz im Thale, auf dem Hügel, an einer Quelle oder am Flusse, ausgesucht, wo es ihm am besten behagte; da bauete er sich und den Seinigen eine Hütte, machte das Land umher urbar und hegte es mit Hecke und Graben ein. Das war sein Hof, auf welchem er alleiniger Herr war und kein Mensch in der Welt ihm etwas zu sagen hatte; auf diesem wohnte er mit Frau und Kindern und Knechten und genoß den Ertrag seines Ackers und seiner Heerde als ein freier Mann. Neben ihm hatten sich andere aus seinem Stamme

auf eben diese Weise angebaut, denn die Stämme und Völkerschaften blieben in einem Landstriche zusammen. Die Nachbarn konnten über die zwischen ihnen liegende und nicht eingehegte Feldmark, wo sie jagten und ihr Vieh weideten, leicht in Streit gerathen; um dem vorzubeugen, errichteten sie einen Vertrag mit einander, wie sie es damit halten wollten ohne Streit. Es schlossen sich immer mehr Höfe einem solchen Vereine an, und so entstand die Gemeinde, eine wichtige Grundlage aller bürgerlichen Einrichtungen der Deutschen. Die Gemeinde setzte mancherlei Rechte unter sich fest und ernannte Vorsteher und Richter, um über Recht und Ordnung zu wachen. Mehrere Gemeinden, die an einander gränzten, hätten ebenfalls leicht in Streit gerathen können, und mochten es auch wohl öfter gethan haben, bis sie des Friedens halber ebenfalls sich verglichen, ein Recht und Richter schufen und daran hielten. Eine Anzahl von so vereinigten Gemeinden bildeten die Hunderte oder Cent, und mehrere Hundertschaften die größere Genossenschaft der Volksgemeinde oder des Gaues. Eine Anzahl von Gauen bildete wieder eine Völkerschaft. Jede Hunderte hatte ihren gewählten Richter, so auch jeder Gau seinen Vorsteher unter dem Namen eines Grafen (Graven, Grauen, d. h. Aeltesten), der war der oberste Richter im Frieden und Anführer des Gaues im Kriege unter dem gemeinschaftlichen Herzoge des ganzen Volkes. Das Rechtsprechen übte er mit Hülfe der Beisitzer im Gerichte, welche das Recht aus Gewohnheit und Herkommen schöpften, und daher Schöpfen oder Schöffen (Schöppen, Scheffen) hießen.

Es war natürlich, daß die Richter, Grafen und Herzöge von den reichern und mächtigern Geschlechtern genommen wurden; daß der Sohn, wenn er tüchtig war, nach des Vaters Tode bei der neuen Wahl nicht leicht übergangen, und daß wenn der Heerbann sich einmal bei einen Oberhofe zu versammeln pflegte, nicht leicht ein anderer zum Versammlungsplatze gewählt wurde. Auf diese Art bildete sich durch Reichthum und Ansehn längerer Zeit ein Adel, welcher auch in seiner Wehre*) höher stand, übrigens aber der Freiheit der Gemeinden durchaus keinen Eintrag that; denn jeder freie Mann war an sich eben so unabhängig als der Adelige und hatte seine Stimme in der Volksversammlung so gut als dieser. Doch wurde da, wo Königswürde bestand, der König immer aus dem Adel genommen, und das Königthum findet sich bei einigen deutschen Stämmen, z. B. bei den Gothen, von uralter Zeit her.

*) Wehre, Wehrgeld hieß der Preis, der als Strafe und Sühne auf die Verletzung irgend eines Rechtes des andern gesetzt war. Wenn einer den andern an seinem Vieh, Geräth oder sonstigen Eigenthum, oder an seinem eigenen Leibe verletzte, so war nach genauer Berechnung auf jede Verletzung eine Strafe an Geld und Gut gesetzt, damit nur nicht die Rache sogleich zum Blutvergießen führen möchte. So kostete der Diebstahl eines Pferdes, einer Kuh, eines Jagdhundes, die Verletzung des Armes, der Hand, eines jeden Fingers eine bestimmte Summe, die bei dem Adligen höher war, als bei dem gemeinen Freien oder gar bei dem Knechte. — Zwar kennen wir die hier kurz berührten Gesetze und Einrichtungen zum Theil erst aus späteren Nachrichten, allein es ist mit höchster Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß sie schon zu der Römer Zeit in ihren Grundlagen bestanden.

9. Der Deutschen Gefahr.

Die Römer hatten sich seit Julius Cäsar's Zeit an den Ufern des Rheines immer mehr festgesetzt, aber in das Innere unseres Vaterlandes waren sie nicht gekommen. Unter der Regierung des ersten römischen Kaisers Augustus jedoch wurden ihre Absichten gefährlicher. Wie einst Cäsar aus bloßer Eroberungslust, ohne daß die Römer von den gallischen Völkerschaften irgendwie beleidigt waren, diese mit Krieg überzogen hatte, so machte sich auch jetzt, im Jahre 12 vor Chr. Geb., des Kaisers Stiefsohn Drusus mit einem ausgesuchten Kriegsheere auf, unser Niederdeutschland, das ist vorzüglich Westphalen und Niedersachsen, zu erobern. Vom Niederrheine aus hat er vier Züge an den Ufern der Lippe und der Ems hin, bis zur Weser, und einmal sogar vom Mittelrheine bis an die Elbe gemacht, und wo er durchzog, das Land verheert. Er war ein tapferer Kriegsheld und wußte seine Sachen klug einzurichten, so daß die einzelnen Völkerschaften, auf welche er stieß, ihm nicht widerstehen konnten. Es waren niederdeutsche Völker, die noch keinen gemeinschaftlichen Bund unter einander, und noch weniger einen allgemeinen König und Anführer hatten. Da waren die Sigambrer, zwischen der Sieg, der Lippe und dem Rheine, im jetzigen Bergischen; die Brukterer an der Lippe und Ems, im Münsterschen und in der Grafschaft Mark; die Marsen in einem andern Theile des Münsterschen, die Amsibarier nordöstlich neben den Brukterern, und noch einige minder bedeutende; jenseits der Weser aber, bis über das Harzgebirge hinaus, die Cherusker, das tapferste und mächtigste von allen; an der Mündung der Weser wohnten die Chauken oder Kauchen, und westlich neben ihnen an der Nordsee die Friesen. Mit allen diesen hat Drusus zu thun gehabt. Sie konnten einzeln gegen die Uebermacht der Römer keine Hauptschlacht wagen, sondern wichen nur, wo diese herzogen, mit Weibern und Kindern und ihren Heerden in die dichten Wälder zurück und gaben den Feinden ihre Hütten zum Verbrennen preis. Das Vordringen ging für diese also leicht genug und sie fanden in den verlassenen Hütten meistens auch Lebensmittel genug für die Tage des Durchziehens. Aber nun standen sie an der Grenze ihres Zuges; vor ihnen die Weser und einmal die Elbe; jenseits eben solche Wildnisse, als durch welche sie sich schon mühsam genug durchgearbeitet hatten*). Unterdeß war es Herbst geworden; Nebel und Regen und Sturmwind machten die dichten Eichenwälder noch schauriger; Lebensmittel für ein Winterlager waren nicht vorhanden; es war kein Mittel, als auf dem Wege, den sie gekommen waren, wieder umzukehren.

Darauf hatten die Deutschen gewartet. So wie die Römer den Rückzug antraten, wobei es doch nie so ganz ordentlich zuzugehen pflegt, waren sie ihnen auf der Ferse und in den Flanken, erschlugen jeden, der nur etwas zurückblieb oder seitwärts abwich, griffen selbst die größern Haufen an und erbeuteten eine Menge des Trosses.

Einen einzigen festen Platz konnte Drusus im Innern des westphälischen Landes anlegen, das Schloß Aliso, entweder am Zusammenfluß der Alme

*) Das westphälische Land hat da, wo keine Heerstraßen sind, noch heut zu Tage Stellen, wo man im Winter und Frühjahre schwer hindurch kann. Wie mochten die Wege sein, als noch Wald und Moor ganze weite Strecken bedeckten? Der Deutsche brauchte keinen Fahrweg, als von seinem Hofe auf sein daran liegendes Feld.

und Lippe, wo jetzt Elsen, nahe bei Paderborn, liegt, oder, noch wahrscheinlicher, am Zusammenflusse der Ahse und Lippe, nicht weit von der jetzigen Stadt Hamm. Diese Festung hätte aber doch schon ein gefährlicher Ort für unser Vaterland werden können; denn da Drusus sah, daß die schnellen Streifzüge, ihm keinen Gewinn brachten, so wollte er nach und nach immer mehr solcher festen Plätze anlegen, um von da aus mit starken Besatzungen, die Sommer und Winter darin bleiben sollten, das Land umher im Gehorsam zu halten. Und wirklich hatte er schon ein Kastell am Ausfluß der Ems, wo jetzt Emden liegt, ein anderes bei Idstein, im jetzigen Nassauischen, und wohl 50 Kastelle längs dem Rheine hin angelegt. Aber zu unserm Glücke starb Drusus an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde, als er zum vierten Mal aus Deutschland zurückzog; und nun wagte für's Erste kein anderer so große Heereszüge in unsere Wälder.

Allein auf andere in sich selbst gefährlichere Weise versuchte es des Drusus Bruder Tiberius. Er war eben so listig, als Drusus tapfer war. Was er ohne ohne Blut gewinnen konnte, schien ihm das vortheilhafteste; er suchte daher unter den deutschen Völkerschaften den Samen der Zwietracht auszustreuen, einen Fürsten gegen den andern aufzuhetzen, einige durch Ehrgeiz, andere durch Belohnungen zu gewinnen. Manche ließen sich sogar verleiten, in römische Dienste zu treten, und wußten sich viel im römischen Kriegskleide oder im Priesterschmucke. Es ist nicht rühmlich, daß wir gestehen müssen, wie gut es dem Tiberius gelang.

Gegen offenbare Gewalt hatten die deutschen Völkerschaften ihr Freiheit gut geschützt, aber durch diese langsamen, freundlich scheinenden Fortschritte der Römer wäre sie beinahe verloren gegangen.

Außer dem Schlosse Alisо waren in den westphälischen Gegenden nach und nach mehrere andere Lagerplätze von den Römern angelegt und besetzt. Da wohnten sie Sommer und Winter, brachten dahin ihre Waaren und verhandelten sie an die Deutschen. Diese sollten sich an eine feinere, üppigere Lebensweise gewöhnen, damit sie die römischen Waaren nicht mehr entbehren könnten. Derjenige aber, der einmal mehr nöthig zu haben glaubt, als zu seines Leibes Nothdurft erforderlich ist, wird bald weichlich und dient lieber, als daß er seinem Wohlleben entsagen sollte.

Ferner wollten die Römer den Deutschen auch ihre Sprache und ihre Gesetze aufdringen, und damit wäre die Unterjochung so gut als vollendet gewesen. Denn wenn ein Volk die Sprache eines andern angenommen hat, so denkt es auch bald so, wie das andere; und die römischen Gesetze waren den Deutschen so ganz widersprechend, daß diese ihre Sitten und Einrichtungen ganz hätten umkehren müssen, um nach jenen leben zu können.

Am weitesten hatte es der römische Statthalter Varus schon gebracht, der gegen das Jahr 9 nach Chr. Geb. in Niederdeutschland den Befehl führte. Er hielt schon auf römische Weise Gericht in den deutschen Gauen, ließ das Recht durch römische Advokaten mit aller Spitzfindigkeit auslegen, und, was die Deutschen am meisten aufbrachte, er ließ nach römischer Sitte die Beile mit den Ruthenbündeln vor sich hertragen, welche ein Zeichen seines Rechtes über Leben und Tod und körperliche Züchtigung sein sollten. Eine Züchtigung aber mit Schlägen wäre dem freien deutschen Manne die entsetzlichste Beschimpfung gewesen, und das Recht über sein Leben räumte er, wie wir schon

wissen, keinem Menschen, sondern allein der Gottheit durch den Mund der Priester ein. — Dennoch wurde der Unwille lange Zeit nicht laut und die Gegenden zwischen dem Rheine und der Weser schienen den Römern so gut wie völlig unterthan zu sein; Varus wenigstens nahm dieses für ausgemacht an.

10. Armin. 9 nach Chr. Geb.

Aber so dachte Armin, den wir Hermann zu nennen uns gewöhnt haben, ein edler deutscher Mann vom Volke der Cherusker, nicht. Das Joch eines fremden Volkes, mit fremder Sprache und verdorbenen Sitten, schien ihm so unerträglich, daß es unter jeder Bedingung und durch jedes Mittel abgeschüttelt werden müsse. Armin war eines cheruskischen Fürsten Sohn, von fürstlicher Gesinnung, und an Gestalt und Tapferkeit ein wahrer Held. Er war als Knabe nach Rom gekommen und hatte die Römer mit ihrer Staats- und Kriegskunst, so wie mit allen ihren Lastern, genau kennen gelernt. Sein Haß gegen das verdorbene Volk, welches sich anmaßen wollte, freie Menschen zu Knechten zu machen und dazu mit seinen Lastern anzustecken, wurde unauslöschlich. Er kehrte zu seinem Volke zurück, begeisterte mit seiner Rede die übrigen Fürsten und Anführer desselben, und trat an die Spitze des cheruskischen Bundes, der sich indeß gebildet hatte und fast alle westphälischen Völkerschaften umfaßte, um den verhaßten Feinden den Untergang zu bereiten. Varus merkte in seinem selbstgefälligen Hochmuthe nichts. Um ihn von seinem guten Lagerplatze weg in gefährlichere Gegenden zu locken, mußte ein entferntes Volk einen Aufstand erregen. Varus brach gegen dasselbe auf. Die verbündeten Fürsten entfernten sich, zogen ihre schon bereit gehaltenen Haufen zusammen, verabredeten den Angriff, und als die Römer mitten in den Wildnissen des Teutoburger Waldes waren — das war ein großer Wald in den Gegenden nach der Weser zu, von Paderborn über Detmold nach Herford und Minden hin —, so brachen die Deutschen von allen Seiten auf sie los.

Die Römer dachten an keinen Angriff; ohne Ordnung, mit vielem Gepäck, sogar mit einem Haufen von Frauen und Kindern, zogen sie in dem rauhen Waldgebirge daher. Der Sturmwind brauste in den hohen Gipfeln der Eichen und der Boden war von vielem Regen ganz durchweicht. Die meisten mochten sich wohl in ihrem Herzen weit weg aus diesen Wildnissen wünschen. Da kamen plötzlich aus dem Dickicht des Waldes, von allen Höhen und aus allen Schluchten, die Schaaren der Deutschen, die solche Wege und solches Wetter gewohnt waren, hervor und schleuderten ihre scharfen Wurfspeere gegen die erschrockenen Römer. Diese ordneten sich, so gut sie in den unwegsamen Gegenden konnten, nahmen das Gepäck und den Troß in die Mitte und vertheidigten sich. Aber die Sehnen der Bogen waren vom Regen erschlafft, die übrigen Waffen auch größtentheils verdorben; auf dem schlüpfrigen Boden konnten sie in ihren schweren Harnischen keinen festen Fuß fassen und den Deutschen überhaupt wenig Schaden zufügen. Viele von ihnen sanken ermattet und verwundet zu Boden.

Am Abend endlich gelang es ihnen, einen Platz zum Lager zu finden und sich zu verschanzen, so daß sie doch einige Stunden ausruhen konnten.

Am andern Morgen aber mußten sie weiter; ihre einzige Hoffnung war, sich bis zu ihren festen Plätzen, wo noch Besatzung lag, und so weiter bis an den Rhein, durchzuschlagen; und wirklich kamen sie auch in eine etwas freiere, ebnere Gegend, wo sie geschlossene Reihen bilden und die Angriffe der Deutschen besser abwehren konnten. Allein das dauerte nicht lange; bald ging ihr Weg wieder in den schrecklichen Wald. Nun griffen die Deutschen mit neuer Wuth an, erschlugen eine Menge und jubelten laut, daß der Römerhaufe immer kleiner und kleiner wurde. Noch einmal versuchten diese, ein Lager aufzuschlagen und Wall und Graben aufzuwerfen; allein die Deutschen ließen ihnen nicht Zeit dazu. Mit verdoppelter Anstrengung und hellem Schlachtgesange stürmten sie von allen Seiten heran; der Feldherr Varus verlor gänzlich den Muth und stürzte sich, nachdem er schon mehrere Wunden empfangen hatte, selbst in sein Schwert; viele der Anführer desgleichen; keiner widerstand mehr; die Deutschen hatten nichts weiter zu thun, als die Ermatteten und Fliehenden niederzumachen oder gefangen zu nehmen. Nur einigen Reiterhaufen gelang es, in der Dunkelheit der Nacht zu entkommen und durch glückliche Umstände begünstigt zu den festen Plätzen zu entfliehen, wo sie ihren Landsleuten die traurige Botschaft von dem Untergange des Varus mit seinem ganzen Heere verkündigten.

Die Deutschen feierten unterdeß große Freudenfeste, dankten ihren Göttern und vertheilten die reiche Beute und die Gefangenen unter sich. Unter diesen war eine Menge junger, vornehmer Römer, die in allem Ueberfluß und in Weichlichkeit aufgewachsen waren und in ihrem Stolz schon geglaubt hatten, daß sie die Herren der Welt wären; nun mußten sie in den rauhen deutschen Wäldern traurig ihr Leben hinbringen, indem sie die niedrigsten Knechtsdienste verrichteten, das Vieh hüteten und vor den Thüren derer standen, die sie früher verächtliche Barbaren genannt hatten.

Dieser glückliche und herrliche Sieg, der unserm Vaterlande Freiheit und Selbstständigkeit gerettet hat, war im Jahre 9 nach Chr. Geb. und zwar in der Gegend, wo das jetzige Paderbornsche, Lippesche und Münstersche Land zusammenstoßen, am südwestlichen Ausläufer des Teutoburger Waldes erfochten worden, weshalb sie auch die Schlacht im Teutoburger Walde genannt wird. Armin begnügte sich aber nicht damit, nur den Varus geschlagen zu haben, er eroberte und zerstörte auch alle römischen Festen, die diesseits des Rheins waren, und hörte nicht eher auf, als bis er an den Ufern dieses Stromes stand. Weiter ging er nicht; er hatte nur den väterlichen Boden von den fremden Unterjochern befreien wollen.

In Rom glaubte man ihn schon auf dem Wege nach Italien, und der alte Schrecken vor den Cimbern und Teutonen, die hundert Jahre vorher zuerst den Römern die deutschen Waffen fühlen ließen, erneuerte sich. Der Kaiser Augustus, der sich sonst wohl zu fassen wußte, verlor diesmal alle Besinnung, rannte mit dem Kopfe gegen die Wand und rief immer aus:

„Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!“

Varus hatte ein ausgesuchtes Heer von mindestens 40,000 Mann gehabt, welches nun wie vom Erdboden rein weggetilgt war. Einige Monate ließ der Kaiser aus Trauer Haare und Bart wachsen, gelobte seinem Jupiter große Feste und Opfer, wenn er die Gefahr abwendete; und seine deutsche Leibwache, — eine solche hielt er aus geworbenen Leuten, ihrer Treue und

Tapferkeit wegen, — schickte er weit von Rom weg, aus Furcht, sie möchten sich empören.

Als er etwas zur Besinnung gekommen war, schickte er den listigen Tiberius wieder an den Rhein, um die Gränzen zu bewachen; der fand zu seinem Erstaunen Alles ruhig, weil die Deutschen bereits, ein jeder nach seiner Heimath, umgekehrt waren.

11. Armin und Germanicus.

Die Arbeit des deutschen Helden Armin für die Erhaltung der Freiheit war indeß noch nicht vollendet. Noch einmal erhob sich ein feindlicher Heerführer, der in den Waffen wohl so gefährlich war, als nur einer der vorhergehenden; das war Germanicus, der Sohn eben desselben Drusus, der die ersten kühnen Anschläge zu unserer Unterdrückung ausgesonnen hatte. Diesen Germanicus schickte Tiberius, als er nach Augustus Tode Kaiser geworden war, im Jahre 14 nach Chr. Geb. zur Eroberung Deutschlands ab. Germanicus befolgte ganz die Plane seines Vaters, drang auf verschiedenen Wegen in Westphalen ein, theils von der Nordsee aus auf vielen kleinen Schiffen, mit Soldaten und Lebensmitteln beladen, auf der Ems, theils auf den Landwegen vom Niederrheine her, wo durch die sumpfigten Gegenden Dämme, Brücken und lange Knüppelwege angelegt waren. Die Römer nannten diese die langen Brücken.

Sein Heer war wenigstens noch einmal so stark, als das des Varus. Die erste That, die er mit demselben verrichtete, war indeß nicht sehr rühmlich; er bekam Armins Gemahlin, die hochherzige Thusnelda, gefangen, und anstatt sie ihrem Gemahl wieder zurückzugeben, ließ er sie nach Italien führen, wo sie auch in der Gefangenschaft gestorben ist. Armin dagegen rief in seinem Zorne die tapfern Cherusker mit verdoppeltem Eifer gegen die treulosen Römer in die Waffen. Doch konnte er nicht verhindern, daß diese nicht bis in den Teutoburger Wald, an die Stelle kamen, wo Varus die große Niederlage erlitten hatte. Das Schlachtfeld war für sie ein höchst trauriger Anblick. Die Gebeine der Römer lagen noch, unter zerbrochenen Waffen und Lanzensplittern, zerstreut umher; denn die Deutschen hatten ihnen die Ehre einer Grabstätte nicht gegönnt. Man konnte sehen, wo eine Hause zusammengedrängt gekämpft hatte und niedergemacht war; an andern Stellen, wo die Gebeine zerstreut lagen, sah man, wo die Einzelnen im Fliehen gefallen waren. Einige Soldaten, welche in der Schlacht mit gewesen waren, (es war nur 6 Jahre her,) erkannten noch die Plätze, wo Varus sich selbst in sein Schwert gestürzt hatte, wo andre Anführer gefallen, wo die römischen Adler, (die Feldzeichen,) von den Deutschen erobert waren. Traurig bestatteten die Römer die Ueberbleibsel des unglücklichen Heeres und errichteten zum Andenken einen großen Grabhügel; dann brachen sie erbittert auf, die gefallenen Brüder zu rächen. Ihr Zorn kühlte sich aber bald in den Sümpfen ab, in welche sie Armin zu locken wußte; ja er hätte beinahe die ganze römische Reiterei aufgerieben, wenn nicht noch eben zur rechten Zeit die geordneten Legionen des Fußvolks zu Hülfe gekommen wären. Das Treffen blieb unentschieden, wie die Römer erzählen; das heißt aber nichts weiter, als daß sie noch

ohne sehr großen Schaden davon kamen; denn sie suchten gleich darauf den Rückweg, Germanicus auf der Ems, sein Unterfeldherr Cäcina aber mit einem Theil des Heeres durch das Land auf dem Wege, der die langen Brücken hieß. Cäcina wurde von den Deutschen heftig verfolgt und es wäre ihm beinahe nicht besser ergangen, als dem Varus. Denn schon hatten ihn die Deutschen in seinem Lager, welches er in der Noth aufgeworfen, eng umschlossen und konnten ihn aushungern, wie Armin weislich rieth. Aber der Ungestüm der übrigen ließ das nicht zu; sie wollten mit einem Schlage Alles gewinnen und stürmten das Lager. Aber sie kannten die Festigkeit eines römischen Lagers nicht so gut, als Armin; vergeblich rannten sie gegen die Gräben und festen Wälle an, und als sie sich müde gestürmt, brach Cäcina mit seinen geordneten Haufen aus den Thoren des Lagers hervor und trieb sie in die Flucht. So machte er sich Luft und konnte den Weg nach dem Rheine fortsetzen; doch hatte er großen Verlust erlitten.

Im folgenden Jahre, 16 nach Chr. Geb., kam Germanicus mit einem noch stärkeren Heere wieder, und da endlich gelang es ihm, an der Weser, bei Idistavisus (nahe bei der Gegend, wo jetzt Preußisch-Minden liegt) einen Sieg über die Cherusker zu gewinnen. Die Schlacht war entsetzlich blutig und Armin selbst wurde verwundet. Sein Volk faßte schon den Gedanken, die Weser zu verlassen und sich an die Elbe zurückzuziehen; aber plötzlich besannen sie sich wieder, als sie sahen, wie die Römer mit großer Prahlerei Siegeszeichen aufrichteten und über ihre Besiegung spotteten. Daß ihr bisher freier Boden der Feinde Siegeszeichen tragen sollte, schien ihnen die ärgste Schande. Alles griff noch einmal zu den Waffen, die Greise mit den Männern und selbst die Kinder; noch eine blutige Schlacht wurde gewagt; und obgleich die Römer von einem zweiten Siege sprachen, so strafte doch ihre eigne That ihr Wort Lügen, denn sie zogen sich gleich hernach aus Deutschland zurück.

Germanicus hatte auf diesem Rückzuge das Unglück, daß die Flotte, auf welcher er mit seinem Heerestheile aus der Ems in die Nordsee gefahren war, durch Stürme ergriffen und mit dem größten Theile des Heeres zertrümmert wurde. Die Lust zu den deutschen Kriegen verging ihm; auch wurde er vom Kaiser Tiberius zurück gerufen und zu einem andern Befehl nach Asien geschickt, wo er bald nachher von Verräthern vergiftet worden ist.

12. Marbod.

Auch noch ein anderer deutscher Fürstensohn, Marbod, vom suevischen Stamme, hatte sich um diese Zeit bei seinem eigenen Volke und bei den Römern berühmt gemacht. Er gehörte zu dem Theile der Sueven, die Markomannen (Mark- oder Gränz-Männer) genannt wurden und damals in Schwaben am Neckar, bis an den Rhein hin, wohnten. Auch er war, wie Armin, in Rom gewesen und hatte der Römer Weise kennen gelernt. Als er zurückkam, zeigte er den Seinigen, was sie von diesem Volke zu erwarten hätten, wenn sie so nahe bei demselben wohnen blieben. Der Verkehr mit ihren Kaufleuten würde ihnen Weichlichkeit und Ueppigkeit zuführen, die fremden Sitten würden die vaterländischen verdrängen, und bald würden List oder

Gewalt sie zu Knechten der Römer machen. Besser, wenn sie den muthigen Entschluß faßten, ihre jetzigen Wohnsitze zu verlassen und andere, weit ab von den Leuten aus Welschland, zu suchen. Er meinte das Land Böhmen, welches ihm das tauglichste zu seinem Vorhaben schien, weil es rund umher vor Bergen eingeschlossen ist; und die Markomannen, die noch kräftigen Sinn für die Würde eines freien Volkes in sich trugen und denen, als Sueven, das Wandern auch nicht gar zu fremd war, verließen ungefähr im Jahre 11 vor Chr. Geb. die gesegneten Fluren des schwäbischen Landes und zogen wirklich nach Böhmen. Hier konnten sie zugleich am kräftigsten die südöstliche Gränze Deutschlands gegen den Andrang der Römer beschützen.

Dies alles hatte Marbod wohl eingerichtet. Von nun an aber hielt er nicht das rechte Maaß. Das Befehlen, welches ihm auf dem Zuge eingeräumt war, gefiel ihm gar zu wohl, er wollte es nicht gern wieder fahren lassen, sondern gewöhnte das Volk an eine königliche Herrschaft, hielt sich eine Leibwache und ein großes Heer, wie er es an den Kaisern in Rom gesehen hatte, und unterdrückte so die alte Freiheit. Als Niederdeutschland durch Germanicus in Gefahr war, kam er nicht zu Hülfe, obgleich Armin ihn ohne Zweifel darum bat, sondern dachte nur an die Befestigung seiner Herrschaft.

Das ging noch eine Zeit lang gut; dann aber brach der Unwille von mehreren Seiten gegen ihn los; es entstand ein Aufruhr und man rief auch die Cherusker gegen ihn zur Hülfe. Armin stritt im Jahre 19 n. Chr. mit ihm und Marbod mußte endlich sein Land verlassen und zu den Römern fliehen, von denen er die Herrschaft gelernt hatte. Sie gaben ihm das Gnadenbrod zu Ravenna, einer Stadt in Italien, wo er noch 18 Jahre ruhmlos lebte.

Armin's Ende, 21 nach Chr. Geb. — Unser Armin, den alle Jahrhunderte mit Recht den Retter der deutschen Freiheit nennen, starb noch früher als Marbod, und zwar in einem bürgerlichen Kriege der Cherusker, durch die Hand seiner Gegner. Wir wissen die Umstände nicht genau, glauben aber sicher und gewiß, daß Armin der Liebe für das Vaterland und für dessen Freiheit bis in seinen Tod treu geblieben ist. Von den Nachkommen wurde sein Name hochgeehrt und in begeisterten Liedern hundertfach besungen.

13. Die größeren deutschen Völkervereine.

Die Lust der Römer, sich in Deutschland ein Reich zu gründen, war nun verschwunden. Die Weser hat keinen römischen Soldaten wieder gesehen, und ihre Züge im südlichen Deutschland, die noch einige Male vorkamen, waren nur Streifereien. Bald wendete sich das Blatt um. Die Deutschen hatten gelernt, daß sie in größeren Vereinigungen stärker waren, als wenn jedes kleine Volk allein für sich stände, und so schlossen sich die einzelnen, unter sich verwandten, Völkerschaften mehr aneinander, das Gefühl der Zusammengehörigkeit verknüpfte sie enger und gab sich auch in einem gemeinschaftlichen Namen kund. Zu diesem Zusammenschmelzen größerer Völkergruppen trug auch eine große Bewegung bei, welche von den im Nordosten bis zur Weichsel wohnenden Stämmen, die wir die Vandalisch-Gothischen nennen, ausging; wahrscheinlich wurden sie von slavisch-wendischen Völkerschaften gedrängt und wendeten sich theils nach Süden, gegen das römische Reich, theils gegen die

suevischen Stämme im Südwesten, die sich nun auch im engeren Vereine nach Westen hin wendeten. Sie werden uns unter dem Namen der Alamannen im Anfange des dritten Jahrhunderts von den Römern genannt.

1) Die Alamannen erscheinen zuerst zwischen der Donau und dem Main und nehmen bald den Römern das Land vom Neckar bis zum Rheine weg. Sie waren sehr tapfer und kriegslustig und thaten den Römern vielen Abbruch, indem sie in Gallien, und sogar bis nach Spanien hin, und in Italien Raubzüge machten und meistentheils schwere Beute mit nach Hause brachten.

2) Die Franken, ein Verein stammverwandter Völkerschaften in Niederdeutschland, zu denen sich auch die tapfern Chatten, die jetzigen Hessen, geschlagen hatten, die schon in den ältesten Zeiten wegen ihrer kriegerischen Sinnesart berühmt waren. Die Völker wollten franke freie Leute sein; sie wohnten am Niederrhein bis in die Niederlande hinein, wo sie den Römern ein Stück Landes nach dem andern wegnahmen. Diese letztern waren in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt schon so schwach geworden, daß sie sich dieses mußten gefallen lassen und nur froh waren, daß die Deutschen nicht rascher ihre ganze Herrschaft diesseits der Alpen über den Haufen warfen.

3) Die Sachsen hatten ihre Sitze neben den Franken in Westfalen und von da über die Weser nach Niedersachsen hin bis an die Eider. Alle die einzelnen Völkerschaften, die in diesen Gegenden gesessen hatten, waren nach und nach in eine zusammengeschmolzen und hießen nun zusammen Sachsen, welchen Namen zuerst nur eine Völkerschaft an den Mündungen der Elbe geführt hatte. Sie theilten sich in drei Kreise: die Ostfalen, an der rechten Seite der Weser, im jetzischen Hannoverschen; die Engern, in den Wesergegenden; die Westfalen, an der Ems, Lippe und Ruhr. — Die Sachsen waren kühne Seefahrer und plünderten die römischen Küstenländer oft auf ihren Raubzügen aus.

4) Außer diesen allen hatten von früher Zeit her ganz im Osten von Deutschland, an der Oder und Weichsel, die schon genannten Vandalisch-Gothischen Völkerschaften gewohnt, den Römern weniger als die andern bekannt. Diese verdrängten die Römer im dritten und vierten Jahrhundert nach Chr. Geb. aus den Ländern am schwarzen Meere und am Donaustrome, da wo jetzt die Moldau, Wallachei und Ungarn sind. Ihr großer König im vierten Jahrhundert, der über hundert Jahr alt wurde und zwei Menschenalter regierte, hieß Hermanrich. Sie theilten sich in Ostgothen und Westgothen.

---

14. Die Völkerwanderung. 375 nach Chr. Geb.

Die eben genannten deutschen Völkervereine waren mit den Römern fast beständig im Kriege, aber nur um einzelne Landstriche oder um Beute. Das römische Reich gänzlich umzustürzen kam ihnen nicht in den Sinn; dazu waren sie auch zu schwach; denn dieses Reich war noch sehr groß und stark und würde nimmermehr untergegangen sein, wenn es nicht selbst an seinem Verderben gearbeitet hätte. Aber es ging je länger, je trauriger darin zu. Es

waren lauter blutige Parteiungen. Bald war der Eine Kaiser, bald der Andere. Die Soldaten ermordeten den Einen, weil er ihnen nicht allen Willen ließ, und setzten ihren Lieblingsanführer zum Kaiser; bald kamen andere und machten es mit diesem wieder so. Oft waren auch mehrere Herren des Reichs auf einmal da, der eine in Italien, der andere in Gallien, der dritte in Griechenland und Asien u. s. w., und dann zogen sie gegen einander, und Römer gegen Römer mordeten sich mit der größten Erbitterung. In Zeit von 120 Jahren, vom Jahre 180 bis 300 nach Chr. Geb., waren 36 Kaiser im römischen Reiche, wovon 27 ermordet, 3 im Kriege umgekommen und nur 6 auf ihrem Bette gestorben sind. Wäre es ordentlich zugegangen, so würden in der genannten Zeit 5 bis 6 Kaiser regiert haben.

Traurig sah es in den abhängigen Provinzen des Reiches, wie z. B. im jetzigen Frankreich, Spanien, Portugal, England aus. Da saßen Statthalter, die einzig in das Land gekommen waren, um es so viel wie irgend möglich auszusaugen und sich selbst zu bereichern. Die römischen Unterthanen waren sehr gedrückte Menschen und hatten gewiß keine Lust, ihr Blut für die übermüthigen Herren zu vergießen. Daher gingen die Provinzen auch verloren, sobald ein ernsthafter Angriff auf sie gemacht wurde, und dazu gaben um das Jahr 375 die Hunnen, ein wildes asiatisches Volk, den ersten Anstoß.

Sie kamen, durch Kriege aus ihren Wohnsitzen in Asien vertrieben, mit Weib und Kind und Herden dahergezogen und erschienen um das besagte Jahr an den Grenzen Europa's, da wo jetzt das Asowsche Meer, im südlichen Rußland, ist. Es war ein sehr wildes, ungestümes und barbarisches Volk von dem Menschenstamme, der einen großen Theil Asiens bewohnt, gelbe Gesichtsfarbe, kleine Augen, platte Nase, ein breites Gesicht mit sehr starken Backenknochen, plattgedrücktem Kopf, und also ein häßliches Ansehen hat. Die Hunnen machten noch dazu ihren Knaben, gleich nach der Geburt, tiefe Einschnitte in die Backen und das Kinn, damit durch die Narben das Hervorwachsen des Bartes verhindert würde; dadurch wurden sie noch häßlicher. Das Volk war an ein unstetes Herumschweifen gewöhnt; die Weiber und Kinder auf Wagen, die Männer zu Pferde. Auf den Pferden lebten sie eigentlich; da aßen und tranken sie, ja sie bereiteten selbst ihre Speise oft auf denselben, indem sie ein rohes Stück Fleisch unter den Sattel auf des Pferdes Rücken legten und so mürbe ritten. Auf den Pferden hielten sie ihre Versammlungen und rathschlagten über wichtige Angelegenheiten; da kauften und verkauften sie; da schliefen sie auch oft, den Kopf auf des Pferdes Hals gelehnt. Dadurch wurde dieses räuberische Volk so gefährlich für andere, weil es schnell wie ein Sturmwind ankam, alles vor sich her verheerte, ausplünderte, das Brennbare in Brand steckte und die Menschen als Sclaven mit sich fortführte; und wenn sich ein stärkerer Haufen zur Gegenwehr sammelte, eben so schnell wieder verschwand.

Bei ihrem ersten Einbruche in Europa, im Jahre 375, war ihre Anzahl so ungeheuer und der Schrecken vor ihnen so groß, daß die Völker, auf welche sie stießen, lieber ihre Wohnsitze verlassen, als den Kampf mit ihnen wagen wollten. Gerade am äußersten Ende nach Morgen zu wohnten die Ost- und Westgothen und die Alanen, die auch zum gothischen Stamme gehörten. Alle wichen vor den Hunnen zurück und diese freuten sich sehr, so schöne Weideplätze für ihr Vieh zu finden, als das jetzige südliche Rußland,

die Ukraine, Polen und Ungarn darboten, wo das Gras in manchen Gegenden so hoch wächst, daß eine ganze Heerde Ochsen sich darin verbergen kann. Sie blieben in diesen Ländern. Die Ostgothen, die auch nicht gern die schönen Donaugegenden ganz verlassen wollten, wurden ihnen dienstbar, das heißt, sie zahlten Tribut und mußten versprechen, den Hunnen in allen ihren Kriegen beizustehen; sie behielten übrigens aber ihre Sprache, ihre Gesetze und ihren eigenen König.

Die Alanen gingen immer weiter an der Donau hinauf nach Abend zu, vereinigten sich mit andern deutschen Völkerschaften, den Vandalen, Burgundern, und einem Theil der Sueven, brachen im Anfange des fünften Jahrhunderts nach Christi Geburt in das jetzige Frankreich und Spanien ein und nahmen den Römern einen großen Theil dieser Länder weg. Es war eine große Unruhe und Wanderungslust in die Völker gefahren.

15. Rom zum erstenmale von den Deutschen erobert. 410.

Am schlimmsten erging es aber um diese Zeit den Römern mit den Westgothen. Diese waren, als sie vor den Hunnen wichen, über die Donau nach Mittag zu in die Länder gegangen, welche jetzt die europäische Türkei ausmachen. Sie geriethen hier in Streit mit dem römischen Kaiser Valens, der seinen Sitz in Konstantinopel hatte, — es waren damals gewöhnlich mehrere römische Kaiser, die das ungeheure Reich unter sich getheilt hatten. Valens wagte im Jahre 378 eine Schlacht mit ihnen in der Gegend von Adrianopel. Sie war aber so unglücklich, daß sein ganzes Heer geschlagen wurde und daß er selbst in einer Bauernhütte, wohin er sich geflüchtet, verbrannte.

Nun mußte man den Westgothen, gern oder ungern, Wohnsitze in diesen Gegenden einräumen. Sie hielten sich auch eine Zeitlang ruhig. Aber im römischen Reiche selbst war Neid und Zwietracht; der Kaiser Arkadius, der in Konstantinopel wohnte, war mißgünstig gegen Honorius, welcher Rom und Italien unter seiner Herrschaft hatte, und um ihm Schaden zuzufügen, reizte er den westgothischen König Alarich, einen kühnen und unternehmenden Mann, daß er nach Italien zog, um sich dort und vielleicht in mehreren angrenzenden Ländern ein eigenes, großes Reich zu stiften. Die Westgothen folgten ihrem tapfern Könige gern; sie drangen in Italien ein und erschienen im Jahre 408 vor den Mauern Rom's. Das war eine unerhörte Begebenheit. Seit 800 Jahren hatten die Römer keinen Feind in ihren Mauern gesehen, und länger als 400 Jahre hatte diese Stadt nun die Herrschaft fast der ganzen Welt in Händen gehabt. Der alte Stolz wollte sich noch einmal regen; sie forderten Alarich auf, augenblicklich von ihren Mauern abzuziehen, wenn er nicht den Zorn des tapfern und sehr zahlreichen Volkes drinnen fühlen wollte. Allein Alarich lachte laut und antwortete nur: „Das dichtstehende Gras ist besser zu mähen, als das dünne." — Da versuchten die Gesandten eine andre Sprache und fragten, womit sie denn den Frieden erlangen könnten. — „Wenn ihr alles Gold, Silber und kostbare Geräth, was in der Stadt ist, und alle Sclaven deutscher Abkunft ausliefert", war die Antwort. — „Aber was willst du uns denn übrig lassen?" — „Die Seelen", antwortete er.

Das war eine harte Botschaft für die stolzen Römer; allein Alarich ließ sich auf keinen andern Vergleich ein; er wußte wohl, daß die Tapferkeit in Rom nicht mehr zu finden sei; und endlich, als keine andere Hülfe war, mußten sie seinen Willen thun und mit 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, nebst vielen Kostbarkeiten und einer Menge Sclaven, den Frieden erkaufen. Das meiste zahlten sie gleich, das übrige versprachen sie nachzuliefern. Aber die Friedensbedingungen wurden nicht ordentlich erfüllt und da verlor der Sieger endlich die Geduld, stürmte im Jahr 410 die große, nun schon herabgesunkene, Stadt und eroberte sie. Die gothischen Krieger plünderten die kaiserlichen Paläste und die Häuser der Großen — der Kaiser Honorius selbst saß unterdeß zu Ravenna und hatte nicht das Herz, seiner unglücklichen Hauptstadt zu Hülfe zu kommen —; sie würden noch größere Zerstörung angerichtet, ja vielleicht die ganze Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt haben, wenn nicht die Achtung gegen die Kirchen und die kirchlichen Heiligthümer sie zurückgehalten hätte, denn die Gothen waren, zum Glück für die Stadt, schon seit 30 bis 40 Jahren Christen geworden. So lief die erste Eroberung für die Stadt Rom noch ziemlich gut ab.

Dem hochherzigen Alarich war es aber noch zu klein, blos über das verderbte Rom zu herrschen; er verließ es bald wieder und ging nach Unteritalien, um dann nach Sicilien und von da nach Afrika überzugehen und sich ein großes Reich an den Küsten des mittelländischen Meeres zu stiften. Aber der Tod machte plötzlich seinen Entwürfen ein Ende; er starb zu Cosenza, da er erst 34 Jahr alt war. Seine Gothen trauerten sehr über ihn. Nach alter Sitte mußte der König feierlich mit seinen Waffen, seinem Streitroß und vielen Kostbarkeiten begraben werden. Damit nun nicht nachher, wenn sie die Gegend wieder verlassen hätten, die Römer kämen und das Grab des großen Alarich aufwühlten, um die Schätze zu rauben, leiteten sie den Fluß Busento in ein frisch gegrabenes Bette ab, begruben den König mit den Denkmälern seiner Siege im Grunde des alten Bettes und leiteten den Fluß wieder hinein, so daß seine Wellen nun über den König herflossen und ihn beschützten.

Zum neuen König wählten sie Alarichs Vetter Athaulf (Adolf), den schönsten unter ihren Edlen, und zogen unter seiner Anführung wieder durch Italien hinauf, über die Alpen nach Frankreich und Spanien, und stifteten dort unter ihm und seinem Nachfolger Wallia ein großes Westgothisches Reich, mit der Hauptstadt Toulouse im südlichen Frankreich.

In dem südöstlichen Theile von Frankreich[1], an dem Rhoneflusse, so wie in der Schweiz und Savoyen, hatten sich die Burgunder festgesetzt.

In einem Theile Spaniens saßen die dahin gewanderten Sueven.

Die Vandalen gingen von Spanien nach Afrika und stifteten dort in der Gegend, wo das alte Karthago gelegen hatte, unter ihrem Könige Geiserich ein mächtiges Reich, welches über hundert Jahre bestanden hat.

Die Angeln und Sachsen, welche im nördlichen Deutschland an den Ausflüssen der Elbe und Weser wohnten, gingen 449 unter den Anführern Hengist und Horst oder Horsa nach England hinüber, da die dortigen Einwohner, die von den Römern im Stich gelassen waren und sich gegen die Einfälle der tapfern Schottländer nicht mehr vertheidigen konnten, sie zu Hülfe riefen. Sie kamen, vertrieben die wilden Bergbewohner, blieben aber selbst in England, wo es ihnen gefiel, und machten sich die Engländer unter-

than. Das ist der Anfang der angelsächsischen Herrschaft in England und der Vermischung der deutschen Einwanderer mit den alten Landesbewohnern, woraus das jetzige englische Volk entstanden ist. Die Sprache beweist noch jetzt den deutschen Ursprung.

16. Attila, der Hunnenkönig. 451.

Um dieselbe Zeit herrschte über die Hunnen, die noch immer in den Donauländern wohnten, ein kühner und stolzer König, Namens Attila oder Etzel. Er hatte, außer allen Stämmen der Hunnen, auch deutsche Völkerschaften, die Ostgothen, Gepiden und Langobarden, unter seinem Oberbefehl. An seinem Hofe versammelten sich die Fürsten und Großen; da waren prächtige Gastmähler und Feste, und Alles hegte die größte Ehrfurcht vor dem König Attila. Er selbst aber war ganz einfach, aß aus hölzernen Geräthen, während seine Gäste auf Gold und Silber bedient wurden, war mit wenigen Gerichten zufrieden, und bei aller Fröhlichkeit des Mahles, welche ihm gar nicht zuwider war, blieb er doch allein ernst und vergaß seine Würde niemals. Seine Gestalt war nicht ansehnlich; er war klein, aber stark und von breiter Brust; sein Kopf war groß, und die funkelnden Augen lagen tief in den Augenhöhlen. Er war ein geborner Kriegsheld, und der Name, den er am liebsten hörte, war Godegisel (Gottesgeisel), weil er zur Züchtigung der Völker bestimmt zu sein glaubte.

Die schwachen Römer verachtete er; sie mußten ihm mehrmals den Frieden mit vielem Gelde abkaufen; zuletzt beschloß er doch, ihrer Herrschaft, wenigstens im jetzigen Frankreich, ein Ende zu machen und seine eigne bis an das Weltmeer auszubreiten. Er versammelte sein ganzes Kriegsheer; die zinsbaren Völker mußten ebenfalls mit ihrer ganzen Kriegsmacht im Zuge erscheinen. Ueber 700,000 Mann folgten ihm, und sein Wink lenkte die Haufen, wie die Glieder Eines Leibes.

Er zog aus Ungarn durch Oestreich, Baiern und Schwaben über den Rhein; verwüstete die Städte Straßburg, Speier, Worms, Trier und viele andere auf seinem Wege und brach nun in die Mitte Frankreichs ein. Es war nahe daran, daß Europa von dem rohen Volke der Hunnen unterjocht wurde, denn Attila war ein König, der so große Gedanken wohl auszuführen im Stande war. Aber auch die Römer hatten noch einmal ihre Kraft zusammen genommen, und ihr Feldherr Aëtius gehört zu den besten Anführern, die sie seit langer Zeit gehabt hatten. Er wußte die deutschen Völkerschaften, die in Frankreich neben den Römern wohnten, zu einem Bunde gegen den Hunnenkönig zu vereinigen: den mächtigen König der Westgothen, Theodorich, den König der Alanen, Sangipan, so auch die Burgunder und einen Theil der Franken.

In den weiten Ebenen zwischen dem Seine- und Marne-Flusse, auf den Katalaunischen Feldern, trafen die beiden großen Völkerheere im Jahre 451 auf einander. Attila rief die Anführer zusammen und ermunterte sie zur Tapferkeit. „Müßt ihr sterben, so werdet ihr sterben", rief er, „auch wenn ihr fliehet. Richtet eure Augen auf mich, ich schreite voran; wer mir nicht folgt, ist des Todes!"

Ein Hügel lag in der Mitte zwischen beiden Heeren; wer den gewinnen konnte, war Meister des Schlachtfeldes. Man kämpfte mit der größten Er-

bitterung um denselben; endlich erstürmte ihn der westgothische König Theodorich; aber er selbst starb hier den Heldentod, indem er seine Krieger zur Tapferkeit anfeuerte. Attila mußte sich in seine Wagenburg zurückziehen und verrammelte sie wie eine Festung. In der Mitte ließ er eine ungeheure Menge hölzerner Schilde und Sättel zu einem Scheiterhaufen aufthürmen, um allenfalls in den Flammen zu sterben, wenn die Feinde in der Nacht das Lager stürmten. Sie hielten sich aber ruhig und ließen ihn am andern Tage abziehen; auch sie hatten in der Schlacht sehr viel verloren.

Attila kehrte nach Ungarn zurück und sammelte neue Macht zum Angriffe. Zum Glück für Europa starb er aber zwei Jahre nachher.

Sein Volk betrauerte ihn nach seiner Weise. Sie machten Einschnitte in ihre Gesichter, schoren sich die Haare ab, und ritten, seine Thaten besingend, um seinen Leichnam herum, der in einer Ebene, unter einem seidenen Zelte, niedergelegt war. In der Nacht wurde er in einen goldenen Sarg gelegt, dieser in einen silbernen und beide in einen eisernen, und dann wurde er mit vielen Waffen und Kostbarkeiten begraben. Die Sclaven, welche diese Arbeit verrichtet hatten, wurden am Grabe umgebracht, damit sie die Stätte nicht verrathen möchten.

Bald darauf verfiel die Herrschaft der Hunnen, weil ein Mann fehlte, wie Attila, sie zusammenzuhalten. Sie verloren sich wieder in den weiten Steppen von Süd-Rußland.

17. Rom und das Abendland fallen unter deutsche Herrschaft. 476.

1. Odoaker. — Das abendländische römische Reich war nun so schwach geworden, daß man leicht voraussehen konnte, der erste Sturm werde es gänzlich über den Haufen werfen. Es bestand blos noch aus Italien und dem Lande zwischen dem Alpengebirge und der Donau, also Oestreich, Tyrol, und einem Theile von Baiern und Schwaben. In diesen Gegenden wohnten damals kleine deutsche Völkerschaften, die ursprünglich in Pommern und weiterhin an der Ostsee gewohnt hatten, die Heruler, Rugier, Sciren und Turcilinger. Sie waren den Römern zinsbar und ihre junge Mannschaft diente denselben im Kriege für Sold, sowie den Kaisern als Leibwache. Dabei lernten sie aber die Schwäche der römischen Herrschaft kennen, und um das Jahr 476 stieß ihr Anführer Odoaker, ein kühner und kräftiger Mann, den letzten römischen Kaiser Romulus Augustulus, der noch ein Knabe war, vom Throne, nahm Rom und ganz Italien ein und nannte sich einen König von Italien. Den verachteten Kaisernamen hielt er nicht so viel werth, ihn anzunehmen.

So war der römischen Herrschaft in unsern Abendländern auf immer ein Ende gemacht. Aber damit waren die Veränderungen, welche durch die große Völkerwanderung hervorgebracht sind, noch nicht zu Ende, sondern es dauerte noch eine geraume Zeit, ehe ein fester und dauerhafter Zustand der Völker in Europa zu Stande kam und die Staaten sich bildeten, die wir noch zum Theil darin finden.

Odoaker blieb nicht lange im Besitz von Italien, sondern:

2. Der König der Ostgothen, Theodorich, nahm ihm schon 15 Jahre nachher das ganze Land wieder ab und stiftete dort das ostgothische

Reich, welches auch nur 60 Jahre in Italien bestanden hat. Die Ostgothen nämlich, die nach Attila's Tode von der hunnischen Herrschaft wieder frei geworden waren, fühlten ebenfalls den Trieb nach großen Unternehmungen und neuen Wohnsitzen, der damals alle deutsche Völker beseelte; sie brachen 490 aus ihren Wohnsitzen an der Donau auf, gingen über die Alpen und besiegten den König Odoaker mit seinen kleinen Volkshaufen bald. Ihre Herrschaft ging nun über ganz Italien und über das südliche Deutschland bis an die Donau.

Theodorich war ein kluger und guter König, der den Frieden mehr liebte, als den Krieg. Da er sein Volk einmal im Besitze eines schönen Landes sah, gab er alle Gedanken an fernere Eroberungen auf und wandte die übrigen 30 Jahre seiner Regierung einzig dazu an, gute Gesetze zu geben und seine Völker, die überwundenen Römer sowohl als seine Gothen, glücklich zu machen. Ackerbau, Gewerbe und alle Künste beförderte er aufs eifrigste und brachte es dahin, daß Italien, welches durch die schlechte Regierung der römischen Kaiser ganz verödet war, unter ihm wieder aufblühete und viele verfallene Städte und Dörfer wieder aufgebaut wurden.

Aber das Glück dauerte nicht lange. Nach seinem Tode, im Jahr 526, verfiel das ostgothische Reich auch nach und nach wieder, weil seine Nachfolger nicht so gut zu regieren verstanden, als er. Dazu kamen sie in Krieg mit den Kaisern in Konstantinopel, — denn dieser östliche Theil des römischen Reiches bestand noch; — und der Kaiser Justinian, derselbe, welcher die alten römischen Gesetze in große Bücher hat sammeln lassen, machte der ostgothischen Herrschaft in Italien durch seine Feldherrn Belisar und Narses 553 ganz und gar ein Ende. Das ganze Volk ging in dem anhaltenden Kriege zu Grunde und Rom wurde durch wiederholte Belagerungen seines alten Glanzes nun gänzlich beraubt.

3. Die Langobarden in Italien. 568. Die Kaiser von Konstantinopel, die man auch die griechischen Kaiser nennt, behielten nicht ganz Italien, sondern ein tapferes deutsches Volk, die Langobarden oder Longobarden, die in alten Zeiten an der Elbe, im Lüneburgischen, Magdeburgischen und in der jetzigen Mark Brandenburg gewohnt hatten und ebenfalls in's Wandern gekommen waren, drangen im Jahr 568 unter ihrem König Alboin über die Alpen und eroberten ganz Nord-Italien mit den Städten Mailand, Pavia und vielen andern. Hier gründeten sie eine kriegerische Herrschaft, die bis auf Kaiser Karl den Großen bestanden hat, und dieser Theil Italiens hat von ihnen den Namen der Lombardei behalten.

18. Das große fränkische Reich durch Klodwig gegründet. 486.

Das mächtigste unter allen Reichen, die auf den Trümmern des alten römischen Kaiserthums errichtet wurden, war das fränkische. Zehn Jahre, nachdem der letzte Kaiser durch Odoaker gestürzt war, erhob sich König Klodwig oder Chlodwig (unser Ludwig), der ehrgeizigste und kühnste Mann, der aber eben so oft List und Unrecht, als Tapferkeit und offenen Kampf, zur Vergrößerung seiner Macht angewendet hat. Zuerst schaffte er durch vielerlei Künste, sogar durch Mord und Treulosigkeit, die meisten übrigen fränkischen Fürsten aus dem Wege und machte sich zum König aller fränkischen Stämme. Als solcher herrschte er nun schon über weite und schöne Landstriche am Nie-

derrhein, an der Maaß und Schelde, über das ganze Niederland, und hätte wohl zufrieden sein mögen. Allein sein Sinn stand nach Eroberungen. Die meisten andern deutschen Völker hatten sich, das eine aus diesem, das andere aus jenem Grunde, neue Wohnsitze gesucht, und da mußten sie wohl die Waffen gebrauchen; er aber behielt das Land, welches er schon hatte, und freute sich, daß er andere Völker noch dazu unterjochen konnte.

Im nördlichen Frankreich, am Seine-Flusse, war noch ein kleines Ueberbleibsel der römischen Herrschaft unter einem Statthalter Syagrius, der wohl darauf warten mochte, daß sich in Rom wieder ein Kaiser erheben würde; aber Klodwig griff ihn 486 bei Soissons an, schlug ihn und nahm das Land an der Seine in Besitz. Paris machte er hier zu seiner Hauptstadt.

Darauf wendete er sich gegen die Alamannen, deren Verein wir schon kennen, von früh her Feinde der Franken, und schlug sie 496 bei Zülpich im Jülicher Land so auf's Haupt, daß sie sich ihm unterwerfen mußten. In dieser Schlacht gelobte er auch, da der Sieg wankte und fast schon für ihn verloren schien in der Angst seines Herzens, ein Christ zu werden — denn die Franken waren bis dahin noch Heiden gewesen —; und als er den Sieg gewonnen, ließ er sich mit 3000 vornehmen Franken taufen. Das war nur eine halbe Bekehrung und trug bei ihm auch wenig Frucht; denn er setzte seine Ungerechtigkeit nach wie vor fort. Aber die Franken wurden nun bald alle Christen.

Das nächste Volk, welches Klodwig angriff, waren die Westgothen, die längst das Christenthum angenommen hatten und die er nun als seine christlichen Brüder hätte achten sollen. Allein, obgleich sie ihn gar nicht beleidigt hatten, und obwohl er noch so eben mit ihrem König Alarich Friede und Freundschaft geschlossen hatte, überzog er sie doch, tödtete den König Alarich und nahm ihnen das ganze schöne Land in der Mitte Frankreichs, zwischen der Garonne und der Loire, weg.

Diese großen Eroberungen benutzte Klodwig nicht etwa, um ein Reich der Ordnung und Gerechtigkeit, der christlichen Freiheit und wahrhaften Bildung, zu stiften, sondern es war offenbar die Freude an Krieg und Unterjochung, die ihn getrieben hatte. Von weisen, dauernden Einrichtungen und trefflichen Gesetzen Klodwig's weiß die Geschichte wenig zu erzählen.

Er starb im Jahr 511.

Die meisten seiner Nachkommen, die nach dem alten König Merwig oder Meroväus Merowinger hießen, waren ihm nicht einmal an Heldensinn und Tapferkeit gleich und übertrafen ihn noch an Grausamkeit und bösen Gelüsten. Sie mordeten sich unter einander, ließen beinahe keine Schandthat übrig, die sie nicht verübten, und sanken am Ende in die traurigste Ohnmacht herab. In Zeit von 40 Jahren kamen 6 merowingische Könige durch Gift und Meuchelmord um.

Doch blieb das Reich der Franken länger stehen als andere, die von besseren Königen gestiftet und beherrscht wurden, weil es eine treffliche Lage und keine mächtige Nachbarn an seinen offenen Seiten hatte. Es umfaßte:

1) das ganze heutige Frankreich, nachdem die Westgothen ganz über die Pyrenäen nach Spanien verdrängt waren, und die Burgunder, die an der Rhone und Saone wohnten, den Franken zinsbar geworden waren;

2) von Deutschland alle Länder am Rheinstrome, am Main, am Neckar, an der obern Donau und an der Saale; nämlich:

a. beide Ufer des Niederrheines, vom Einflusse der Lahn an, waren von Alters her Wohnsitze der Franken selbst;
b. weiter am Rheine hinauf, bis in die Schweiz hin, und an den Quellen der Donau, in Schwaben wie am Neckar, wohnten die Alamannen, die durch die Schlacht bei Zülpich zinsbar geworden waren;
c. die Baiern hatten sich ebenfalls in den Schutz der Franken begeben, weil sie sich zu schwach fühlten, ihnen zu widerstehen; und eben so waren:
d. die Thüringer, die in der Mitte Deutschlands vom Main bis an die Saale und Elbe wohnten, theils durch Gewalt, theils durch Vertrag, den Franken unterworfen worden.

Die unterworfenen Völker behielten aber ihre Sprache, ihre Gesetze und ihre eigenen Obrigkeiten, und dienten nur in sofern, als sie einen mäßigen Tribut entrichten und im Kriege Hülfe leisten mußten. Doch hatten die Alamannen und Thüringer auch bei der ersten Unterwerfung einen Theil ihrer Grundstücke abtreten müssen.

Außer diesen allen wohnten noch die Sachsen und Friesen, ganz unabhängig von den Franken in ihren alten Wohnsitzen in Westphalen und Niedersachsen bis zur Nordsee hin.

Was aber ostwärts von der Elbe liegt, das jetzige Meklenburg, Pommern, Brandenburg, Obersachsen, Schlesien, Böhmen, Oestreich, — war alles nach und nach, so wie die deutschen Völkerschaften nach Süden und Westen auswanderten, von slavischen und wendischen Stämmen, die aus dem heutigen Rußland und Polen herankamen und von ganz anderer, roherer Natur als die Deutschen waren, besetzt worden.

19. Die Sitten und Einrichtungen der Deutschen nach der Völkerwanderung.

Die zuletzt genannten deutschen Völker, die in ihren ursprünglichen Sitzen geblieben waren, Alamannen, Baiern, Thüringer und Sachsen, besonders aber die letzteren, hatten an der alten deutschen Urverfassung wenig oder gar nichts verändert. Jeder Hausvater lebte als freier Mann auf seinem Hofe; Jagd und Krieg waren, nach wie vor, ihre Lieblingsbeschäftigungen, und daher setzten sie so hohen Werth auf alles, was dazu gehörte, daß z. B. in den alamannischen Gesetzen auf den Diebstahl eines guten Jagdhundes eine Strafe von 12 Schillingen, auf den eines abgerichteten Falken, der einen Kranich fing, 6 Schillinge gesetzt waren, während ein Pferd nur 6 und eine Kuh gar nur 1 Schilling kostete.

Das Leben in Städten haßten sie noch immer; es erschien ihnen als eine Art Gefangenschaft; daher waren auch in ganz Deutschland keine Städte zu finden, als da, wo die Römer schon früher welche angelegt hatten, in den Rhein- und Donaugegenden. Die Städte Salzburg, Regensburg, Augsburg, Ulm, Straßburg, Speier, Worms, Mainz, Koblenz, Bonn, Köln, Trier, Jülich, Mastricht und mehrere andere sind uralt und stammen aus der Römerzeit her.

In diesen Städten waren auch schon vielerlei Handwerke und Künste im Gange; da hatten die Römer nach ihrer Art prächtige Gebäude aufgerichtet, Schauspielhäuser und Bäder angelegt und die Lust an verfeinerter Lebensart eingeführt. Es wurde viel Handel getrieben, gute Landstraßen führten von

einem Ort zum andern, und die Einwohner dieser Städte waren ein seltsames Gemisch von Deutschen, Römern, in einigen auch von Galliern, und sogar vielen Juden, welche sich des Handels bemächtigt und große Reichthümer gesammelt hatten. Kam man dagegen in's Innere Deutschlands, so war es, als käme man in eine ganz andere Welt. Die Menschen lebten sämmtlich als Ackerbauer auf ihrem Erbe; in manchen Gegenden nicht einmal in Dörfern vereinigt. Jede Haushaltung war ein geschlossenes Ganze für sich; was sie gebrauchte, wußte sie auch selbst zu erwerben und selbst zu bereiten. Der Acker und die Jagd lieferten die tägliche Nahrung; aus dem Flachs und aus der Wolle der eigenen Heerde bereiteten die Frauen die Kleidung; die Geräthe des Hauses und Ackers verfertigte der Mann mit den Knechten; auch die Häuser wußte er zu bauen und auszubessern; und so war eine jede Haushaltung sich selbst genug. Es war ein höchst einfacher, natürlicher Zustand.

Auch die alte bürgerliche Einrichtung war unverändert geblieben. Die Herzöge, die Grafen, die Aeltesten verwalteten in jedem Volke das Recht und ordneten die gewöhnlichen Angelegenheiten; über wichtigere Sachen wurde die Volksgemeinde berufen. Uebrigens waren die Rechte aller freien Männer dieselben und sie selbst machten den Kern des ganzen Volkes aus.

Bei den deutschen Völkern dagegen, die gewandert waren, oder, wie die Franken, in andern Ländern Eroberungen gemacht hatten, waren wesentliche Veränderungen vorgegangen.

Diejenigen, welche in ganz fremde Wohnsitze kamen, wo sie schon Einwohner von anderm Stamme fanden, hielten sich von diesen zwar in der ersten Zeit abgesondert und betrachteten sie wie ein unedleres Menschengeschlecht; nach und nach aber konnte es nicht ausbleiben, daß sie sich mit ihnen vermischten und viel von ihren Sitten und von ihrer Sprache annahmen. So entstanden in Italien, Frankreich, Spanien und Portugal gemischte Völker mit einer neuen Sprache, worin die alte römische oder lateinische Sprache, weil sie die ausgebildetste war, vorherrschte. Bei den Sachsen, Thüringern, Baiern, Alamannnen dagegen und auch in den alten Wohnsitzen der Franken am Rheine, blieb die ächte deutsche Sprache, die wir jetzt noch reden, obgleich sie sich seit tausend Jahren um Vieles geändert hat. Das ist ein großes Glück, daß wir sowohl unsern Stamm als unsere Sprache unverfälscht behalten haben.

Was die Verfassung jener erobernden Völker betrifft, so war in der anhaltenden Kriegszeit das sogenannte Lehnswesen in seinen Grundzügen entstanden, welches bei den Franken schon sehr alt war und von nun an sich auch über die andern Völker in Deutschland ausbreitete; bei den Sachsen am spätesten. Wenn nämlich der König oder Herzog eines Volkes ein fremdes Land erobert hatten, so mußten die Einwohner desselben einen gewissen Theil des Grundes und Bodens, ein Drittheil, bisweilen sogar zwei Drittheile, den Siegern abtreten, um nur das Uebrige für sich behalten zu dürfen. Jenes wurde nun unter die erobernden Krieger vertheilt, nachdem zuvor für den König, und vielleicht auch für allgemeine Zwecke als Staatsgut, ein ansehnlicher Theil zurückbehalten war. Von dem zu vertheilenden Lande erhielten die Vornehmen, welche dem Könige vielleicht mit einem Gefolge gedient hatten, am meisten, die gemeinen Freien weniger. Der König gewann auch außerdem noch am meisten, indem er nicht nur alle Privatgüter der römischen Kaiser in der eroberten Provinz, sondern auch alle ihre Herrscherrechte über die al-

ten Unterthanen erbte; und das waren sehr wichtige Rechte. Sein Gut und seine Gewalt wuchsen außerordentlich.

Dadurch erhielt er ferner die Mittel, immer mehr angesehene Leute in sein Gefolge zu ziehen und zu Diensten zu verpflichten. Er gab ihnen von seinen Gütern mehr oder weniger zur Belohnung hin, aber nur zum Genusse für Lebenszeit; er lieh ihnen das Gut, und daher der Name Lehen. Die, welche ein solches von ihm empfingen, waren seine Vasallen (Vögte und Getreue), und mußten ihm zu jedem Kriege, und wäre es auch nur ein Privatstreit gewesen, treu und gewärtig sein. Diese königlichen Dienstleute wurden bald vor allen geehrt; sie wurden die Ersten des Reichs statt daß ehemals nur der ganz Freie, der in keines, auch nicht des Fürsten, Dienstbarkeit war, als einer der Ersten gegolten hatte.

Die vornehmen Dienstleute, die viel Gut besaßen, hielten sich nun auch wieder Gefolge im Kleinen; ihre Getreuen hießen Aftervasallen und leisteten im Gefolge ihres Herrn dem Könige die Dienstpflicht.

So war schon eine mannigfaltige Stufenfolge des Ansehens und der Ehre hervorgebracht; die Gleichheit der alten Zeit war verschwunden. Doch hatte der freie Mann noch immer das Recht, keine Gesetze, die seine Gemeinde betrafen, anzuerkennen, ohne daß sie von ihm und allen Freien angenommen waren. Was aber allgemeine Reichsangelegenheiten, Krieg und Frieden und ähnliches, betraf, so rathschlagte der König darüber mit seinen Großen in den Versammlungen, welche bei Gelegenheit der großen Frühlingsmusterungen der Kriegsmannschaft, erst im März, dann im Mai, gehalten wurden, und daher März- und Maifelder hießen.

20. Das Christenthum in Deutschland.

Den wichtigsten Einfluß auf den Zustand der deutschen Völker hat das Christenthum gehabt. Man kann sagen, daß kein Volksstamm, zu welchem dasselbe seit seiner Entstehung nur irgend gekommen ist, so empfänglich dafür gewesen, dasselbe mit so treuem Herzen aufgenommen und bewahrt hat, als der deutsche. Die Juden, die Römer und die Griechen waren schon viel zu sehr verderbt, als daß sie hätten gründlich gebessert werden können. Ihr Christenthum war mit ihrem frühern Aberglauben vermischt, und selbst die Gelehrten unter ihnen mischten ihre spitzfindige Weisheit in die Lehre Christi und machten sie, die so klar und einfach ist, dunkel und unverständlich.

Der Deutschen Gemüth dagegen war frisch und kräftig; ihr gesundes Herz wurde mit warmer Liebe für den Erlöser erfüllt, und ihr einfacher Sinn faßte seine Lehre einfach und rein auf.

Die wandernden deutschen Völker, Gothen, Burgunder, Langobarden, hatten das Christenthum angenommen, so wie sie mit den Römern in näheren Verkehr kamen. Bei den Franken war dasselbe seit Klodwigs Bekehrung ausgebreitet; doch standen diese am wenigsten in dem Rufe vorzüglicher Gottesfurcht und Sittenreinheit; es war noch viel Rohheit unter ihnen. Sie gaben sich auch keine Mühe, das Christenthum unter den übrigen deutschen Völkern, die unter ihre Herrschaft kamen, zu verbreiten; zu den Baiern, Alamannen und Thüringern mußten die Verkündiger des Evangeliums aus einem fernen Lande kommen. Fromme Männer aus England und Irland predigten im

7. und 8. Jahrhundert die christliche Lehre mit großem Eifer, und sogar mit Gefahr ihres Lebens, in Deutschland.

Der wichtigste von allen war der Engländer Winfried, nachher aus Dankbarkeit Bonifacius (der Wohlthäter) genannt. Er predigte in den Jahren 718 bis 755 vorzüglich in Baiern, Thüringen, Hessen und in mehreren Gegenden Westphalens, bis nach Friesland hin. Keine Beschwerde, keine Entbehrung, nicht Hunger und Durst, und selbst nicht Todesgefahr, konnten ihn von seinem Wege abbringen. Die heidnischen Priester haßten und verfolgten ihn; sein frommes Wort aber galt bei dem Volke mehr, als das ihrige. Wenn er einen Götzenaltar umstürzte oder einen ihrer heiligen Bäume umhauen ließ, so verkündigten die Priester, daß Feuer herausfahren und den Frevler verzehren werde; allein er selbst legte zuerst die Axt an die Wurzel des Baumes, und wenn er fiel, so erkannte das Volk die Ohnmacht seiner Götzen.

Bonifacius hat in Salzburg, Passau, Freisingen, Regensburg, Würzburg, Eichstädt, Erfurt und andern Orten Bisthümer gestiftet und ist zuletzt, zur Belohnung seines Eifers, Erzbischof von Mainz geworden. Da hätte er nun in Ruhe sein Alter genießen können. Aber er wollte bis zu seinem Ende das Werk seines Lebens fortsetzen und ging noch einmal, 755, zu den Friesen, wo er bereits viele bekehrt hatte; allein ein Haufen der räuberischen Heiden überfiel ihn und tödtete ihn mit allen seinen Dienern, denen er verboten hatte, die Waffen zu gebrauchen und Blut zu vergießen. Er starb als ein wahrer Märtyrer des christlichen Glaubens.

Die Kirchen und Stifter, die er anlegte, verbreiteten das Licht des Evangeliums immer weiter, so daß bald kein heidnisches Volk in Deutschland mehr übrig war, als die Sachsen; diese blieben in ihrem alten Glauben bis auf Karls des Großen Zeit. Um die neu gestifteten Kirchen bauten sich bald mehrere Menschen an und bildeten eine Gemeinde; daraus entstanden später Dörfer und Städte; die vielen Fremden, die zu einer solchen Kirche wallfahrteten, — die Kirchen waren noch selten, — verursachten auch Verkehr und Handel, so daß mit den kirchlichen Festen häufig ein Markt oder eine Messe verbunden wurde, welche eben daher den Namen Kirchmessen erhielten. Bonifacius selbst hielt es für sehr wichtig, mit der Religion zugleich nützliche Kenntnisse zu verbreiten; er legte zu Ohrdruf eine Schule an, worin Lehrer zur Verbreitung des Christenthums erzogen wurden, denen es zugleich zur Pflicht gemacht war, die Kunst des Acker- und Gartenbaues gründlich zu erlernen, um sie mit der christlichen Lehre den bekehrten Heiden mitzutheilen. Auf solche Weise wurde ihre innere und äußere Bildung auf das Wohlthätigste zusammen befördert.

21. Die Großhofmeister bei den Franken.

Die Franken waren, wie wir gesehen haben, seit Klodwigs Zeit das herrschende Volk in Frankreich und dem größten Theile von Deutschland; alle deutschen Stämme in demselben, die Sachsen ausgenommen, waren ihnen dienstbar. Allein ihre Könige, die Nachkommen Klodwigs, verdienten nicht, über ein so großes und schönes Reich zu herrschen. Sie waren fast ohne Ausnahme entweder grausam, blutdürstig und frevelhaft, oder träge und unmännlich, und zuletzt kam es dahin, daß nicht mehr sie, sondern ihr erster Reichs-

beamter, der Großhofmeister oder Major-Domus, die Regierung führte. Der König lebte unthätig in der Schwelgerei seines Palastes und der Großhofmeister zog für ihn in den Krieg, vergab die Ehrenstellen und verwaltete das ganze Reich. Das mußte die merowingischen Könige in den Augen des Volkes immer verächtlicher machen.

Unter den Großhofmeistern zeichnete sich besonders das Geschlecht des Pippin von Herstall (bei Lüttich) aus und schwang sich am Ende sogar auf den Thron der Franken. Pippin regierte um das Jahr 700 als Major-Domus und übte Recht und Gerechtigkeit mit großem Ernste.

Sein Sohn Karl Martell (auf Deutsch der Hammer) war ein tapferer Kriegsheld und hat die ganze Christenheit von der Gefahr errettet, durch die Araber oder Mauren unterjocht zu werden. Die Araber hatten um das Jahr 622 durch Mahomed einen neuen Glauben erhalten und verbreiteten diesen mit außerordentlichem Eifer und stürmischer Tapferkeit über einen großen Theil des Erdbodens; denn Mahomed hatte sie gelehrt, daß es das größte Verdienst sei, seinen Glauben mit Feuer und Schwert auszubreiten. Sie eroberten viele Länder, unter andern auch Nord-Afrika, kamen 711 über das Meer nach Spanien und entrissen dasselbe zum größten Theile den Westgothen, die noch immer darin herrschten. Nicht zufrieden damit, wollten sie auch die Franken bezwingen, und wäre ihnen dieses gelungen, so würde kein christliches Volk ihnen mehr haben widerstehen können. Zum Glück setzte aber der Großhofmeister Karl Martell ihren Fortschritten ein Ziel. Er sammelte die ganze Kriegsmacht der Franken, rückte muthig gegen die Araber heran, ließ sich durch ihre unermeßliche Zahl nicht abschrecken und schlug sie im Jahre 732 in einer großen Schlacht zwischen Tours und Poitiers in Frankreich so gänzlich aufs Haupt, daß ihrer mehr als 300,000 umgekommen sein sollen; die übrigen flohen erschrocken nach Spanien zurück und gaben alle Gedanken an fernere Eroberungen auf.

22. Pippin der Kleine, König der Franken. 752.

Durch jene That war Karl den Franken noch theurer geworden; sein Sohn, Pippin der Kleine, gewann die Liebe derselben ebenfalls; und als der König Childerich III. sich gar zu unwürdig zeigte, auf dem Throne zu sitzen, nahmen sie ihm 752, auf einem Reichstage zu Soissons, die Krone gänzlich ab und setzten sie dem Großhofmeister Pippin auf, der also der erste König aus dem Geschlechte der Karolinger war; so nannte man nachher dieses Geschlecht. Um auch des Papstes Zacharias Urtheil über diesen wichtigen Schritt einzuholen, war vorher eine Botschaft an denselben nach Rom geschickt und ihm die Frage vorgelegt: „Ob derjenige König sein müsse, der die Königsgewalt in Händen habe, oder derjenige, der nur den Namen trage?“ — Der Papst antwortete: „Derjenige müsse auch König heißen, der Königsgewalt habe.“ Diese Antwort hob alle Bedenklichkeiten auf.

Childerich beschloß sein Leben in einem Kloster, Pippin aber regierte sein Reich von nun an noch 16 Jahre mit großer Weisheit und Kraft und wurde, als er 768 zu Aachen starb, von dem ganzen Volke aufrichtig betrauert.

Zweiter Zeitraum.

Das Mittelalter.

Von Karl dem Großen bis zur Reformation. 768 bis 1517.

23. Karl der Große. 768—814.

Seine Kriege.

Pippin hinterließ zwei Söhne, Karl und Karlmann; diese theilten sich in das fränkische Reich. Aber Karlmann starb schon nach zwei Jahren und die Stände seines Reichtheiles wollten nicht seine unmündigen Söhne, sondern den kräftigen König des andern Theiles als ihren Herrn anerkennen. Karl nahm ihren Ruf an und vereinigte das ganze Frankreich wieder; die Wittwe seines Bruders aber floh zum Könige der Langobarden nach Italien, um mit dessen Hülfe ihren Söhnen das Land des Vaters wieder zu erwerben. Der König Desiderius nahm sich ihrer wirklich an, erkannte die Söhne Karlmanns als die rechtmäßigen Erben des Frankenreichs und verlangte sogar vom Papst Hadrian, daß er sie zu Königen salbe. Dieser, der ein treuer Freund Karls war, weigerte sich; da überzog ihn Desiderius mit Krieg. Es war eine tödtliche Feindschaft zwischen Langobarden und Römern von Alters her; auch die Franken und Langobarden waren keine Freunde. König Karl zog daher, als ihn Papst Hadrian zu Hülfe rief, 774 mit einem tapfern Heere über die Alpen und geradeswegs auf der Langobarden Hauptstadt Pavia los. Desiderius vertheidigte sich auf's Aeußerste und hielt die Belagerung ein halbes Jahr aus; endlich mußte er sich doch ergeben, und weil König Karl überall kein halbes Werk zu vollbringen liebte und das Reich der Langobarden zur Unterwerfung reif fand, so entsetzte er den König Desiderius, schickte ihn gefangen nach Frankreich in's Kloster Corbey, und vereinigte das nördliche Italien mit seinem großen Reiche. Zu Monza ließ er sich mit der eisernen Krone der langobardischen Könige krönen. Zwar versuchten die Langobarden noch einmal eine Empörung gegen ihn, als er wieder nach Deutschland zurückgekehrt war; er aber wendete sich schnell um, brachte sie zur Ruhe und hat von da an das fruchtbare Land am Posflusse, welches noch jetzt nach den alten Langobarden den Namen der Lombardei führt, mit den schönen Städten Mailand, Pavia, Verona, Mantua, Padua und vielen andern, ununterbrochen unter seiner Herrschaft gehabt.

Der Krieg mit den Sachsen. 772—803. Einen viel schwereren und längeren Krieg hatte König Karl schon vorher mit den Sachsen ange-

fangen. Die Sachsen waren das einzige deutsche Volk, welches um diese Zeit noch in den alten Sitten und Gesetzen, sogar noch im Heidenthume ganz frei für sich lebte. Noch opferten sie in ihren Hainen dem Wodan und dem Thor und feierten noch immer in ihren Gesängen die Zeiten, da sie ihre Freiheit und ihre Götter von der Unterjochung der Römer gerettet hatten. Mit den Franken gränzten sie in der Gegend der Ruhr und der Sieg zusammen und lebten mit ihnen von Alters her im Zustande der Fehde. Denn nach germanischer Gewohnheit liebte es die kriegslustige Jugend der Sachsen, unter einem tapfern Herzoge in das Land der Nachbarn einzufallen und nach kurzem Streifzuge mit Beute und Siegeszeichen zurückzukehren. Solche Nachbarn waren aber dem König Karl verdrießlich. Von seiner Hauptstadt Aachen wo er am liebsten wohnte, wo er prächtige Paläste und Kirchen aufzurichten dachte, wo die Schätze seines Reichs aufbewahrt wurden, waren diese unruhigen Feinde nur einige Tagemärsche entfernt; das schien ihm der Würde seines Reichs ganz entgegen.

Aber auch das war ihm ein Kummer, daß so dicht an seinen Gränzen noch das Heidenthum bestehen sollte. Karl war ein frommer König; er glaubte die Pflicht zu haben, das Christenthum durch alle Mittel auszubreiten. Zwar war es nicht im Geiste des Evangeliums, daß er Schwert und Gewalt dazu anwendete; allein wir müssen dies seinem raschen und kräftigen Geiste und der gewaltsamen Weise jener Zeiten zu Gute halten. Er glaubte nur erst den Grund legen und den Anfang der Bekehrung der Sachsen, wenn auch durch Gewalt, machen zu müssen: die Belehrung, hoffte er, werde das Werk schon vollenden. Und um diese hinzuzufügen, errichtete er nachher, so wie er mit Hülfe der Waffen weiter vorgedrungen war, Kirchen, Bisthümer und Schulen im Lande der Sachsen.

Da er wohl voraussah, daß der Krieg gegen dieses kräftige Volk nicht leicht sein werde, so wollte er ihn nicht allein nach seinem Gütdünken, sondern mit der Zustimmung seines ganzen Volkes, anfangen. Auf dem ersten Reichstage daher, nachdem er das ganze Frankreich erworben hatte, trug er die Sache mit den Sachsen vor, und der Reichskrieg gegen sie wurde beschlossen. Es war zu Worms 772. So schwer und langwierig aber, wie dieser Krieg nun wirklich ausfiel, hatten ihn wohl weder Karl noch die Großen seines Reiches sich gedacht; denn er hat im Ganzen 32 Jahre, wenn auch mit Unterbrechungen, gedauert, hat viel Blut und Arbeit gekostet und ein solches Ende genommen, daß die Sachsen zwar kein ganz freies und selbständiges Volk blieben, aber doch die Haupteinrichtungen ihrer Verfassung, Sprache, Sitten und Gesetze retteten, und also auf die ehrenvollste Weise aus dem Kampfe mit dem viel größeren und mächtigeren Volke der Franken hervorgingen.

Dieser Kampf begann gleich im Jahre 772 und schien zuerst schnell abgemacht zu sein; denn der König mit seinem wohlgeordneten Heere trieb die, in einzelnen Haufen streitenden, Sachsen bald in die Enge, drang bis an die Weser vor, eroberte die Hauptfeste Ehresburg, in unwegsamer Gegend, auf steiler Höhe gelegen (da, wo jetzt Stadtberge oder Marsberg, an der Diemel, liegt) und zerstörte der Sachsen größtes Heiligthum, die Irmensäule. Sie mußten einen Vergleich schließen und zwölf Geiseln geben.

Allein kaum hatte er sich wieder wegbegeben und den oben schon erzählten Zug gegen den König Desiderius nach Italien angetreten, so fingen die Sachsen

den Krieg wieder an und drangen nun ihrerseits mit Feuer und Schwert in das fränkische Gebiet vor. Karl mußte umkehren, legte den weiten Weg durch ganz Deutschland in unglaublicher Geschwindigkeit zurück, und seine Gegenwart stellte in einem Augenblick Ruhe und Ordnung her. Er konnte zum zweiten Male nach Italien ziehen.

Aber sehr bald kam auch schon wieder Botschaft von einem neuen Aufstande der Sachsen. Er, mit seinen Schaaren wieder zurück, dringt durch alle Verhaue tief in ihr Land bis zu den Quellen der Lippe und zwingt sie von neuem zum Frieden, viele sogar zur Annahme des Christenthums. Er setzte sich nun im sächsischen Lande fest, baute eine Festung an der Lippe, vielleicht das jetzige Lippstadt, und hielt 777 einen Reichstag in Paderborn, wo ein beträchtlicher Theil der Sachsen feierlich Treue schwur. Nun hielt sich Karl von dieser Seite für gesichert und faßte den Vorsatz zu einer andern weitern Unternehmung.

Der spanische Krieg. 778. — In Spanien saßen noch immer die Erbfeinde der Christenheit, die Araber und Mauren, zum großen Verdrusse unsers Königs Karl. Sie ganz aus Europa zu vertreiben, wäre ihm eine außerordentliche Freude gewesen. Gern ergriff er daher die Einladung einiger unzufriedenen maurischen Statthalter im nördlichen Spanien, die sich ihm zu unterwerfen versprachen, eilte durch Frankreich, über das Pyrenäengebirge, eroberte Pampeluna, Saragossa, Barcelona, und unterwarf das spanische Land bis an den Ebro. Dieses Land blieb von da an, unter dem Namen der spanischen Mark, ein Theil seines Reiches. — Auf dem Rückwege aber litt er doch noch in den Pässen des pyrenäischen Gebirges einen harten Verlust durch die räuberischen Bergbewohner, die seinen Nachtrab plötzlich überfielen. In den engen Wegen war dieser Theil des Heeres weit zurückgeblieben, und so tapfer sich auch der Anführer, der berühmte Ritter Roland, wehrte so mußte er fast mit allen seinen Leuten hier umkommen.

Neuer Aufstand der Sachsen. — Auch zu Hause fand Karl von neuem mit den Sachsen zu thun. Ihr Hauptanführer, der Herzog Wittekind oder Widekind, war früher nicht unter denen gewesen, die sich unterwarfen, er war zu dem Dänenkönige Siegfried geflohen und kam nun, als Karl in Spanien war, mit seinem Kriegsgefolge zurück, wiegelte die Sachsen auf und fiel in die fränkischen Länder ein, die er bis an den Rhein hin verheerte. Er kam bis nach Deutz, Köln gegenüber. Aber da erschien auch König Karl selbst wieder auf dem Kampfplatze, verscheuchte die Feinde und drang sogar in ihrem Lande über die Weser hinaus bis an die Elbe vor. An diesem Flusse legte er einige Festungen an und war nun seiner Herrschaft über die Sachsen so gewiß, daß er im nächsten Jahre, 782, ihren Heerbann mit seinen Franken gegen die räuberischen Slaven, die östlichen Nachbarn der Sachsen, in's Feld schickte. Das war aber noch zu viel gewagt. Wäre der König selbst ihr Anführer gewesen, so möchten sie vielleicht willig gefolgt sein; allein seine Unterfeldherrn — sie hießen Geilo und Adalgis — hatten nicht das rechte Ansehn über sie. Als die Sachsen das fränkische Heer allein, mitten in ihrem Lande, an gefährlicher Stelle, auf dem Berge Suntel an der Weser, sahen, gedachten sie, dasselbe, wie einst den Varus und seine Römer, zu vertilgen. Sie überfielen es und machten einen großen Theil desselben nebst den Anführern nieder. Sie hatten aber nicht bedacht, daß der Rächer

so nahe war. Die treulose That brachte den König Karl in den größten Zorn, und von diesem hingerissen beging er ebenfalls eine Handlung, die sich vor der Gerechtigkeit nicht rechtfertigen ließ. Mit Heeresmacht in Sachsen einbrechend nahm er eine Menge des Volkes gefangen und ließ darauf an fünftehalbtausend, zum Schrecken der übrigen und als Strafe für seine erschlagenen Franken, bei Verden an der Aller enthaupten.

Wie eine Ungerechtigkeit die andere erzeugt hatte, so mußte nun auch König Karl sehen, daß seine harte That ganz Sachsenland gegen ihn empörte. Bis dahin war dasselbe nie im Ganzen gegen ihn aufgestanden: nur einzelne Anführer mit ihrem bald größeren bald kleineren Kriegsgefolge hatten gegen ihn gekämpft. Jetzt aber stand der ganze sächsische Heerbann auf, vereinigte sich unter den Herzögen Wittekind und Abbio und kämpfte in zwei sehr blutigen Schlachten gegen den fränkischen König. Die erste, bei Tietmelle, jetzt Detmold, blieb unentschieden; in der zweiten aber, am Flusse Hase im Osnabrückischen, siegte Karl's Feldherrnkunst; die Sachsen wurden hart geschlagen und auch den tapfern Herzögen entsank der Muth zum fernern Widerstande. Sie mochten sich vielleicht nun überzeugt halten, daß der christliche Gott mächtiger sei, als ihre heidnischen Götter; sie gelobten bei der Unterwerfung zugleich, das Christenthum anzunehmen, und hielten ehrlich Wort. Sie kamen im folgenden Jahre nach Attigny in Frankreich und ließen sich feierlich taufen, nachdem sie Unterricht in der christlichen Lehre empfangen hatten.

Von dieser Zeit an ging es mit dem Gehorsam der Sachsen, so wie mit der Ausbreitung des Christenthums unter ihnen, besser, obgleich noch kein ganz dauerhafter Friede mit ihnen bestand.

Der avarische Krieg. 791. — Wenn wir nun die Gränzen von König Karl's Reiche verfolgen, so hatte er schon beinahe an allen Seiten Feinde bekämpft: im Süden die Langobarden, im Süd-Westen die Araber, im Nord-Osten die Sachsen, im Osten die Slaven. Blos im Süd-Osten war noch ein Volk übrig, welches die Gewalt seiner Waffen nicht gefühlt hatte: das waren die Avaren, in Ungarn und Oestreich, ein wildes Räubervolk, welches die in früheren Raubzügen erworbenen Schätze in großen Haufen aufgeschüttet, mit Wällen und Gräben (Ringe genannt) umschlossen hatte und nun ängstlich bewachte.

Mit ihnen einen Krieg anzufangen, um diese reichen Schätze zu gewinnen, wäre vielleicht für einen gewöhnlichen Eroberer eine große Lockung gewesen; für Karl's Geist war dieser Zweck zu klein. Aber jenes feindselige Volk war ihm in anderer Hinsicht sehr im Wege. Jenseits des Avaren-Landes fing das oströmische oder griechische Kaiserthum an, von welchem wir schon oben erzählt haben, daß es viel länger, als der westliche Theil des Reiches, bestanden und Konstantinopel zu seiner Hauptstadt gemacht habe. Mit den Kaisern in Konstantinopel war Karl in freundschaftlichem Vernehmen und hätte gern eine große Handelsstraße aus seinem Lande bis an das ihrige zu stande gebracht, um die schönen Waaren des Morgenlandes, Seide und Purpur, Gewürze aller Art und kostbare Spezereien, herbeizuholen und den Kunstfleiß seines Volkes durch lebhaften Verkehr anzufeuern. Der Donaustrom, der aus seinem Reiche bis in das griechische Kaiserthum floß, bot ihm dazu eine herrliche Gelegenheit dar; aber an einem großen Theile der Donau entlang wohnten die räuberischen Avaren, die allen Verkehr auf dem Flusse unmöglich

machten. Deshalb faßte König Karl endlich den Entschluß, sie auszurotten oder zu unterwerfen, und im Jahr 791 zog er mit großer Macht gegen sie aus. Von Schwaben und Baiern zog er an der Donau hinunter; auf der Mittagsseite des Flusses, gingen die Franken, auf der Nordseite die Sachsen und Friesen, die beide nun auch schon im Heerbanne mitziehen mußten; auf dem Flusse selbst fuhren unzählige Schiffe mit einem dritten Theile des Heeres. Vor solcher Macht wichen die Avaren ohne Schlacht zurück und ließen ihr Land, bis an den Raabfluß in Ungarn, in Karl's Hand.

Dieser ließ nun sogleich im nächsten Jahre Vorbereitungen zur Ausführung seines großen Handelsplanes machen. Sein Heer mußte an einem Kanale arbeiten, der die Nordsee mit dem schwarzen Meere in Verbindung bringen sollte. Vom Maine nämlich sollte dieser Kanal bis zur Rednitz in Franken gezogen werden; dann konnte man aus der Nordsee in den Rhein, aus diesem in den Main, dann durch den Kanal in die Rednitz, aus dieser in die Altmühl und so in die Donau gelangen, auf welcher man dann durch weite Landstriche in das schwarze Meer schiffte. Ein großer und kühner Plan! —

Aber es war grade ein sehr ungünstiges Regenjahr; dazu verstanden seine Werkmeister nicht, im sumpfigen Boden das Wasser durch Seitengräben abzuleiten und die Wände des Kanals gegen das Einstürzen zu sichern. Daher ging das Werk langsauer, als er gedacht hatte; er mußte an der Möglichkeit der Ausführung zweifeln, und damit war der eigentliche Zweck des Krieges gegen die Avaren vereitelt. Er behielt nur das von ihnen eroberte Land bis an die Raab, also besonders das jetzige Oestreich, besetzt und bevölkerte es mit deutschen Anbauern.

Der Friede mit den Sachsen. 803. — Der avarische Krieg war auch die Veranlassung des letzten großen Aufstandes bei den Sachsen gewesen. Für diese war es eine ungewohnte und höchst beschwerliche Sache, in so langen und entfernten Kriegen die Heeresfolge zu leisten. Wenn der Krieg nur ein paar Monate dauerte und nahe an den Gränzen blieb, so konnte der Hausvater allenfalls so lange von Haus und Hof entfernt sein; dauerte er aber über Jahr und Tag, so war sein Hauswesen in Gefahr, großen Schaden dadurch zu leiden; und dazu kam noch, daß er sich in der ganzen Zeit selbst mit Unterhalt, so wie mit Kleidung und Waffen, versorgen mußte. An Sold für den Kriegsmann wurde damals noch nicht gedacht; ein jeder mußte sich selbst unterhalten. Im Unwillen über diesen drückenden Dienst empörten sich die Sachsen noch einmal und verweigerten die Heeresfolge, so daß Karl auch aus dieser Ursache den avarischen Krieg abbrechen und sich gegen die Sachsen wenden mußte. Doch wurde die Ruhe hier bald wieder hergestellt und vom Jahre 803 an kann der Friede zwischen den Franken und Sachsen als befestigt angesehen werden. Der Sachsen tapferes und kräftiges Benehmen hatte ihnen Karl's Achtung erworben; die Friedensbedingungen gereichten ihnen zur Ehre; sie behielten ihre Gesetze und Einrichtungen, wurden von ihren eigenen Grafen regiert, und haben von ihrer uralten Eigenthümlichkeit vieles noch bis auf den heutigen Tag bewahrt. Noch jetzt wird in Westphalen und Niedersachsen die alte sächsische Mundart, mit unwesentlichen Veränderungen, gesprochen, noch jetzt findet man in vielen Gegenden mehr einzelne Höfe, als zusammenliegende Dörfer; und in den häuslichen Einrichtungen des Landmanns zeigen

sich noch immer die Spuren einer Zeit, da eine jede Haushaltung alles in sich vereinigte, was zur Nothdurft des Lebens gehört.

Der größte Gewinn, den die Sachsen aus dem langen Kriege davon trugen, war die Pflanzung des Christenthums unter ihnen; zwar Anfangs wider ihren Willen, und lange noch in heimlicher Mischung mit dem Heidenthume; allein das zweite und dritte Geschlecht, welches schon ganz im Christenthume aufwuchs, wurde immer inniger von demselben erfüllt. Karl der Große hatte eine Menge Stifter und Kirchen in Sachsen gegründet, wozu Münster, Osnabrück, Minden, Paderborn, Bremen, Verden, Bardewick, Seligenstadt, Elze, Halberstadt und mehrere andere gehörten.

24. Karl's des Großen Kaiserkrönung. 800.

So hatte Karl in den dreißig ersten Jahren seiner Regierung sein Reich nach allen Seiten hin erweitert: an der nordöstlichen Gränze durch die Vereinigung des ganzen Sachsenlandes; nach Südosten durch die Eroberung Oestreichs von den Avaren; im Süden durch die Erwerbung des ganzen nördlichen Italiens, und jenseits der Pyrenäen durch die spanische Mark. Sein Reich erstreckte sich von der Nordsee bis an den Ebro in Spanien, und vom atlantischen Meere bis an die Raab in Ungarn; ein herrliches, großes Reich, fast durchaus von deutschen Stämmen bewohnt.

Diese Ausdehnung des weiten Reiches, da es den größten Theil der Länder umfaßte, welche die abendländischen römischen Kaiser in Europa besessen hatten, und die großen Eigenschaften des mächtigen Königs selbst, brachten den Papst Leo III., der auf Hadrian gefolgt war und, wie dieser, Schutz und Wohlthaten von Karl empfangen hatte, auf den Gedanken, dem Könige, da er am Weihnachtsfeste des Jahres 800 in Rom war und dem Gottesdienste in der St. Peterskirche beiwohnte, die Würde und Krone eines römischen Kaisers darzubieten. Nach dem Hochamt, als Karl vor dem Altare knieete, setzte ihm der Papst unerwartet eine Kaiserkrone auf, und die Tausende der Menschen aus allen christlichen Völkern, die an diesem Feste in der Hauptkirche der Christenheit versammelt waren, riefen laut: „Heil Karl, dem großen, friedebringenden, von Gott gekrönten Kaiser der Römer!" Zugleich ließ sich der Papst vor ihm auf die Kniee nieder und huldigte ihm, wie die römischen Bischöfe den Kaisern in Constantinopel früher gehuldigt hatten.

So war der alte Name der römischen Kaiser, nachdem er über 300 Jahre in Rom untergegangen war, wieder erneuert und auf den mächtigen König der deutschen Völkerschaften übertragen. Dieser übernahm zugleich das oberste Schutzrecht über die ganze christliche Kirche, denn alle christlich-deutschen Völker, außer den Angeln und Sachsen in England waren unter seinem Scepter vereinigt.

25. Karl's Reichsverwaltung und Lebensweise.

Es war kein Kleines, dieses ganze, große, aus so verschiedenen Theilen zusammengesetzte Reich in guter Ordnung zu halten. Hätte Kaiser Karl

alle seine Unterthanen gleichsam in eine Form gießen wollen; hätte der Sachse gerade nach denselben Gesetzen leben sollen, wie der Franke, der Langobarde wie der Burgunder, und der Baier wie der Thüringer, so würde bald allgemeine Unzufriedenheit und Verwirrung entstanden sein; denn alle diese Völker hielten mit dem größten Eifer an ihrer Väter Weise fest und hätten sie um keinen Preis mit einer fremden vertauscht. Aber das verlangte Karl auch nicht von ihnen. Jedes Volk blieb bei seinen Sitten und Gewohnheiten und wurde von seinen einheimischen Richtern gerichtet, welche, was Rechtens war, aus langem Gebrauch im Gedächtniß hielten, denn geschriebene Gesetze gab es nur noch wenige. Auch die Grafen, welche die Oberrichter waren und zugleich des Königs Gerechtsame wahrnehmen mußten, waren gewöhnlich aus jedem Volksstamme selbst gewählt, damit niemand von einem Fremden regiert würde. Daneben untersuchte aber auch der König, ob die Grafen ihr Land ordentlich verwalteten und das Volk nicht drückten, und schickte zu dem Ende jährlich seine königlichen Sendboten in alle Provinzen, welche genau nachforschten, die Klagen, die vor sie gebracht wurden, anhörten, manches selbst schlichteten und dem Könige von Allem genauen Bericht abstatteten. Dieser entschied dann die wichtigsten Sachen durch seinen königlichen Spruch.

Außer den allgemeinen Reichsgeschäften, die kein Kaiser je so kräftig und selbständig verwaltet hat, als Karl der Große, bekümmerte er sich auch mit solcher Genauigkeit um die Verwaltung seiner eigenen Güter, daß er über die kleinsten Angelegenheiten, den Verkauf der Früchte, des Federviehes, der Eier, über die Benutzung der Fischteiche und Waldungen, selbst Vorschriften ertheilt hat, die wir noch in den von ihm hinterlassenen Gesetzen lesen können.

Und doch ist dieses alles nur die Hälfte seiner Thätigkeit; die andere Hälfte war der Sorge für die Religion, so wie für Wissenschaften und Künste, gewidmet. Sie waren seinem Herzen eben so theuer, als die äußere Ordnung des Ganzen; denn Karl wußte recht wohl, daß, wer ein Volk wahrhaft glücklich machen will, auch den Verstand der Menschen zu bilden und ihr Gemüth durch Religion und Unterricht zu veredeln suchen muß. Er hat eine Menge von Schulen, Kirchen und Bisthümern gestiftet, und unter anderm auch, um die Feier des Gottesdienstes zu erhöhen, Orgelspieler und Sänger aus Italien kommen lassen und eigene Singschulen angelegt. Die Predigten mußten, zur Erbauung des Volkes, in der vaterländischen Sprache gehalten werden und er sorgte dafür, daß eine Anzahl guter Predigten aus griechischen Kirchenlehrern in's Fränkische übersetzt wurden.

Die Liebe zu jeder edlen Bildung war tief in Karl's Innern gegründet. Er sammelte die unterrichtetsten Männer, sogar aus anderen Völkern, um sich, wie er denn den gelehrten Engländer Alcuin durch unermüdete Bitten bewog, sein Vaterland zu verlassen, bei ihm zu leben und eine gelehrte Schule zu Tours in Frankreich, nach dem Muster der berühmten Schule zu Oxford in England, anzulegen. Mit diesem Alcuin und andern ausgezeichneten Männern stellte er wissenschaftliche Untersuchungen aller Art an und suchte besonders die deutsche Sprache, welche noch ziemlich roh war, auszuarbeiten. Karl selbst hatte eine deutsche Grammatik zu entwerfen versucht und für die Monate und Winde deutsche Namen ausgedacht.

Unter den Künsten liebte er besonders die Baukunst. Er hat in Aachen eine sehr große, prächtige Kirche und für sich einen Pallast bauen lassen. Die

fremden Fürsten, die mit ihm Bündniß und Freundschaft hatten, kannten seine Liebe für alles Bewunderungswürdige in der Kunst, wie in der Natur; daher schickten ihm die Kaiser in Konstantinopel oft künstliche Werke, die in Griechenland gemacht wurden; und der Kalif von Bagdad, Haroun al Raschid, machte ihm unter andern auch eine sehr künstliche Uhr zum Geschenk, auf welcher sich, durch Wasser getrieben, ein Zeiger bewegte und die zwölf Stunden anzeigte. Wenn eine Stunde voll war, so fielen, nach der Zahl derselben, ebenso viele Kügelchen auf ein ehernes Becken und zeigten durch den Klang die Stunde an, und zu gleicher Zeit traten auch eben so viele Reiter durch Fenster, welche an der Uhr angebracht waren, hervor. Solch ein künstliches Werk war bei den Franken noch nie gesehen worden. Dazu schickte der Kalif, als seltene und köstliche Geschenke des Morgenlandes, die feinsten Gewürze, prächtige Gewänder, und zu Karl's besonderer Freude einen ungeheuern Elephanten, welcher Ambulabaz (der Verwüster) hieß und durch seine Größe jedermann in Erstaunen setzte. Als Gegengeschenk gab der Kaiser darauf den Gesandten schöne spanische Pferde und Maulesel, friesische Mäntel und besonders große und starke Hunde mit, welche geschickt waren, Löwen und Tiger zu jagen.

Es ist zum Erstaunen, wie der Kaiser Karl, besonders in den ersten dreißig Jahren seiner Regierung, da er fast immer Krieg zu führen hatte und bald an dem einen, bald an dem andern Ende seines großen Reiches sein mußte, zu allen Reichsgeschäften, zur Entwerfung so vieler Gesetze, und außerdem zu seinen Lieblingsbeschäftigungen mit den Künsten und Wissenschaften, die Zeit hat finden können. Nur sein rastloser Fleiß und die Kraft und Schnelligkeit seines Geistes, machten es ihm möglich. Er brauchte nur wenig Zeit zur Erholung und zum Schlafe. Ja, seine Lust und Lernbegierde waren so groß, daß er selbst des Nachts, wenn er etwa nicht schlafen konnte, ein Täfelchen und einen Griffel unter seinem Kopfkissen liegen hatte, um sich im Schreiben zu üben; — (damals noch eine seltene Kunst) — denn er hatte es erst in seinem Alter angefangen zu lernen und seine schwere Hand war besser gewöhnt, das Schwert als den Griffel zu führen. Und um auch bei Tage gar keinen Augenblick der kostbaren Zeit zu verlieren, mußte ihm sein Pfalzgraf, — das war einer der ersten Diener, — beim Ankleiden die Rechtsstreitigkeiten vortragen, die er entscheiden sollte, und selbst die streitenden Parteien vorführen, wenn es nöthig war; und dann untersuchte und entschied er den Handel. Beim Mittagessen hörte er gern Saitenspiel und Gesang, und ließ sich von einem Vorleser die Geschichten alter Helden vortragen.

Ebenfalls hat der Kaiser Karl nicht, wie so vielen anderen Menschen geschieht, durch Krankheiten viele Zeit verloren. Er genoß vielmehr bis in sein 70. Jahr einer ununterbrochenen Gesundheit, und erst da, ein paar Jahre vor seinem Tode, fing er an, bisweilen an Fiebern zu leiden. Diese Gesundheit verdankte er seiner Mäßigkeit und ordentlichen Lebensweise. Seine tägliche Mahlzeit bestand nur aus vier Gerichten, außer dem Braten, den die Jäger an den Bratspießen aufzutragen pflegten und den er lieber als jede andere Speise aß. Im Trinken war er noch mäßiger, als im Essen, und Trunkenheit verabscheute er an jedermann, geschweige an sich und den Seinigen.

Auch in der Kleidung war er sehr einfach und hielt sich immer an die vaterländische Tracht. Am Leibe trug er ein leinenes Hemd; darüber einen Rock, mit seidenen Borden eingefaßt, und lange Beinkleider; im Winter ver-

wahrte er Brust und Schultern noch durch ein Wamms von Otterfellen. Als Oberkleid trug er darüber einen Mantel. Stets war er mit dem Schwerte umgürtet, dessen Griff und Gehenk von Gold oder Silber waren. Bei großen Feierlichkeiten ging er in einem mit Gold durchwirkten Kleide, mit einem goldenen Diadem, das von Edelsteinen blitzte, und mit einem Degen, der ebenfalls mit Edelsteinen besetzt war. Dann hatte er ein überaus schönes und majestätisches Ansehn; denn er war ein großer, starker Mann, über 6 Fuß hoch; seine großen Augen strahlten von Feuer und eine Adler-Nase zierte sein Gesicht. Eine heitere Anmuth leuchtete aus seinen Zügen und machte auch im Alter sein von weißen Haaren und Bart bekränztes Antlitz gar lieblich anzuschauen. Karl war keiner von den finstern Kriegshelden, deren Ernst kein Lächeln mildert, sondern ein fröhlicher deutscher Sinn lebte in seiner Brust. Dabei hatte er einen festen männlichen Gang und seinen Körper hatte er durch Leibesübungen so ausgebildet und abgehärtet, daß ihm wenige darin gleich kamen; denn im Fechten, im Reiten, im Jagen und Schwimmen war er Meister.

Weichlichkeit und Ueppigkeit und Nachahmung fremder Sitten konnte Karl nicht leiden. Es wird erzählt, wie er einstmals seine Hofleute für ihre Hoffart mit zierlichen ausländischen Kleidern bestraft habe. Als diese sich nämlich an einem kalten, regnigten Tage mit feiner, seidener Kleidung angethan, bei ihm versammelt hatten, gab er plötzlich Befehl, die Pferde vorzuführen und eine Jagd anzustellen. Da war keine Zeit, sich umzukleiden, sondern wie ein jeder war, so mußte er zu Pferde und mit fort in den Wald. Der Regen hatte bald alle vom Kopfe bis zu den Füßen durchnäßt, von den seidenen Mänteln blieb bald hier, bald da ein Stück in den Dornen hängen, und die Zähne klapperten allen vor Frost. Der Kaiser that, als ob er die klägliche Verfassung seiner Hofleute gar nicht bemerkte, sondern jagte nach Herzenslust, bis er selbst müde war, und kehrte endlich gegen Mittag nach Hause zurück. Er, in seinem tuchenen Rocke und der warmen Weste aus Otterfellen, befand sich recht wohl und stellte sich an den Kamin, um seine Kleider zu trocknen. So wie aber die feinen Hofleute sich auch heranstellten, um die kalten Glieder zu erwärmen, so schrumpfte das, was sie noch von seidenen Kleidern an sich hatten, ganz zusammen und zerriß noch mehr, — bis endlich Karl, nachdem er sie genugsam beschämt glaubte, ihnen befahl, nach Hause zu gehen und warme vaterländische Kleidung anzulegen.

26. Kaiser Karl's Tod. 814.

Karl hatte noch den Kummer, daß zwei seiner Söhne, und zwar die vorzüglicheren, Karl und Pippin, vor ihm starben; Ludwig blieb allein übrig. Es war ein harter Verlust für den alten Vater, der seine Kinder außerordentlich liebte; er hatte drei Söhne und drei Töchter gehabt, und sie auf das beste erzogen. Die Söhne lernten nicht nur, was ein Edelmann damaliger Zeit wissen mußte, alle ritterlichen Uebungen, sondern auch, was zu ihrer Geistesbildung gehörte, und die Töchter arbeiteten auf's fleißigste in allen weiblichen Künsten, im Spinnen, Weben, Nähen und in Stickerei. Nie aß Karl ohne seine Kinder, und auch auf Reisen mußten sie ihn zu Pferde begleiten.

Als der alte ehrwürdige Kaiser über 70 Jahre alt war und öfters Fieber seinen sonst so kräftigen, Körper angriffen, fingen seine Getreuen an, für sein Leben besorgt zu sein, und ihre Angst brachte sie dahin, daß sie alles, was sich irgend Unerwartetes zutrug, auf seinen baldigen Tod deuteten. So ereigneten sich mehrere Finsternisse an Sonne und Mond; die kaiserliche Burg zu Aachen wurde von Erdbeben erschüttert; ja der Säulengang, der dieselbe mit dem großen Münster verband, stürzte plötzlich, am Himmelfahrtstage bis auf den Grund zusammen. Die große hölzerne Brücke über den Rhein bei Mainz, woran zehn Jahre gebaut war, wurde binnen drei Stunden vom Feuer verzehrt. Als Karl im Jahre 810 den letzten Zug gegen den Dänenkönig Gottfried machte und eines Morgens früh ausgeritten war, fuhr plötzlich eine Feuerkugel quer vor ihm vorüber und machte sein Pferd so scheu, daß es niederstürzte und ihn selbst hart zu Boden warf. Die Spange seines Mantels zerbrach und das Wehrgehenk riß entzwei; doch wurde er selbst von den herbeieilenden Dienern unbeschädigt aufgehoben. Alle diese und andere Vorfälle erfüllten die Seinigen mit Angst; er selbst aber achtete nicht darauf.

Im Januar des Jahres 814 wurde er von einem starken Fieber mit Seitenstichen befallen; sein gewöhnliches Heilmittel, womit er sich sonst immer geholfen, nämlich Fasten, vermochte diese Krankheit nicht zu brechen. Am Morgen des 28. Januars, um die fünfte Stunde, fühlte er die Nähe des Todes, hob die rechte Hand kräftig in die Höhe und drückte auf Stirn, Brust und Füße das Zeichen des heiligen Kreuzes. Dann streckte er die Hände noch einmal aus, faltete sie über der Brust, schloß die Augen und sang mit leiser Stimme: „In deine Hände befehle ich meinen Geist!“ — und starb. Er war 72 Jahre alt geworden und hatte beinahe 46 Jahre regiert. — Sein Tod verbreitete eine tiefe Trauer über das ganze große Reich.

Der Leichnam des verstorbenen Kaisers wurde gewaschen, geschmückt, gesalbt, und in der kaiserlichen Gruft in der Kirche, die er selbst gebaut, beigesetzt. Im vollen kaiserlichen Schmucke, mit einem Evangelienbuche auf den Knieen, einem Stück des heiligen Kreuzes auf seinem Haupte und der goldenen Pilgertasche um die Hüfte, setzte man ihn in aufrechter Stellung auf einen goldenen Stuhl, füllte die Gruft mit Weihrauch, Balsam, köstlichen Spezereien und vielen Schätzen, und verschloß und versiegelte sie.

Bald 200 Jahre nach dieser Zeit eröffnete Kaiser Otto III. das Grab Karl's des Großen. Man fand den einbalsamirten Körper des Kaisers noch sitzend auf dem Stuhle, im kaiserlichen Schmucke, und neben ihm Scepter und Schild. Otto nahm ehrfurchtsvoll ein goldenes Kreuz von des Leichnams Brust, um es auf der seinigen zu tragen, und verschloß die Gruft. Hundert fünfzig Jahre später, im Jahr 1165, öffnete Kaiser Friedrich I. dieselbe wiederum und ließ die Gebeine Karl's des Großen in ein prächtiges Grabmal legen.

27. Ludwig der Fromme. 814—840.

Ludwig der Fromme, der übriggebliebene Sohn Karl's des Großen, war dem Vater nicht gleich. Zwar war in ihm das edle Geschlecht, aus welchem er stammte, noch immer zu erkennen: er war ein stattlicher Mann

und in allen Künsten, die den Ritter zierten, wohl geübt; allein sein Geist war nicht stark genug, um das große zusammengesetzte Reich klug zu regieren. Er war zu nachgiebig und fehlte besonders darin, daß er seinen drei ältesten Söhnen, Lothar, Pippin und Ludwig, sobald sie erwachsen waren, einem jeden einen Theil des Reiches übergab und für sich nur die obere Aufsicht zurückbehielt. Er glaubte, als Vater sein Ansehen schon behaupten zu können. Allein den Söhnen gefiel das Herrschen gar zu wohl, und als nun der Vater noch einen Sohn, Karl, von seiner zweiten Gemahlin, Judith, bekam und diesem auch ein Stück Land geben wollte, wollte keiner der andern Brüder von seinem Theil irgend etwas abtreten. Daraus entstand Unwillen, zuletzt gar Krieg zwischen Vater und Söhnen; und es kam dahin, daß Ludwig von dem ältern, Lothar, gefangen genommen wurde. Dieser behandelte den alten Vater auf das Schmählichste: Er mußte öffentlich in der Kirche zu Soissons Buße thun und sich selbst darüber anklagen, daß er so schlecht regiert und gegen seine eigenen Söhne Krieg geführt habe; und der schwache Vater ließ sich das alles gefallen. Lothar dachte ihn dadurch in den Augen der Franken verächtlich zu machen; aber er erregte mehr den Unwillen der Rechtlichgesinnten gegen sich selbst; und auch den zweiten Sohn Ludwig, welcher nachher ganz Deutschland geerbt und in der Geschichte den Namen Ludwig der Deutsche erhalten hat, verdroß die arge Mißhandlung seines Vaters; er zwang seinen Bruder Lothar, denselben wieder in Freiheit zu setzen. Allein die Uneinigkeit nahm doch sehr bald wieder ihren Anfang, und Ludwig der Fromme ist in Kummer und Jammer auf einer Rhein-Insel in der Gegend von Ingelheim, nicht weit von Mainz, 840 gestorben.

28. Der Theilungs-Vertrag zu Verdün. 843.

Von den Söhnen Ludwigs des Frommen waren noch drei übrig; Lothar, Ludwig der Deutsche und Karl; denn Pippin war schon früher gestorben. Zwischen diesen dreien Brüdern, die sich nicht gescheut hatten, gegen ihren eigenen Vater die Waffen zu führen, herrschte Zank und Mißgunst; sie kriegten heftig gegen einander, bis im Jahre 843 endlich zu Verdün, im jetzigen Frankreich, ein Vertrag zwischen ihnen zu Stande kam, durch welchen sie das ganze Reich unter einander theilten:

Lothar, der älteste, bekam die Kaiserwürde und mit dieser die Länder, worin die beiden kaiserlichen Hauptstädte, Rom und Aachen, lagen, nämlich Italien, die Schweiz, von da an einen langen schmalen Landstrich an der linken Seite des Rheines hinunter, bis nach Holland.

Ludwig der Deutsche bekam unser Deutschland bis an den Rhein, und jenseits desselben noch die Städte Speier, Worms und Mainz.

Karl, mit dem Beinamen der Kahle, bekam den westlichen Theil des Reichs von da an, wo Lothars Antheil aufhörte, bis an den atlantischen Ocean, und bei diesem Theile ist der Name der Franken geblieben; es heißt bis auf den heutigen Tag Frankreich.

Wir aber haben den alten, ursprünglichen Volksnamen mit Recht beibehalten, da in unserm Antheile alle die deutschen Völkerschaften vereinigt wurden, welche sich weder mit den Römern noch mit andern Fremden ver-

U. OF ILL. LIB.

mischt hatten. Das ist unser Stolz, daß das echte deutsche Blut in unsern Adern fließt und daß die unverfälschte deutsche Sprache unser Erbtheil geblieben ist.

Von dem Vertrag zu Verdün fängt die eigentliche Geschichte des deutschen Reiches an.

---

29. Die Zeiten der letzten Karolinger in Deutschland. 843-911.

Die Nachkommen Karls des Großen, oder die Karolinger, herrschten in Deutschland noch 68 Jahre, bis 911. Sie waren: Ludwig der Deutsche (843—876), Karl der Dicke (876—887), Arnulph (887—899) und Ludwig das Kind (899—911.) Der erste Ludwig hielt im Ganzen noch gute Ordnung und wußte sein Erbtheil auch gegen die auswärtigen Feinde wohl zu vertheidigen; aber die Zeit der drei letzten Regierungen gehört zu den unglücklichsten Zeiträumen, die unser Vaterland je betroffen haben. Deutschland war fast von allen Seiten von Feinden bedrängt. Von Osten her, aus Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, der Lausitz und Böhmen, machten die slavischen Völker fortwährend verheerende Raubzüge in Deutschland. Von Norden kamen oft zahlreiche Raubgeschwader der Normänner aus Dänemark, Schweden und Norwegen, fuhren auf den großen Flüssen bis tief in die Länder ein und verheerten und plünderten Alles umher aus. Auf dem Rheine sind sie bis nach Köln und Bonn vorgedrungen.

Zu diesen Feinden kamen zuletzt auch noch die Ungarn, eigentlich Madscharen, ein wildes Räubervolk aus Asien, welches sich im jetzigen Ungarn festgesetzt und die dort noch vorhandenen Avaren unterjocht hatte. Auf ihren leichten Pferden kamen die Schaaren dieses wilden Volkes wie ein verwüstender Sturmwind bald über die eine, bald über die andere deutsche Provinz, wütheten mit Feuer und Schwert und führten meistentheils Tausende von Gefangenen jeden Standes und Alters als Sclaven mit sich fort. Ehe noch an eine kräftige Vertheidigung gegen sie gedacht werden konnte, waren sie schon wieder verschwunden und das Unglück war geschehen. Es war auch nicht gut mit ihnen zu fechten, denn sie hielten zum regelmäßigen Gefecht nicht Stich, sondern griffen bald an, bald flohen sie und schossen im Fliehen ihre Pfeile aus hornenen Bogen mit solcher Gewalt rückwärts, daß man ihnen schwer ausweichen konnte. Uebrigens waren sie klein, häßlich von Ansehen und von barbarischen Sitten.

Diese Feinde kamen zuerst unter dem letzten Karolingischen Könige Ludwig, der von seiner Jugend den Beinamen das Kind erhalten hat. Der vorige König Arnulph hatte die Ehre der deutschen Waffen noch durch eine glückliche Schlacht gegen die Normänner bei Löwen gerettet; nun aber ging sie ganz verloren. Die Ungarn verheerten regelmäßig jedes Jahr eine der deutschen Provinzen; innere Unordnung vermehrte die Uebel noch, und man wandte den Spruch Salomo's auf unser Vaterland an: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist!"

Im Innern war die feste Ordnung, die Karl der Große gestiftet hatte, zum großen Theile auch wieder zerstört. Die schwachen Könige nach ihm wußten die königliche Gewalt nicht in Ansehen zu erhalten, und die großen

Herren im Reiche, die Herzöge, Markgrafen und Grafen, rissen immer mehr Macht an sich. Ursprünglich hatten sie ihre Gewalt in ihren Herzogthümern und Grafschaften nur als ein Amt vom Könige, und einen Theil ihrer Besitzungen ebenfalls nur als ein Lehen von ihm empfangen, welches er ihnen wieder nehmen konnte. Aber nach und nach wußten sie es so zu wenden, daß beides in ihrem Geschlechte erblich blieb. Denn da sie meistentheils auch durch ihre Erbgüter mächtige Herren in ihrer Provinz waren, so hatten die schwachen Könige ihre Hülfe nöthig, versprachen ihnen die Nachfolge im Herzogthum für ihre Söhne und gewährten ihnen auch sonst viele Vorzüge; und wenn dieses ein paar Geschlechter hindurch so gegangen war, so wurde es als ein Recht angesehen, was zuerst nur Gunst gewesen war. Es kam endlich dahin, daß die Herzogs- und Grafenwürde und die damit verbundenen Lehen beständig von Vater auf Sohn erbten und daß der König sie nur alsdann einem Geschlechte wieder nehmen konnte, wenn sich dasselbe durch ein Hauptverbrechen ihrer unwürdig gemacht und ein Gericht der übrigen Fürsten das Urtheil der Absetzung gesprochen hatte.

Die Herzöge von Sachsen und Thüringen, von Franken, Baiern, Schwaben und Lothringen waren die mächtigsten Fürsten im deutschen Reiche und hatten schon 100 Jahre nach Karl's des Großen Tode eine Macht in Händen, die ihnen dieser König nimmermehr würde eingeräumt haben.

Ihrem Beispiele folgten auch die übrigen adeligen Herren, Grafen und Ritter. Jeder wollte so unabhängig wie möglich sein. Einen Herrn und Richter über sich zu haben, konnte er schwer ertragen, und wenn er sich beschädigt oder beleidigt glaubte, so schaffte er sich lieber mit dem Schwerte Genugthuung, als daß er eine Klage bei dem ordentlichen Richter, oder dem Könige, als höchstem Richter, hätte erheben und den Urtheilsspruch abwarten sollen. Diese Neigung, mit der Faust sich Recht zu verschaffen, fängt seit Ludwig's des Frommen Zeit, der mit seinen eigenen Söhnen das Beispiel gegeben hatte, schon an und hat sechs Jahrhunderte hindurch in unserm Vaterlande mehr oder weniger geherrscht. Man nennt dieses die Zeit des Faustrechts, wovon weiter unten ausführlicher die Rede sein wird. Doch war es nicht immer gleich arg. Wenn ein kräftiger König regierte, der sich Ansehen zu verschaffen wußte, so ging es doch im Ganzen viel ruhiger und friedlicher zu; kam aber ein schwacher und saumseliger, so wollte sich keiner der Großen etwas sagen lassen und Gewalt ging über Recht.

Am unglücklichsten ging es in den Zeiten des Faustrechts den gemeinen freien Leuten auf dem Lande. Ihre Höfe und Felder lagen offen da. Wenn die adeligen Nachbarn ihre Fehde ausfochten, so ging es oft über des Landmanns Acker hin, seine Saaten wurden von den Hufen der Pferde zertreten, ja sein Haus und Hof oft eine Beute der Flamme. Doch waren diese vielen kleineren Fehden in der Zeit der späteren karolingischen Könige, von denen wir zunächst reden, noch selten; damals richteten die Raubzüge der Normänner, Slaven und Ungarn viel größeres Unheil an. Städte, in deren Mauern sich die Landleute etwa hätten retten können, gab es im Innern von Deutschland, wie wir wissen, noch so gut wie gar nicht; daher konnten die räuberischen Feinde bei jedem Zuge viele Tausende von Männern, Frauen und Kindern als Sclaven mit sich fortführen und ganze Landstriche lagen verödet da. Endlich war auch noch eine dritte Ursache, welche die Zahl der

freien Landleute außerordentlich veringerte und die der unfreien, die von einem adeligen Herrn oder einem Kloster abhängig waren, vermehrte; das war der beschwerliche Kriegsdienst im Heerbanne. Wenn der Landmann lange von Haus und Hof entfernt sein muß, so geht es mit seiner Wirthschaft rückwärts; viele suchten sich daher von diesem Dienste auf irgend eine Weise loszumachen. Das ging am leichtesten, wenn sie sich in die Leibeigenschaft eines benachbarten Edelmanns oder eines Klosters begaben; denn alsdann brauchten sie gar nicht mehr in den Krieg zu ziehen. Diese Einrichtung war aus der alten germanischen Verfassung noch übrig, daß nur der freie Mann für würdig gehalten wurde, die Waffen zu tragen; wer einem andern mit seinem Leibe dienstbar war, durfte in den Reihen der freien Krieger nicht erscheinen. Manche konnten sich zwar, ungeachtet aller Bedrängnisse, doch nicht entschließen ihre Freiheit aufzugeben; denn sie bedachten, daß der Mann, welcher keine Waffen mehr führen darf, gewiß auch bald feige, und wer sich selbst nicht mehr angehört, sondern dem Willen eines andern dienen muß, auch bald knechtisch und träge wird. Die Meisten aber dachten nicht so, sondern verkauften ihre Freiheit gegen die Befreiung vom Kriegsdienste, wurden Leibeigne eines Adligen oder eines geistlichen Stiftes und blieben nun mit Frau und Kindern an das Stück Land gebunden, welches ihnen sonst als freies Eigenthum gehört hatte. Sie durften dasselbe nicht verkaufen, ja nicht einmal verlassen, sondern ihr Herr konnte sie vielmehr mit dem Grundstücke an einen andern Herrn verkaufen oder verschenken, wie er wollte.

Wiederum andere gab es, die sich so weit nicht aufopferten, sondern wenigstens ihre persönliche Freiheit bewahren wollten. Weil sie sich aber nicht selbst zu schützen vermochten, so gaben sie sich mit ihrem Erbe in den Schutz eines mächtigen Nachbars und entrichteten diesem dafür mancherlei Dienste, da man noch wenig in Geld zu entrichten gewohnt war. Sie wurden dadurch seine halbfreien Dienstleute und verpflichteten sich besonders, in seinem Gefolge mit in den Krieg zu ziehen, wodurch sie vom Heerbanne frei wurden. Jenes war nicht so beschwerlich und kam auch nicht so oft, als wenn sie hätten im Heerbanne mit ausziehen müssen. Ihr Lehns- und Gutsherr vertrat und beschützte sie nun und sie waren von manchen Bedrückungen um so mehr frei, je mächtiger er war. Die Unterthanen und Schützlinge eines Klosters oder Bisthums lebten gewöhnlich am ruhigsten, und daher entstand das Sprichwort, „daß unter dem Krummstabe gut wohnen sei".

Durch die im Obigen angeführten verschiedenen Ursachen war nun am Ende des neunten Jahrhunderts nach Christi Geburt die Zahl der gemeinen freien Leute in unserm Vaterlande immer kleiner geworden; die größern und kleinern Edelleute: Herzoge, Grafen, Ritter, und die Geistlichkeit mit ihren nach verschiedenen Stufen abgetheilten Dienstleuten, machten den größern Theil der Bevölkerung des Landes aus; und es ist ein Hauptgegenstand im Verfolge unsrer Geschichte, wie allmählig wieder der Stand der freien Bürger und Bauern bei uns emporgekommen ist.

Der letzte Karolinger, Ludwig das Kind, regierte zum Glück nicht lange; er starb im Jahre 911. Die deutschen Fürsten wählten unter sich den Herzog der Franken,

30. Konrad I., 911—918,

zum König. Er war ein kluger, rechtschaffener und tapferer Fürst und hat in den wenigen Jahren, die er regierte, alle seine Kräfte zur Wiederherstellung der innern Ordnung im Reiche und zur Bekämpfung der äußern Feinde angewendet. Aber er hatte doch wohl gesehen, daß seine Macht noch nicht stark genug war, und faßte daher den edelmüthigen Entschluß, nicht seinen Bruder Eberhard, welcher das Herzogthum Franken nach ihm erbte, sondern den mächtigern Herzog von Sachsen, Heinrich, obgleich er früher sein Feind gewesen war, zu seinem Nachfolger im Reich zu empfehlen. Diesen Entschluß faßte er, als er an einer im Kriege gegen die Ungarn erhaltenen Wunde krank lag und die Annäherung des Todes fühlte. Er ließ seinen Bruder Eberhard rufen und sprach zu ihm: „Zwar fehlt es auch uns und unserm Geschlechte nicht an Macht und Ansehen, um die Königswürde in Deutschland mit Ehren behaupten zu können, mein Bruder, aber die größere Macht ist bei Heinrich, der Sachsen Herzoge; und er ist ein weiser Mann; des Reiches Wohlfahrt wird bei ihm gewinnen. Daher nimm die Reichskleinodien, Lanze, Schwert und Krone der alten Könige, und bringe sie Heinrich und sage den übrigen Fürsten, daß ihnen Konrad sterbend diesen zum Könige empfehle."

Eberhard befolgte den Willen seines Bruders und Heinrich wurde gewählt.

Die sächsischen Könige (Kaiser). 919—1024.

31. Heinrich I. 919—936.

Der Herzog Heinrich, der die Jagd sehr liebte, soll nach der Sage gerade bei seinen Vogelheerden auf seinen Gütern im Harzgebirge gewesen sein, als die Boten mit Krone und Scepter des Reiches zu ihm kamen, und erhielt eben daher später den Namen: der Vogelsteller oder Finkler.

Seine Regierung ist eine der wichtigsten in unserer ganzen Geschichte; denn Heinrich gehört zu den Königen, die weit in die Zukunft gesehen und Werke gestiftet haben, welche ihre Folgen durch viele Jahrhunderte erstrecken. Dabei war er ein kühner und tapferer Mann, sein Herz war ohne Falsch und sein Volk liebte er mit treuer, königlicher Gesinnung.

Mit innerm Zorn sah er die Räuber, welche alljährlich einen Theil Deutschlands mit Feuer und Schwert verwüsteten, die Slaven und Ungarn nämlich; aber ihnen auf der Stelle zu wehren, vermochte er nicht; denn die Ungarn kamen auf flüchtigen Pferden heran, und ehe sich die Deutschen zur Gegenwehr versammeln konnten, verschwanden sie auch wieder eben so. Da machte der kluge König einen andern Plan und der gelang.

Er kaufte von den Ungarn einen Frieden auf neun Jahre, indem er ihnen einen jährlichen Tribut an Gold und Silber versprach, so hart es ihn auch ankam, daß ein deutscher König dem Räubervolke Tribut bezahlen sollte. Nun übte er in der Zwischenzeit unermüdet seine Krieger, die bis dahin hauptsächlich nur zu Fuß zu fechten verstanden, im schnellen und gewandten Fechten zu Pferde, daß sie lernten, die Feinde mit ihrer eigenen Kunst zu schlagen, ihre Pfeile mit dem Schilde aufzufangen und dann rasch auf sie

einzusprengen, ehe sie einen neuen Pfeil auf den Bogen legen konnten. Durch diese Anordnung hat König Heinrich der Kriegsweise bei den Deutschen eine andere Gestalt gegeben. Der Reiterdienst wurde der Ehrendienst und ist es das ganze Mittelalter hindurch geblieben. Der Kern der Heere bestand aus der Reiterei. Das Fußvolk wurde weniger gebraucht und stand in geringerer Achtung.

Ferner baute Heinrich mehrere Städte, besonders in Sachsen und Thüringen, und umzog einige offene Oerter mit Mauern, damit, wenn die Räuber ankämen, die Leute vom Lande geschwind mit ihrer besten Habe in die Städte flüchten konnten. Die Deutschen haßten zwar vor Alters das Leben hinter Mauern und Heinrich mußte daher Strenge anwenden, um nur die ersten Bewohner in seine Städte zu bringen. Er verordnete, daß von den kriegspflichtigen Landleuten immer der neunte Mann in die Stadt ziehen und dieselbe vertheidigen sollte; die acht übrigen mußten für diesen das Feld mitbauen und Vorrath in die Stadt liefern, damit sie selbst im Augenblicke der Gefahr hineinfliehen und einige Zeit darin leben könnten. Und um Gewerbe und Handel zu befördern und zugleich den Einwohnern das Stadtleben angenehm zu machen, verlegte er Jahrmärkte und die damit verbundenen Lustbarkeiten in die Städte, veranstaltete Waffenübungen für die Bürger, wie er andere für den Adel eingerichtet hatte, und schuf so den Anfang deutschen Bürgerstandes, welcher für die nachherige Geschichte höchst wichtig geworden ist. Aus kleinem Anfange blüheten die Städte langsam, aber desto sicherer, empor, zogen Gewerbe, Verkehr und Handel an sich, wurden reich an Gütern und Menschen und bildeten kleine Staaten für sich, in welchen der gemeine freie Mann durch Fleiß und Verstand sein Bestehen finden, ja sich vielleicht zum reichen und angesehenen Manne emporschwingen konnte. Das regte die Kräfte auf und weckte den Geist, daß nicht die Geburt über des Lebens Glück entschied, sondern die eigene Thätigkeit. Die Bürger einer Stadt fühlten sich durch Vereinigung stark, wagten es bald, sich den Anmaßungen des Adels mit den Waffen zu widersetzen, boten den Verfolgten und Hülfsbedürftigen eine Zuflucht dar, und die meisten kamen endlich dahin, daß sie keinen Herrn mehr über sich erkannten, als den Kaiser allein, und also freie Städte des Reichs wurden. — So wichtige Folgen gingen in späterer Zeit aus den Stiftungen hervor, zu welchen jetzt König Heinrich den Grund legte.

Als er eben mit seinen Vorbereitungen gegen die Ungarn fertig war, war auch der neunjährige Waffenstillstand abgelaufen. Die Ungarn schickten von neuem Gesandte, um den Tribut einzufordern; aber Heinrich ließ ihnen, wie erzählt wird, statt des Tributes einen an Schwanz und Ohren verstümmelten, räudigen Hund überreichen, was nach altem Herkommen ein Zeichen des äußersten Schimpfes war. Die Ungarn schnaubten Rache; Heinrich aber versammelte sein Kriegsheer, redete ihm Muth ein und erwartete die Feinde in Thüringen, wohin sie diesmal ihre Richtung nahmen. Sie kamen auch in zwei großen Haufen bis in die Gegenden der Saale und weiter nach Thüringen, nachdem sie neue Verwüstungen angerichtet hatten; hier aber wurde der eine Haufen bei Sondershausen im Plündern überfallen und gänzlich aufgerieben, und gegen das Hauptheer, das in der Gegend von Merseburg gelagert war, rückte der König selber heran. Da kam ein Schrecken über sie; sie zündeten nach ihrer Gewohnheit in der Nacht große Feuer an, um ihren

zum Plündern ausgeschickten Haufen ein Zeichen zu geben, daß sie sich sammeln sollten; aber am folgenden Morgen war auch schon das deutsche Heer zur Schlacht da. Der König flog von einem Haufen seiner Krieger zum andern, und vor ihm her wehte das Hauptbanner des Heeres, der Engel genannt, weil es mit dem Bilde des Erzengels Michael geschmückt war. Voll Kampflust rückten die Deutschen an, aber die feigen Räuber hielten bei dem Anblicke der gepanzerten Reihen nicht stand, sondern flohen mit solcher Eile, daß es nicht einmal recht zur Schlacht kam; nur im Fliehen wurde noch eine Anzahl von ihnen niedergehauen. Das feindliche Lager mit allen geraubten Schätzen fiel in die Hände der Sieger, und, was das Rührendste war, mehrere tausend Gefangene, welche die Ungarn als Sclaven wegführen wollten und die schon der Verzweiflung hingegeben waren, wurden befreit. Da fiel der König Heinrich mit dem Heere nieder und dankte Gott für den glücklichen Sieg. — Diese Schlacht war im Jahr 933.

Außer diesem Kriege hat der König auch noch andere zum Schutze des Vaterlandes geführt, hat die Slaven und Wenden, welche ebenfalls verderbliche Raubeinfälle machten, nicht minder zu Paaren getrieben, als die Ungarn, so daß sie ihm ganze Landstrecken mit sammt den Städten überlassen mußten, und hat dieselben mit deutschen Einwohnern bevölkert. So hat er einen Theil der Mark Brandenburg mit der Hauptstadt Brennaburg (das ist das heutige Brandenburg) erobert und hier den Grund zu einer Markgrafschaft Nordsachsen, zum Schutze gegen die Slaven, gelegt; ferner ist die Markgrafschaft Meißen, an der Elbe, und Schleswig, gegen die Dänen im Norden, gegründet.

Eben so kräftig, wie er durch diese Einrichtungen den äußern Feinden wehrte, stellte er auch im Innern des Reiches die Ordnung her. Er war ein gerechter und strenger König, der kein Unrecht duldete, und seine eigene Rechtschaffenheit war ein Muster für Alle. Unter einem solchen Könige hatte es mit den Uebeln des Faustrechts sehr wenig zu sagen.

Alle diese großen Verrichtungen vollbrachte der König Heinrich in dem kurzen Raume einer 18jährigen Regierung; denn er starb schon im Jahre 936, im 60. Jahre seines Alters, zu Memleben an der Unstrutt.

---

32. Kaiser Otto I. 936—973.

Sein Sohn Otto, dem die Fürsten schon bei des Vaters Lebzeiten die Nachfolge versprochen hatten, war eines solchen Vaters würdig. Seine Regierung hat noch mehr Glanz über den deutschen Namen verbreitet und ihn zum ersten in der ganzen Christenheit gemacht. Otto hatte auch die Kaiserkrone Karl's des Großen, welche seit Ludwig des Frommen Zeit kein deutscher König getragen hatte, wieder auf sein Haupt gebracht und einen großen Theil Italiens, mit der Hauptstadt Rom, seiner Herrschaft unterworfen. — Zwei solcher Könige nach einander, wie Heinrich und Otto, hat unsere ganze Geschichte nicht wieder aufzuweisen gehabt.

Otto war von heftigerer Gemüthsart, als sein Vater. Er ist wohl mit einem Löwen verglichen worden, weil er zornig werden konnte wie ein Löwe, und weil nichts seinem Zorne zu widerstehen vermochte. Aber eben so glich

er auch dem Löwen in seiner Großmuth. Denn wenn der Gegner sich vor ihm beugte, so verzieh er ihm gern und mehr als einmal.

Seinem jüngern Bruder Heinrich, der aus Ehrgeiz nach der Krone strebte und sich mit seinen Feinden verband, hat er viermal brüderlich vergeben, obgleich der zänkische Bruder den Streit immer von Neuem anfing und ihm sogar nach dem Leben trachtete. Zum vierten Male, als Heinrich kaum noch Vergebung hoffen konnte, benutzte er den Augenblick, als Otto gerade in der Weihnachtsnacht 942 in Frankfurt die Messe hörte, und warf sich im Bußkleide demüthig bittend vor ihm nieder. Otto hob ihn freundlich auf und verzieh ihm; ja, er verlieh ihm bald, als Unterpfand seiner aufrichtigen Versöhnung, das Herzogthum Baiern, und von nun an war und blieb auch Heinrich sein treuer Freund bis in den Tod.

Eben so entstand später eine Uneinigkeit zwischen Otto und seinem eigenen Sohne Ludolph und seinem Schwiegersohne Konrad, Herzog von Lothringen. Allein auch diese beiden gewann er durch seine Großmuth wieder, und zwar gerade in dem Augenblicke, als aller Deutschen Einigkeit höchst nothwendig war. Die wilden Ungarn nämlich hatten, nachdem der Schrecken der Merseburger Schlacht etwas vergessen war, den Entschluß gefaßt, Deutschland von neuem heimzusuchen. Der alte tapfere König Heinrich war todt, vielleicht glaubten sie, es mit dem Sohne leichter aufnehmen zu können. Aber sie hatten ihre Rechnung falsch gemacht. Zwar bis an den Lechfluß in Baiern, da wo die berühmte Stadt Augsburg liegt, waren sie schon vorgedrungen; hier aber wartete ihrer Otto mit dem deutschen Heere. Dasselbe war in acht Haufen getheilt; die drei ersten machten die Baiern aus; sie hatten sich am zahlreichsten versammelt, weil sie für ihren eigenen Herd kämpften; den vierten bildeten die Franken unter dem Herzog Konrad, der fünfte bestand aus den Auserlesenen des ganzen Heeres und war unter dem Befehle des Königs selbst; den sechsten und siebenten machten die Schwaben aus, und den achten böhmische Reiter, welche hinter dem Heere das Gepäck bewachen sollten. Hier, wo man es nicht vermuthete, griffen die Ungarn zuerst an, indem sie mit ihren zahllosen Reiterschwärmen durch den Lech schwammen. Das Gepäck ging verloren und die Böhmen und Schwaben geriethen in Unordnung; aber der tapfere Konrad mit den Franken eroberte das Gepäck wieder und machte die Böhmen frei. Darauf kam es zur Hauptschlacht. Der König und das Heer bereiteten sich durch Gebet darauf vor und der König empfing das heilige Abendmahl. Dann erhob Otto die heilige Königslanze; das Banner des Engels wehte voran, wie es auch bei Merseburg gethan; die Deutschen drangen mit Erbitterung in die Feinde, vor Allen her König Otto selbst. Die Ungarn wehrten sich hier besser, als bei Merseburg, und der Streit war sehr blutig. Der Herzog Konrad, der auf diesem Schlachtfelde gegen die Feinde des Vaterlandes das Andenken seines Aufruhrs gegen den König auslöschen wollte, kämpfte mit dem größten Heldenmuthe; er gab den Ausschlag des Kampfes; aber als er, um Luft zu schöpfen, einen Augenblick den schweren Helm lüftete, kam unglücklicher Weise ein Pfeil daher geflogen und traf ihn tödtlich am Halse. Sein Fall wurde tief betrauert, aber auch hart an den Ungarn gerächt; denn diese wurden nun so gänzlich geschlagen, daß von zweien ihrer Haufen, die über 60,000 Mann stark gewesen waren, nur sehr wenige ihr Vaterland wiedersahen. Drei ihrer Anführer, die gefangen waren, wurden gleich Räu-

bern aufgehenkt. — Dieser herrliche Sieg auf dem Lechfelde wurde am heiligen Lorenztage, den 10. August 955 erfochten, und die Ungarn haben es seit dieser Schlacht nie wieder gewagt, in Deutschland einzufallen.

Schon vor dieser Ungarnschlacht war Otto in Italien gewesen, hatte, wie es einem deutschen Ritter geziemte, die verfolgte Unschuld aus den Händen ihrer Verfolger gerettet, und zum Lohne dafür die Herrschaft des ganzen nördlichen Italiens gewonnen. Es war nämlich in Italien eine junge Königswittwe, Adelheid mit Namen, die von ihrem Gemahle schöne Länder geerbt hatte. Ein anderer, unrechtmäßiger König, Berengar, wollte sie zwingen, seinen Sohn Adelbert, einen häßlichen, widerwärtigen Menschen, zu heirathen, damit dieser ihr Land erhielte. Adelheid weigerte sich und floh aus seiner Gewalt; sie wurde aber eingeholt und nun von Berengar und seiner bösen Gemahlin Willa, wie das Gerücht erzählt, auf das härteste behandelt, geschlagen, mit Füßen getreten, an den Haaren herumgeschleppt, und endlich in einen Thurm des Schlosses Garda geworfen. Eben jene Erzählung berichtet, daß einer ihrer Diener und Freunde, der treue Mönch Martin, die Königin aus dem Kerker rettete, indem er die Thür des Gefängnisses untergrub und sie auf einem Kahne über den Gardasee führte. An dessen Ufern lebte sie, im Gebüsche versteckt, mehrere Tage durch die Gaben eines gutmüthigen Fischers und wurde dann von dem Markgrafen Azzo, den Martin herbeigerufen, auf sein festes Schloß Canossa gebracht. Berengar erfuhr dieses kaum, als er herbeizog und das Schloß belagerte; aber der unermüdliche Martin war längst über das Alpengebirge gewandert und hatte dem Kaiser Otto einen Brief der unglücklichen Adelheid gebracht, worin diese seine Hülfe anflehte. Otto säumte nicht, ein so ritterliches Unternehmen zu beginnen, zog schnell im Jahre 951 nach Italien, eroberte Pavia und das übrige Land, und ließ sich zum Könige von Italien krönen, worauf er seine Vermählung mit der schönen Adelheid feierte; — seine erste, sehr von ihm geliebte, Gemahlin Edgitha war schon im Jahre 946 gestorben. Um den Berengar durch Großmuth zu gewinnen, ließ er ihm die Herrschaft in Oberitalien als ein Lehen unter deutscher Hoheit.

Aber der treulose Mann konnte das gegebene Wort nicht lange halten; während Otto mit den Ungarn zu thun hatte, empörte er sich wieder und verfolgte alle, die es mit den Deutschen gehalten hatten, auf das grausamste. Da zog Otto von Neuem mit einem Heere nach Italien, nahm Berengar mit seiner Gemahlin gefangen und schickte sie nach Deutschland in ein Kloster; er selbst aber ging weiter nach Rom und ließ sich hier 962 die Kaiserkrone aufsetzen. Die Römer gelobten ihm Treue und versprachen ihm sogar, ihren Bischof, der schon allgemein der Vater der Christenheit, Papst, genannt wurde, erst von ihm bestätigen zu lassen, so oft einer gewählt würde.

Nun gab es wieder zwei Oberhäupter der Christenheit, ein weltliches und ein geistliches; jenes, der Kaiser, sollte der Schirmherr der Kirche sein und mit dem Schwerte der Gerechtigkeit die Ordnung und den Frieden zwischen den christlichen Völkern erhalten und von ihnen allen als der erste Richter in allen weltlichen Sachen geehrt werden; dieses, der Papst, sollte über die Religion und ihre Diener wachen, daß sie ihre wichtige Pflicht überall recht erfüllten und durch Lehre und Beispiel den ächten christlichen Sinn unter den Menschen erhielten. Dieses war der schöne und große Sinn dieser beiden

Stiftungen des Mittelalters, und wenn die erhabene Bestimmung beider Gewalten nur für einige Zeit und nur theilweise zur Ausführung gekommen ist, so liegt die Schuld davon an der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen; der Gedanke war gut und richtig, aber Irrthum und Leidenschaft entstellten ihn oft in der Ausführung.

Otto I. küpfte auch noch eine Verbindung mit den griechischen Kaisern in Konstantinopel an, indem er seinen Sohn, den nachherigen Otto II., mit der griechischen Prinzessin Theophano vermählte, und starb, nach langer, thatenreicher Regierung, im Jahre 973, im 61. Jahre seines Lebens und im 38. seiner Regierung. Sein Leichnam wurde nach Magdeburg, seinem Lieblingsorte, gebracht und in der Kirche des heiligen Mauritius, an der Seite seiner geliebten Gemahlin Edgitha, beigesetzt. Hier hatte Otto ein Erzbisthum errichtet, welches die Bisthümer zu Havelberg, Brandenburg und Meißen unter sich hatte, und sie alle waren bestimmt, das Christenthum unter den Slaven im jetzigen Obersachsen und Brandenburg, welche sein Vater und er dem deutschen Scepter unterworfen hatten, zu befestigen. Für die Verbreitung und Befestigung des Christenthums hat Kaiser Otto sehr viel gethan; außer den oben genannten Bisthümern hat er auch das in Posen, noch weiter nach Osten hin, und im Norden die Bisthümer zu Schleswig, Ripen und Aarhaus, angelegt, um das Evangelium unter den heidnischen Dänen, bis in die äußerste Spitze der jütischen Halbinsel, auszubreiten. So erfüllte Otto die, mit der römischen Kaiserwürde übernommene, Pflicht eines Schutzherrn der Kirche auf die rühmlichste Weise.

---

33. Otto II., Otto III. und Heinrich II. 973—1024.

Es ist mit vielen Herrschergeschlechtern der Fall gewesen, daß ihre Stammväter kräftige Männer waren, die Nachkommen aber immer schwächer wurden und den frühern Ruhm nicht behaupten konnten. So war es mit den Merowingern, so mit den Karolingern gewesen, und so auch nun mit den sächsischen Kaisern. Heinrich I. und Otto I. waren herrlich und ruhmwürdig; Otto II. und dessen Sohn, Otto III., sind ihnen nicht gleich.

Otto II., 973—983, dem es nicht an glücklichen Anlagen fehlte, war zu jung zur Regierung gekommen, — er war bei seines Vaters Tode erst 18 Jahre alt — er wurde stolz und heftig, und zeigte sich sehr ungleich in seinem Betragen, so daß man ihn bald für kräftig und hochherzig, bald für kleinmüthig und schwach halten mußte.

Einen treulosen Angriff des Königs Lothar von Frankreich auf das schöne Lothringsche Land und dessen Hauptstadt Aachen bestrafte er auf ritterliche Weise durch einen Zug mit Heereskraft in das Herz von Frankreich, bis vor die Hauptstadt Paris. Zwar konnte er die wohlbefestigte Stadt nicht einnehmen, aber die Gegend umher wurde verwüstet und in dem Frieden, zu welchem er den französischen König zwang, wurde Lothringen für immer bei Deutschland bestätigt. Dieser Zug zur Ehre der deutschen Waffen im Jahre 978 war einer der ersten Züge der Deutschen gegen Paris.

Bald darauf zog Otto nach Italien, um die Besitzungen der griechischen Kaiser in Unteritalien, auf welche er wegen seiner Heirath mit der Theophano

Ansprüche machte, in Besitz zu nehmen. Aber die griechischen Kaiser verbanden sich mit den Arabern, die in Sicilien Eroberungen gemacht hatten. Anfangs hatte Otto Vortheile über sie und gewann die wichtige Stadt Tarent. Dann aber, zu kühn gemacht, ließ er sich 982 bei Squillace in Calabrien in einen Hinterhalt locken und wurde gänzlich geschlagen. Die Niederlage war hart; der Herzog Udo von Franken, nebst vielen Grafen und Herren, und sogar der Bischof Heinrich von Augsburg und der Abt Werner von Fulda, blieben auf dem Schlachtfelde, woraus wir sehen, daß auch die Geistlichen damals mit ins Feld zogen. Otto selbst entkam wie durch ein Wunder, indem er mit seinem Pferde ins Meer setzte und an ein griechisches Schiff schwamm. Die Schiffer kannten ihn nicht; als er in Gefahr kam, erkannt zu werden, rettete er sich zum zweiten Male durch Schwimmen an's Land und kam zu den Seinigen nach Rossano.

Als er sich darauf von Neuem rüstete, die Schmach wieder abzuwaschen, starb er unerwartet an einem hitzigen Fieber zu Rom 983, im 28. Jahre seines Lebens.

Sein Sohn Otto III., 983—1002, war noch ein dreijähriges Kind, und auch ihn hat ein früher Tod — er starb schon 1002, da er noch nicht 22 Jahre alt war — verhindert, die schönen Anlagen, die er von seinen Vorfahren geerbt hatte, zu männlicher Kraft und Ruhe auszubilden. Zwar wurde er von seiner Mutter, der griechischen Prinzessin, auf das Sorgfältigste erzogen, indem sie ihn selbst unterrichtete und ihm die ausgezeichnetsten Männer der Zeit, den gelehrten Abt Gerbert, den man wegen seiner damals noch unerhörten Kenntnisse von den Kräften der Natur für einen Zauberer hielt, und den hochgebildeten Bischof Bernward von Hildesheim, zu Lehrern gab. So wurde Otto kenntnißreich genug; aber die ausländische Verfeinerung und die Gewöhnung an griechische und italienische Sitten entfremdeten ihn von seinen Deutschen, die er wegen ihrer rauhen Derbheit den feinern Südländern nachsetzte. Ja, er hätte vielleicht gar den Hauptsitz des Kaiserreiches nach Rom verlegt, Deutschland als ein Nebenland behandelt und dadurch unserer ganzen Geschichte eine andere Wendung gegeben, wenn nicht die Römer selbst sich aufrührerisch und undankbar gegen ihn gezeigt hätten. Der Kummer darüber griff seine schon sehr zarte Gesundheit so an, daß er, wie sein Vater, in eine hitzige Krankheit verfiel und ohne Nachkommen schon 1002 in Italien starb.

Heinrich II., der darauf, im Jahre 1002, folgte, war Herzog von Baiern und ein Enkel des Bruders von Otto I., welchem dieser das Herzogthum Baiern gegeben hatte. Wenn Heinrich II. auch nicht, was persönliche Kraft und kriegerische Tüchtigkeit betrifft, mit Heinrich I. und Otto I. verglichen werden kann, so gehört er doch auch nicht zu den schwachen und trägen Regenten, welche das kaiserliche Ansehen weder nach außen noch innen zu schützen vermochten. Er hat vielmehr des Reiches Würde gegen einen kühn auftretenden Nachbarn, den Herzog Boleslaw Chrobry von Polen, in mehreren Feldzügen kräftig aufrecht gehalten und verhindert, daß Boleslaw nicht ein großes, Polen, Böhmen, Mähren, Schlesien, die Lausitz und Pommern umfassendes, Slavenreich stiftete. Mehrere dieser Länder entriß Heinrich dem Herzoge wieder und nöthigte ihn, die Lehnshoheit des Kaisers anzuerkennen.

Auch in Italien hat er das kaiserliche Ansehn erhalten, hat drei Züge dorthin gemacht, hat sich auf dem zweiten nebst seiner Gemahlin Kunigunde,

im Jahre 1014, vom Papste krönen lassen und auf dem dritten, im Jahre 1021, den er auf des Papstes Benedict Hülferuf unternahm, die Stadt Rom von der Gefahr befreit, von den Griechen, die noch in Unteritalien Gewalt hatten, erobert zu werden. Er eroberte die Städte Benevent, Salerno und Neapel und trieb die Griechen bis in ihre äußersten Besitzungen in Unteritalien zurück.

Heinrich's eigentliche Neigungen waren jedoch nicht auf den Krieg gerichtet; er führte ihn nur seines kaiserlichen Amts wegen; sein Sinn neigte sich den Werken des Friedens und der Frömmigkeit zu. Er war freigebig gegen die Geistlichkeit und hat daher auch den Beinamen „der Heilige" erhalten. Ein Hauptziel seines Lebens war die Stiftung eines neuen Bisthums in Franken, welches seit den Verwüstungen des zehnten Jahrhunderts durch die Ungarn fast öde lag. Zum Mittelpunkte eines neuen Lebens in diesen Gegenden sollte ein Bisthum zu Bamberg dienen und Heinrich hat dasselbe mit festem Ausharren und vieler Mühe gegen das Widerstreben der Bischöfe von Würzburg und Eichstädt, die einen Theil ihrer Sprengel zu dem neuen Bisthum hergeben sollten, zu Stande gebracht. In Bamberg weilte er am liebsten mit seiner Gemahlin, und bald blühte das umliegende fränkische Land wieder auf. Die Handelsstadt Fürth wird bald nachher genannt und ein Jahrhundert später das wichtige Nürnberg.

Nachdem Heinrich die letzten Jahre seines Lebens den Uebungen der Frömmigkeit gewidmet hatte, starb er im Jahr 1024, im 52. seines Lebens, auf seiner Pfalz Grone im Leingau (bei Göttingen). Seine Leiche wurde nach Bamberg gebracht; seine fromme Gemahlin Kunigunde brachte die übrigen 15 Jahre ihres Lebens in dem von ihr gestifteten Kloster Kauffungen in Hessen zu und wurde dann neben ihm in Bamberg begraben. Beide sind später durch päpstlichen Spruch heilig gesprochen.

Die deutschen Fürsten, die durch Heinrich's Regierung die Vortheile einer Leitung des Reiches durch ein kaiserliches Oberhaupt von neuem erkannt hatten, versammelten sich, da mit Heinrich das sächsische Geschlecht ausstarb, an beiden Ufern des Rheines, zwischen Mainz und Oppenheim, einen neuen König aus einem andern Geschlecht zu wählen.

Die fränkischen oder salischen Kaiser. 1024—1125.

34. Konrad II. 1024—1039.

Darin waren die Wählenden schon einig, daß sie einen König aus fränkischem Stamme haben wollten, aber sie schwankten zwischen zwei Konraden, dem ältern oder dem Salier, und dem jüngern, jener nur Graf, dieser aber Herzog, und beide Vettern. Da zog der ältere Konrad den jüngern bei Seite und sprach zu ihm: „Laß uns nicht durch Zwietracht die Sache verderben, damit nicht die Fürsten vielleicht einen Dritten wählen und die Nachwelt von uns sage: Beide waren der Krone unwürdig. Darum gelobe ich dir, wenn du gewählt wirst, der erste zu sein, der dir huldigt; gelobe mir dasselbe." Der jüngere gelobte es.

Da nun die Wahl vorgenommen wurde, so stimmten die geistlichen Fürsten für Konrad den ältern; unter den weltlichen war der jüngere Konrad, als Herzog von Franken, der erste, der seine Stimme geben mußte; da stand er auf und wählte mit lauter Stimme seinen Vetter; die anderen Fürsten folgten und das Volk jauchzte Beifall. Der ältere Konrad ehrte den jüngern hinwiederum dadurch, daß er ihn vor Aller Augen neben sich setzte.

Konrad II. wurde nun nach Mainz geführt und gekrönt, und fing seine Regierung damit an, daß er alle deutschen Landschaften durchreisete, überall Gericht hielt, die Ungerechten bestrafte und nach besten Kräften Sicherheit und Ordnung herstellte. Unter ihm herrschte Sicherheit auf Straßen und Wegen und die friedlichen Geschäfte blüheten sichtbar auf. Vor allem sorgte er für die Wohlfahrt der Städte und die Städte haben ihm und seinen Nachkommen diese Sorgfalt durch treue Anhänglichkeit gelohnt. Auch die kleineren Vasallen machte er für sich und sein Geschlecht zu einer Stütze, indem er durch das wichtige Lehnsgesetz, welches er zunächst im Jahre 1037 für Italien gab, welches aber auch bald in Deutschland Eingang fand, verordnete, daß das Lehnsgut des Vaters durch Erbrecht auf den Sohn übergehen sollte, wenn dieser nicht durch ein Gericht seiner Standesgenossen eines Verbrechens schuldig erkannt sei. Dadurch erhielten die kleinen Vasallen Eigenthumsrecht und Selbständigkeit und wurden von der Willkühr der großen Lehnsträger, denen sie schon beinahe dienstpflichtig geworden waren, unabhängig gemacht. Sie bildeten nach und nach einen eigenen Reichsstand, welcher eine Stütze des kaiserlichen Oberhauptes gegen die großen Fürsten des Reiches wurde.

Das Königreich Burgund, welches die schönen Landschaften des südöstlichen Frankreichs nebst Savoyen und einem Theile der Schweiz umfaßte und den Handel der nördlichen Länder durch die reichen Handelsstädte Marseille und Toulon mit dem Mittelmeere in Verbindung brachte, nahm Kaiser Konrad nach dem kinderlosen Tode des letzten Königs Rudolf kraft eines Erbvertrages für Deutschland in Besitz. (Leider sind diese schönen Länder später unter schwachen Kaisern in den Besitz von Frankreich gekommen.)

Konrad hat auch die Ehre der deutschen Krone im Auslande groß gemacht. Er hat die Polen, die Ungarn, die Slaven und die Wenden zum Gehorsam gebracht, und unter andern auch Hamburg, welches von den Wenden zerstört war, wieder aus dem Schutte aufgerichtet. Nach Italien ist er zweimal gewesen und hat sich in Mailand krönen lassen. Jedermann achtete ihn hoch und erkannte ihn für würdig, ein Nachfolger Karl's des Großen, Heinrich's I. und Otto I. zu sein. Leider starb er schon im Jahre 1039 zu Utrecht und es folgte ihm sein Sohn

---

35. Heinrich III. (der Schwarze). 1040—1056.

Dieser stand seinem Vater an Tugend und Gerechtigkeit nicht nach und war dabei von so festem Willen, daß er die Großen in Deutschland, welche sich gern als selbständige Herren der Länder ansahen, die sie doch nur vom Kaiser zu Lehen trugen, mit ihrem Stolz nicht aufkommen ließ. Er verschenkte die Herzogthümer und Grafschaften, die wirkliche Reichslehen waren, wie es ihm gut däuchte, ohne auf Verwandtschaft oder Macht zu sehen, und

niemand wagte zuletzt es mehr, ihm zu widersprechen. — Auch gegen den König von Frankreich bewies er, zur großen Freude seiner Deutschen, daß er ein rechter Ritter war und sich auf sein ritterliches Schwert verlassen konnte. Dieser König nämlich, der auch Heinrich hieß, ließ sich durch seine Hofleute einreden, alte Ansprüche auf das Land Lothringen, welches zum deutschen Reiche gehörte, zu erneuern. Es wurde eine Zusammenkunft zwischen ihm und Kaiser Heinrich zu Metz verabredet, wo man die Sache abmachen wollte. Hier erlaubte sich aber der König beleidigende Ausdrück gegen den Kaiser und sprach sogar von Hinterlist und Betrug. Heinrich antwortete, wie es geziemte, damit, daß er ihm seinen Ritterhandschuh vor die Füße warf und ihn zum Zweikampf herausforderte, um ihm die Lüge mit dem Schwerte zurückzuzahlen. Da machte sich der französische König in der nächsten Nacht, ganz schnell und heimlich, davon und über die Gränze.

In Italien waren drei Päpste auf einmal aufgestanden, welche einander befeindeten und die Kirche in Verwirrung brachten. Kaiser Heinrich, diesem Uebel zu steuern, rief eine Kirchenversammlung nach Sutri zusammen und diese setzte alle drei, als unrechtmäßig eingedrungen, ab; zu ihrem Nachfolger wurde in Rom ein Deutscher, der Bischof Sudger von Bamberg gewählt, welcher den Namen Clemens II. annahm und Heinrich am Weihnachtsfeste 1046 zum Kaiser krönte. Die Römer mußten versprechen, keinen Papst ohne kaiserliche Bewilligung zu erneuern. Nach Clemens haben noch 5 Päpste aus deutschem Geschlechte in Rom regiert und diese 6 haben mit redlicher Gesinnung die vielen Mißbräuche, welche in der christlichen Kirche eingerissen waren, auszurotten gesucht. Sie arbeiteten dadurch den großartigen Planen vor, welche nachher Gregor VII. zur Ausführung gebracht hat. Die Schwächung der kaiserlichen Gewalt aber, welche Gregor gegen Heinrich III. Sohn durchsetzte, hätten sie gegen den Vater weder versucht noch durchgeführt, denn er hielt die Zügel des kaiserlichen Regiments auch gegen jeden päpstlichen Uebergriff fest in seiner Hand.

Dieser starke Kaiser war doch nicht übermüthig auf seine Kraft, sondern demüthigte sich gern vor dem, welcher der mächtigsten Könige Herr ist. Er setzte nie an Festtagen seine Krone auf, ohne vorher durch die Beichte sein Gewissen erleichtert zu haben; und um die Fehler seiner Heftigkeit nach den damals gebräuchlichen Kirchenstrafen zu büßen, hat er oft an seinem eigenen Leibe die Geißelung durch Priester ausüben lassen.

Im Jahre 1056 besuchte der Papst Victor den Kaiser in Deutschland und sie brachten festliche Tage zu Goslar, am Harzgebirge zu. Aber plötzlich erkrankte Heinrich auf der Jagd im Gebirge und starb nach 5 Tagen zu Bothfeld, wohin man ihn gebracht hatte, am 5. Oct., noch nicht einmal 39 Jahre alt, in Gegenwart des Papstes und vieler Bischöfe.

In die Regierungszeit dieses Kaisers fällt noch eine merkwürdige Einrichtung, welche zuerst in Burgund und Lothringen getroffen wurde, sich dann über Frankreich und später noch nach Deutschland ausbreitete, nämlich der Gottesfriede (treuga dei). Die Bischöfe in den zuerst genannten Ländern hatten, auf Anrathen des berühmten Abtes Odilo von Clügny, im Jahre 1041 ein Gesetz gemacht, daß kein Ritter den andern befehden, überhaupt gar kein Waffengetümmel sein solle, außer an drei Tagen in der Woche. Vom Mittwoch nach Sonnenuntergang, bis zum Sonnenaufgang am Montage, also

an den vier Wochentagen, welche durch das Andenken an Christi Himmelfahrt, an sein Leiden, sein Ruhen im Grabe und seine Auferstehung geheiligt seien, sollten die Schwerter in der Scheide bleiben und jedermann im Frieden seinen Geschäften nachgehen. Eben so sollte sich der Gottesfriede auf die Adventszeit und die hohen Festtage, mit der Woche vor und nach denselben, erstrecken. Wer gegen den Gottesfrieden sündigte, sollte mit dem schwersten Kirchenbann bestraft werden. So war der Friede doch vier Tage in der Woche unter den Schutz der Kirche gestellt und es ist dadurch viel Unglück verhütet, wenn jenes Gesetz auch nicht zu allen Zeiten streng befolgt worden ist.

36. Heinrich IV. 1056—1106.

Der Sohn Heinrich's III., der ebenfalls Heinrich hieß, war noch nicht 7 Jahre alt und wich nun, zu seinem Unglück, ganz von des Vaters Art ab. Er wurde ein verwöhnter, launenhafter, ja oft gänzlich verkehrter Mensch. Der Vater hatte Land und Leute zu regieren gewußt, weil er sich selbst zu regieren verstand; der Sohn aber war die ganze lange Zeit seiner Regierung hindurch in stetem Streite mit seinen eigenen Unterthanen, mit den Päpsten, mit Gegenkönigen, ja nachher mit seinen eigenen Kindern, von denen er zuletzt ganz unterdrückt wurde, — und dies alles, weil er sich von seinen Leidenschaften gänzlich beherrschen ließ. Wie wäre er doch bei seinen vorzüglichen Anlagen gewiß ein anderer Mensch geworden, wenn sein strenger und gewissenhafter Vater ihn hätte erziehen können! Aber er hat nach einander ein paar Erzieher gehabt, die von entgegengesetzter Denkungsart waren und ihn um die Wette verdarben. Was der eine ihm als Recht beigebracht hatte, nannte der andere thöricht; was jener erlaubte, verbot dieser; wenn der erste ihn in strenger Zucht gehalten hatte, so ließ ihm der andere ganz und gar alle Zügel schießen.

Diese beiden Erzieher waren der Erzbischof Anno von Köln und der Erzbischof Adalbert von Bremen, beide stolze, ehrgeizige und herrschsüchtige Männer. Zuerst brachte Anno den 13jährigen Knaben, der von seiner Mutter Agnes recht gut erzogen wurde, durch List in seine Hände, um in dessen Namen selbst in Deutschland zu herrschen. Er begab sich nämlich zu Ostern 1062 mit einigen Gefährten nach Kaiserswerth am Rheine, wo die Kaiserin gerade ihr Hoflager hielt, und lud nach der Mahlzeit den Knaben Heinrich, als er recht vergnügt geworden war, ein, mit nach dem Flusse zu gehen und das neue schöne Schiff, auf welchem er von Köln gekommen sei, zu besehen. Der junge König ging mit und stieg arglos in das mit Wimpeln und Flaggen prächtig gezierte Schiff. Sogleich gab der Erzbischof einen Wink, die Schiffer stießen vom Lande und steuerten mitten in den Rhein hin. Der heftige Knabe erschrack dermaßen, daß er, ohne sich zu besinnen, in den Fluß sprang und nur mit großer Noth durch den Grafen Ekbert von Braunschweig gerettet und wieder auf das Schiff gebracht wurde. Man sprach ihm Muth ein und er folgte dann nach Köln. Hier hielt ihn der Erzbischof, der ein finsterer Mann war, streng und eingezogen und sorgte dafür, wenn er ihn in andere Gegenden Deutschlands mußte reisen lassen, daß er in den Händen solcher Menschen war, die mit ihm in ihren Grundsätzen übereinstimmten. Anno haßte die kaiserliche Gewalt und hätte sie gerne verkleinert, um die Macht der Fürsten immer höher zu erheben.

Der, oben schon genannte, Erzbischof Adalbert von Bremen war nicht weniger herrschsüchtig, als Anno. Er sah mit neidischen Augen auf des letztern Macht und benutzte den Augenblick, als dieser in Geschäften nach Rom gereist war, um den jungen König ganz für sich zu gewinnen. Das wurde ihm nicht schwer; denn er war schon an sich ein viel einnehmenderer Mann, als der strenge Anno, und gestattete dem Jüngling auf einmal alles, was er nur begehrte. Von nun an brachen alle die Leidenschaften, die in ihm waren, mit Heftigkeit hervor; für ihre Befriedigung opferte er alles, und so gingen die guten Anlagen, die ganz offenbar in ihm waren, bald gänzlich zu Grunde. Er wurde heftig, ungenügsam, jähzornig und wollüstig. An Kraft und Muth in einzelnen Augenblicken hat es ihm als König nicht gefehlt, aber wohl an demjenigen, wodurch die Könige in den Augen der Völker am ehrwürdigsten werden, an Ruhe, Standhaftigkeit und Gerechtigkeit. Bald war er stolz und hart, bald demüthig und verzagt; im Siege war er grausam, und wann Unglück über ihn kam, so ließ er sich oft zu den kriechendsten Demüthigungen herab.

Als Heinrich nach dem Gesetze mündig geworden war, zeigte sich bald, daß er die Liebe von keinem seiner Völker zu gewinnen wußte; mit einem derselben, den Sachsen, lebte er sogar bald in bitterer Feindschaft. Adalbert von Bremen, dieser stolze geistliche Fürst, der gern das ganze nördliche Deutschland von sich abhängig gemacht hätte, haßte die weltlichen Fürsten und hätte sie gern von der kaiserlichen Macht vernichtet gesehen; besonders haßte er die sächsischen Großen, seine Nachbarn, die seinen ehrgeizigen Absichten am meisten im Wege standen. Diesen Haß hatte er auch dem jungen Könige eingeflößt, und dieser legte ihn sogleich, nachdem er die Regierung angetreten hatte, in seiner Unbesonnenheit offen zu Tage. Den tapfersten aller sächsischen Fürsten, den Grafen Otto von Nordheim, dem seine Mutter das Herzogthum Baiern anvertraut hatte, entsetzte er, einer unerwiesenen Beschuldigung wegen, seines Herzogthums; dafür hatte er aber auch an diesem Otto einen tapfern und gefährlichen Feind sein Lebenlang. Das ganze sächsische Volk erbitterte er durch viele Zeichen seines Widerwillens, vorzüglich aber dadurch, daß er im sächsischen Lande, besonders in den Gegenden des Harzes und in Thüringen, viele feste Schlösser baute und mit Besatzung versah, um das Volk desto besser im Gehorsam zu halten. Er wohnte meistentheils in der Stadt Goslar, bei welcher er reiche Bergwerke hatte, die zur Zeit Kaiser Otto's I. entdeckt waren — die Bergwerke waren damals ausschließliches Eigenthum der Könige —, und dies war für die Sachsen sehr lästig, denn die Kosten des königlichen Hoflagers mußten von der Landschaft getragen werden, wo sich dasselbe jedesmal befand. Unter seinen Schlössern am Harze war das stärkste die Harzburg, seine Lieblingsburg, den Sachsen aber vor allen verhaßt. Im Volke ging der Glaube, seine alte Freiheit sollte nun mit Gewalt zu Grunde gerichtet werden, und das Mißtrauen stieg auf den höchsten Grad, als Heinrich den sächsischen Prinzen Magnus, den Sohn des ganz alten Herzogs Ordulf und Erben des Landes, der sich seines Freundes Otto von Nordheim angenommen hatte, gefangen nahm und Jahr und Tag im Gefängniß hielt, gleich als wollte er das sächsische Haus gänzlich aussterben lassen. Da schlossen die vornehmsten sächsischen Fürsten einen Bund gegen den König Heinrich. Es waren die Bischöfe von Magdeburg, Halberstadt, Meißen, Merseburg, Hildesheim, Minden und Paderborn; die Mark-

grafen Udo von Nordsachsen, Dedo von Meißen und Eckbert von Thüringen, nebst mehreren Grafen, Aebten und andern Herren; an der Spitze Aller aber Otto von Nordheim. Sie sammelten ihre Kriegsvölker ganz in der Stille, und als Heinrich, nichts ahnend, im Jahre 1073 in Goslar saß, trat unerwartet eine Gesandtschaft der Sachsen vor ihn und legte ihm folgende Bedingungen vor: „Er solle die gefangenen sächsischen Fürsten loslassen; seine festen Schlösser in Sachsen niederreißen; das sächsische Land nicht immer mit seinem Hoflager drücken; überhaupt aber die schlechten Rathgeber von sich entfernen und nach dem Rathe der Fürsten regieren; — wenn er das Alles erfülle, so solle er an ihnen treue Unterthanen haben."

Heinrich gab den Gesandten eine schnöde Antwort; aber bald bereuete er sie, als 60,000 Sachsen vor Goslar erschienen. Mit genauer Noth konnte er nur noch eben nach der Harzburg, und von da in drei schauerlichen Tagen und Nächten, durch die einsamen Wälder des Harzes, von einem Jäger geführt, nach Eschwege an der Werra entfliehen, von wo er sich nach Hersfeld und dann nach Tribur begab, um die übrigen deutschen Fürsten gegen die Sachsen aufzubieten. Es kamen ihrer mehrere und Heinrich erniedrigte sich so sehr, daß er sie fußfällig um Hülfe anflehte. Allein er selbst war schon allgemein durch seine eigene Schuld verachtet und verhaßt geworden und mußte nun im Augenblicke der Noth erkennen, daß der Uebermüthige sich keinen Freund erwerben kann. Die Fürsten verließen ihn; ja sie gingen schon damit um, ihn abzusetzen und einen andern König zu wählen. Die Sachsen dagegen benutzten die Zeit zu ihrem Vortheile, belagerten und brachen fast alle seine Vesten in ihrem Lande, befreiten ihren Herzog Magnus aus der Gefangenschaft und gewährten dem bedrängten Könige, der unter jeder Bedingung mit ihnen Frieden haben wollte, denselben nicht eher, als bis er alles versprach, was sie früher von ihm verlangt hatten. Sogar seine geliebte Harzburg mußte er, mit Thränen in den Augen, der Zerstörung preis geben; doch hatte er sich die Schonung der eben dort angelegten Kirche ausbedungen; allein das sächsische Volk war so erbittert, daß es Kirche und Altar verwüstete, das kaiserliche Familiengrab aufriß und die Gebeine von des Kaisers Bruder und verstorbenem Söhnchen beschimpfte. Die Fürsten konnten dem zornigen Haufen nicht wehren, obgleich sie wohl fühlten, daß dieser Frevel ihre bis dahin gute Sache verderben werde. Und so geschah es auch. Heinrich stellte das Betragen der Sachsen als eine Schändung des Heiligthums und die strafbarste Treulosigkeit dar und forderte das ganze Reich zum Kriege gegen sie auf. Auch war er durch das Unglück etwas vorsichtiger geworden, beleidigte die Großen in Deutschland nicht mehr so oft durch seinen Uebermuth, sondern war freundlich und nachgiebig und gewann den einen durch dieses, den andern durch jenes Mittel; und so gelang es ihm wirklich im Jahre 1075 ein großes Heer gegen die Sachsen zusammenzubringen. Diese hatten das nicht erwartet und sich nicht gehörig gerüstet; dazu waren sie diesmal nicht recht einig unter sich selbst und so mußte ihre Sache schlecht gehen. Sie wurden in einer Schlacht an der Unstrut, nicht weit von Langensalza, gänzlich auf's Haupt geschlagen. Nun kühlte der König seine Rache in vollem Maße, verwüstete ganz Thüringen und das fruchtbare Land bis Halberstadt und Magdeburg hin und wurde endlich nur durch das Zureden der übrigen Fürsten dahin gebracht, daß er seinem Zorn ein Ziel setzte. Er machte einen Frieden

mit den Sachsen, nachdem ihre Großen sich auf der Ebene bei Spira in Thüringen, im Angesichte seines ganzen Heeres, demüthig ihm unterworfen hatten. Aber so wenig großmüthig handelte er, daß er dieselben dennoch gefangen nehmen und in Kerker werfen ließ, ihre Güter wegnahm und andern schenkte. Dadurch konnte der Same des Hasses nicht ausgerottet werden und Heinrich ist noch hart bestraft worden für seine Härte und Grausamkeit.

37. Heinrich wird von Papst Gregor VII. gedemüthigt. 1077.

Die Sachsen wendeten sich mit ihren Klagen nach Rom an Papst Gregor VII. Diesem Papste kamen sie sehr willkommen damit, denn er suchte eine Gelegenheit, seine Macht den Kaiser fühlen zu lassen und dadurch zu beweisen, daß der päpstliche Stuhl höher sei, als alle Throne der Kaiser und Könige. Bis dahin war es umgekehrt gewesen, der Papst war in äußern Dingen abhängig von dem Kaiser; denn weil die deutschen Kaiser als die Nachfolger der alten römischen Kaiser angesehen wurden, so war die Stadt Rom und auch ihr Bischof, obwohl er in geistlicher Hinsicht als der erste Bischof in der Christenheit galt, ihnen im Weltlichen untergeben und es war deshalb, wie wir wissen, zwischen mehreren Kaisern und den Römern ausdrücklich ausgemacht worden, daß kein Papst ohne kaiserliche Bestätigung gewählt werden dürfe. Das wollte nun Gregor gänzlich ändern; der Papst sollte einzig und allein von den Kardinälen, nämlich den Hauptgeistlichen in Rom, gewählt werden und völlig unabhängig vom Kaiser sein; ja dieser sollte im Gegentheil nun vom Papste eingesetzt werden, ohne dessen Bestätigung nichts gelten und auch von ihm wieder abgesetzt werden können, wenn er sich seines Amtes unwürdig machte. „Alle weltliche Macht", sagte Gregor, „muß der geistlichen unterworfen sein. Die Welt wird durch zwei Lichter regiert, die Sonne, das größere, und den Mond, das kleinere. So ist nun die päpstliche Gewalt wie die Sonne, die königliche Macht wie der Mond; denn wie dieser sein Licht von jener hat, so sind Kaiser und Könige und Fürsten nur durch den Papst, weil dieser durch Gott ist; sie sind ihm unterthan und ihm Gehorsam schuldig."

Auch die übrigen Geistlichen sollten nach Gregor's Absicht von der weltlichen Macht ganz unabhängig sein; und zwar nicht nur in geistlichen Dingen, wie es natürlich war, sondern selbst in ihrem weltlichen Besitze. In Deutschland waren die höhern Geistlichen alle zugleich Herrscher über Land und Leute und trugen ihr Bisthum oder ihre Abtei vom Kaiser oder einem andern Fürsten zu Lehen. Nach dem alten Reichsgesetze mußten sie sich deshalb von ihrem Lehnsherrn mit ihren Gütern belehnen lassen, und das geschah durch feierliche Ueberreichung eines Ringes und eines Hirtenstabes, als Zeichen der ihnen übertragenen Gewalt, so wie die weltlichen Fürsten bei der Belehnung eine Lanze und eine Fahne empfingen. Man nannte dieses bei den Geistlichen die Investitur. Jetzt verbot nun Gregor, bei der Strafe des Bannes, allen Geistlichen, von irgend einem weltlichen Fürsten die Investitur anzunehmen, und den Fürsten, sie zu ertheilen. Und um die Geistlichen im Allgemeinen noch fester an die Kirche zu binden, so daß sie gar nicht durch weltliche Sorgen für Frau und Kinder in ihrer Anhänglichkeit an dieselbe ge-

stört würden, erneuerte er die Gesetze einiger früherer Päpste und Kirchenväter, daß sich die Priester aller ehelichen Verbindung enthalten sollen. Mit diesem Eheverbote fand er zwar anfänglich den heftigsten Widerstand bei den verheiratheten Priestern, die ihre Frauen nicht von sich stoßen wollten; aber mit seiner Entschlossenheit und Standhaftigkeit setzte er seinen Willen doch durch. Die Ehelosigkeit der Geistlichen wurde von der Zeit an immer mehr allgemeines Gesetz der Kirche. Mit seinen Unternehmungen gegen die Investitur durch die weltlichen Fürsten ging es aber nicht so rasch, dieses Recht wollten sich dieselben nicht nehmen lassen, und es ist noch lange Zeit nach ihm darüber gestritten worden; ja, der ganze Streit zwischen der geistlichen und weltlichen Macht hat unbeschreiblich viel Unheil gestiftet, wie die fernere Geschichte lehren wird.

An dem Kaiser Heinrich wollte Gregor zuerst seinen Grundsatz wahr machen, daß alle weltliche Macht, und selbst die höchste, dem Oberhaupte der Kirche unterthan sein müsse. Er hörte daher die Klagen der Sachsen gern an und schrieb dem Kaiser: „er solle sich in den nächsten Fasten zur Verantwortung vor ihm in Rom stellen, sonst solle er wissen, daß er ihn ohne Zögern durch den apostolischen Bannfluch aus der Kirche stoßen werde.“ — Heinrich wurde über dieses Wort sehr zornig, versammelte die deutschen Bischöfe in Worms und ließ hier geradezu die Absetzung über den Papst aussprechen. Dazu schrieb er ihm einen sehr heftigen Brief, welcher mit den Worten schloß: „Ich Heinrich, durch Gottes Gnaden König, und alle unsere Bischöfe, sagen dir: Steige herab vom angemaßten apostolischen Stuhle!“

Darauf sprach nun aber der Papst wirklich den Bannfluch über Heinrich aus und entsetzte ihn des Reiches mit den Worten: „Im Namen des allmächtigen Gottes untersage ich dem König Heinrich, der sich mit unerhörtem Hochmuth gegen die Kirche aufgelehnt hat, die Regierung des deutschen und italienischen Reiches und entbinde alle Christen des Eides, den sie ihm geleistet haben, und verbiete, daß ihm jemand als einem König diene. Und an deiner Statt, heiliger Petrus, binde ich ihn mit den Banden des Fluches, auf daß alle Völker erfahren, daß du der Fels seiest, auf den der Sohn Gottes seine Kirche gegründet hat.“

Es war das erste Beispiel, daß der Papst einen Kaiser in den Bann that und seine Unterthanen von allem Gehorsam gegen ihn lossagte. Wenn die Unterthanen dem päpstlichen Worte gehorchten, so stand der Kaiser allein und mußte in Demuth um Gnade flehen oder gänzlich unterliegen; hingen sie aber mit unerschütterlicher Treue an ihrem Herrn, so konnte ihn jenes Wort nicht auf seinem Throne wankend machen. Aber Heinrich war kein guter und gerechter Mann, der die Herzen seines Volkes besaß; er hatte so viele Menschen schwer erbittert, daß das feierliche Urtheil des Papstes willigen Eingang fand; besonders freuten sich die Sachsen, daß ihre Sache nun Sache der Kirche wurde; und auch die meisten der übrigen deutschen Fürsten wendeten sich von Heinrich ab, hielten eine Reichsversammlung zu Oppenheim am Rhein und machten Anstalt, ihn abzusetzen und einen neuen König zu wählen. Da kam Heinrich in große Noth. Er bat die Fürsten auf das dringendste, ihm noch ein Jahr Frist zu gestatten, um sich mit dem Papste auszusöhnen, und diese wurde ihm unter der Bedingung gestattet, daß der Papst nach Augsburg zum Reichstage kommen und seine Sache genau untersuchen sollte.

Kaum hatte er so viel erlangt, als er den raschen Entschluß faßte, selbst nach Italien zu gehen. Mitten im Winter, nur von seiner Gemahlin Bertha und einem Getreuen begleitet, machte er die beschwerliche Reise über die Schneeberge der Alpen. So gefährlich war der Weg über die steilen Eisfelder abwärts, daß die Kaiserin sich auf einer Ochsenhaut herabschleifen lassen mußte. — Der Kaiser traf den Papst Gregor, der schon auf der Reise nach Deutschland war, in dem Schlosse Canossa, welches der reichen Gräfin Mathilde gehörte. Er bat diese, bei dem Papste für ihn zu reden; aber Gregor wollte von keiner Aussöhnung wissen. Endlich erlaubte er, daß Heinrich in der Kleidung eines Büßenden, mit härendem Hemde und mit nackten Füßen, in die Burg gelassen wurde. Im äußeren Hofe mußte er bleiben. Es war ein kalter Wintertag, im Januar 1077; dennoch mußte er den ganzen Tag, ohne Speise und Trank, betend und flehend im Hofe ausharren. Die Anwesenden baten mit Thränen für ihn, aber Gregor blieb unerbittlich. Drei Tage wurde der Aufzug wiederholt; am vierten endlich ließ er ihn vor sich, verzieh ihm und sprach ihn vom Banne los. Aber er mußte versprechen, allen kaiserlichen Rechten und Ehren zu entsagen, bis der Papst über ihn Gericht gehalten und erklärt haben würde, ob er Kaiser bleiben sollte oder nicht. — Das waren harte Bedingungen, und mit tiefer Erbitterung ging Heinrich von Canossa fort.

38. Heinrich's Gegenkönige und Ende.

Die deutschen Fürsten nahmen auf Heinrich's Reise nach Italien und Lossprechung vom Banne keine Rücksicht; sondern als das ausbedungene Jahr verflossen und seine Sache noch nicht auf einem Reichstage vom Papste entschieden war, hielten sie eine Versammlung zu Forchheim und wählten den Herzog Rudolf von Schwaben zum Gegenkönig. Aber Heinrich, der sowohl in Italien als in Deutschland wider Erwarten viele Anhänger fand und dadurch wieder Muth gewann, wollte die Krone nicht ohne Kampf fahren lassen. Es waren vorzüglich die freien Städte, die schon anfingen mächtig in Deutschland zu werden, und viele über Gregor's Maßregeln unzufriedene Geistliche, welche dem König Heinrich beistanden. Rudolf dagegen fand bei dem Adel und bei den Sachsen die kräftigste Hülfe. Es erhob sich ein heftiger Krieg zwischen beiden, der drei Jahre lang schrecklich gewüthet hat. Rudolf war bald aus seinem eigenen Herzogthume Schwaben vertrieben, weil in Süddeutschland die mächtigsten Städte auf Heinrich's Seite waren, und mußte seine Zuflucht zu den Sachsen nehmen, und so wurde der Krieg von Neuem ein Krieg zwischen Heinrich und den Sachsen. In mehreren Schlachten siegten diese auch unter der tapfern Anführung des Otto von Nordheim, ohne daß diese Siege andere Folgen hatten, als daß der Papst Rudolf als König anerkannte und Heinrich von Neuem in den Bann that; in der letzten Schlacht aber, im Jahr 1080, unweit Zeitz, kam König Rudolf selbst um, und zwar durch die Hand des Herzogs Gottfried von Bouillon, desselben, welcher nachher den ersten Kreuzzug anführte und Jerusalem eroberte. Heinrich, von seinem Gegner befreit, wuchs darauf so sehr an Macht, daß er sogar mit einem Heere nach Italien gehen konnte, um seinen Hauptgegner, den Papst Gregor, mit Gewalt der Waffen anzugreifen. Er drang bis nach Rom vor und zwang den Papst,

sich in die Engelsburg zurückzuziehen, wo er ihn eine Zeitlang eingeschlossen hielt. Die Römer selbst waren gegen Gregor erbittert und schlugen sich zu Heinrich, der sich nun von dem Gegenpapste Clemens III. am Osterfeste 1084 feierlich zum Kaiser krönen ließ. Dann kehrte er nach Deutschland zurück und überließ es den Römern, den in der Engelsburg eingeschlossenen Papst Gregor zur Uebergabe zu zwingen. Allein kaum war Heinrich weg, so erschien Gregor's Freund, der Herzog Robert Guiscard von Neapel, mit einem Heere zu seiner Befreiung, eroberte Rom, plünderte es und nahm den alten Papst aus der Mitte der aufrührerischen Römer mit sich nach Unteritalien, wo er im folgenden Jahre 1085 in Salerno starb.

Auch der Kaiser Heinrich, obwohl sein Schicksal jetzt eine glückliche Wendung genommen zu haben schien, ist doch nicht zur Ruhe gekommen bis an seinen Tod. Zwar legte der neue Gegenkönig, Hermann von Luxemburg, der nach Rudolf's Tode aufstand, seine Krone bald wieder nieder, weil er zu schwach war, sie zu behaupten; auch die Sachsen, des langen Streites müde, versöhnte sich mit Heinrich, nachdem Otto von Nordheim gestorben war; es schien, als wenn Heinrich's Alter wenigstens ruhig sein sollte. Allein da mußte er noch das härteste erfahren, daß sich seine eigenen Söhne, Konrad, und nachdem dieser 1101 gestorben war, Heinrich, gegen ihn auflehnten. Der letzte nahm ihn sogar gefangen und zwang ihn, der Krone zu entsagen. Entrüstet floh der alte Kaiser, als er wieder frei war, zu seinem Freunde, dem Bischof Otbert von Lüttich, und rüstete sich gegen den undankbaren Sohn; aber er starb in Lüttich, von Kummer gänzlich niedergebeugt, im Jahr 1106. Wie unruhig und kriegerisch sein Leben gewesen war, bezeugt die Menge der Schlachten, in denen er gefochten hatte: es waren ihrer nicht weniger als 65.

Der Bischof begrub ihn, wie es sich gebührte; allein der Haß ließ den alten Kaiser auch nicht in seinem Grabe ruhen. Sein Leichnam wurde wieder ausgegraben, nach Speier gebracht und mußte dort noch fünf Jahre in einer abgelegenen ungeweihten Kapelle über der Erde stehen, bis der Papst Paschal endlich den Bannfluch von ihm abnahm. Da wurde er sehr prächtig begraben.

39. Kaiser Heinrich V. 1106—1125.

Obgleich der neue Kaiser es vorher mit den Päpsten gegen seinen Vater gehalten hatte, so zeigte er sich doch nun in dem noch nicht geendigten Streite wegen der Investitur eben so entschieden als ihr Gegner. Im Jahr 1110 zog er mit einem Heere nach Italien, fing Unterhandlungen mit dem Papst Paschal II. an und zog in Rom ein. Als aber der Papst seinen Willen in Absicht der Investitur nicht erfüllen und ihn auch vor ausgemachter Sache nicht krönen wollte, ließ er ihn, mitten in großer Versammlung der Kardinäle, durch seine Leibwache gefangen nehmen. Zwei Monate war der Papst in des Kaisers Gefangenschaft; da bequemte sich Paschal zur Nachgiebigkeit, überließ dem Kaiser das Investitur-Recht und krönte ihn auch. Kaum war Heinrich aber aus Rom weg, als die ganze dortige Geistlichkeit sich versammelte und den beschwornen Vergleich als einen erzwungenen gänzlich verwarf. So ging der Streit von neuem an und dauerte bis zum Jahre 1122. In diesem Jahre wurde mit Papst Calixt II. ein Vertrag zu Worms geschlossen, worin beide Par-

teien etwas nachgaben: der Kaiser that Verzicht auf die Investitur mit Ring und Stab, weil sie Zeichen der geistlichen Gerichtsbarkeit seien, und behielt sich dagegen das Recht vor, die geistlichen Fürsten durch Ueberreichung eines Scepters mit ihren weltlichen Besitzungen zu belehnen. Das war eine gute Auskunft; aber leider hat auch dieser Friede die Einigkeit zwischen Kaiser und Papst nicht lange erhalten. Der Same des Mißtrauens und der Zwietracht war schon zu stark herangewachsen.

Auch in Deutschland ist Heinrich V. Regierung recht unruhig gewesen. Er war zwar ein kräftiger Mann, der für die Anfrechthaltung der kaiserlichen Würde mit Muth gekämpft hat; allein einestheils war er selbst zu stolz und hart, als daß er die Liebe der Deutschen hätte gewinnen können, und anderntheils waren die Gemüther während der langen Regierung seines Vaters zu sehr an Ungehorsam und Eigenwillen gewöhnt. Die alten Streitigkeiten mit den Sachsen, die seines Vaters Leben verbittert hatten, brachen unter ihm wieder los, besonders auf Anstiften des Erzbischofs Adelbert von Mainz, der früher sein eigner Kanzler gewesen, jetzt aber sein erbitterter Feind war. Kaum hat Heinrich in den letzten Jahren seines Lebens einige Ruhe gehabt. Er starb ohne Kinder im Jahr 1125, und mit ihm starb das fränkische oder salische Kaisergeschlecht aus. Die meisten seiner Erbgüter kamen an seine Neffen, die kühn aufstrebenden Hohenstaufen, Friedrich, Herzog von Schwaben, und Konrad, Herzog von Franken.

Die deutschen Fürsten kamen mit ihren Völkern wieder am Rheinstrome zusammen und wählten zu Mainz den Herzog

---

40. Lothar von Sachsen, 1125—1137,

zum Kaiser. Nun hatte sich aber der mächtige Herzog Friedrich von Schwaben sichere Hoffnung zur Krone gemacht und wurde jetzt, da seine Hoffnung vereitelt war, Lothar's bitterer Feind. Gegen ihn und seinen Bruder, den Herzog Konrad von Franken, war Lothar allein nicht stark genug; er verband sich daher mit dem Herzog Heinrich dem Stolzen von Baiern, gab ihm seine Tochter Gertrud zur Frau und dazu noch das Herzogthum Sachsen, so daß Heinrich nun der mächtigste Fürst in ganz Deutschland war. Durch diese Maßregel entstand eine Spaltung in Deutschland, welche mehrere Jahrhunderte gedauert und recht viele Verwirrung hervorgebracht hat; es erhoben sich nämlich die beiden Parteien der Weiblinger oder Gibellinen (wie sie später in Italien genannt wurden) auf der einen, und der Welfen auf der andern Seite. An der Spitze der ersten standen die Hohenstaufen, die beiden mächtigen Herzoge von Schwaben und Franken, und ihre Partei erhielt den Namen der Weiblinger von einem ihrer Stammschlösser; an der Spitze der andern stand Heinrich der Stolze, der aus dem Geschlechte der Welfen war. Wir werden von dem Streite dieser Parteien noch viel erzählen müssen.

Auch ein drittes Fürstengeschlecht machte sich um diese Zeit in Deutschland berühmt, ohne jedoch in dem Maße, wie die beiden vorigen, Aufsehen zu erregen; das war das Haus Anhalt oder Askanien. Dem Grafen Albrecht dem Bären aus diesem Hause gab Kaiser Lothar im Jahr 1133

die Markgrafschaft Nordsachsen, welche einen Theil der jetzigen Mark Brandenburg, die Altmark, begriff. Albrecht eroberte von den Wenden, seinen Nachbarn, noch die Ukermark und die Priegnitz dazu, machte die Stadt Brandenburg zur Hauptstadt, und zog aus Flandern und den Niederlanden, wo eine Ueberfülle von fleißigen Leuten wohnte, viele neue Einwohner nach seinen Marken, um das Land anzubauen und Gewerbe einzuführen. Das war dem Lande eine große Wohlthat. Unter Albrecht, in der Mitte des 12. Jahrhunderts, kommt auch zuerst der Name Berlin's, damals noch eines großen Dorfes, vor.

Ein viertes, in dieser Zeit kräftig aufblühendes, Fürstenhaus war das der Markgrafen von Oestreich, aus dem Geschlechte der Babenberger. Sie haben durch Klugheit und Muth ihren Namen berühmt gemacht und den Wohlstand ihres Landes durch gute Verwaltung vermehrt. Der Markgraf Leopold, der unter dem folgenden Kaiser auch Herzog von Baiern wurde, hat fast zu derselben Zeit, da Berlin zuerst genannt wurde, die wichtige Hauptstadt Wien gegründet.

Kaiser Lothar hatte mit seinen Gegnern, den Hohenstaufen, die meiste Zeit seiner kurzen Regierung zu kämpfen, er ist auch zweimal in Italien gewesen, so daß ihm zu wichtigen Einrichtungen in seinem Reiche die Zeit nicht übrig blieb. Er starb 1137 auf der Rückreise aus Italien.

Die schwäbischen oder hohenstaufischen Kaiser. 1137—1254.

41. Konrad III. 1137—1152.

Nach Lothar's Tode hatte sich sein Schwiegersohn, Heinrich der Stolze, als der mächtigste Reichsfürst, ganz sichere Rechnung auf die Kaiserkrone gemacht. Aber gerade dieser Stolz machte, daß die Fürsten ihn nicht wählten; sie nahmen seinen Gegner, den Herzog Konrad, den Hohenstaufen. Er ist der erste von dem schwäbischen Kaisergeschlechte. Heinrich wollte sich ihm nicht unterwerfen und mit der Macht seines Hauses allein hätte ihn auch Konrad nicht zum Gehorsam bringen können; denn Heinrich war viel mächtiger an Land und Leuten. Aber die kaiserliche Majestät gab in damaliger Zeit dem Fürsten, der sie erhalten hatte, noch immer ein großes Uebergewicht, wenn er sein Ansehen nur zu gebrauchen verstand; und das verstand Konrad. Er erklärte Heinrich den Stolzen in die Reichsacht, nahm ihm seine beiden Herzogthümer Baiern und Sachsen weg und gab Baiern an den Markgrafen Leopold von Oestreich, Sachsen aber an Albrecht den Bären, die wir beide schon kennen. Heinrich starb in diesem Streite, und um den Sohn desselben die Fehler des Vaters nicht büßen zu lassen, sprach ihm der Kaiser das Herzogthum Sachsen, welches dem welfischen Geschlechte sehr treu anhing und von Albrecht dem Bären nicht hatte erobert werden können, wieder zu. Dieser Sohn hieß auch Heinrich und führt in der Folge in der Geschichte den Beinamen Heinrich der Löwe.

In Baiern kämpften die Welfen auch noch eine Zeitlang gegen die neue Herrschaft der Oestreicher und in einer Schlacht bei Weinsberg, 1140,

die der Graf Welf gegen den Kaiser verlor, erhoben seine Krieger das Feldgeschrei: Hie Welf! und die Kaiserlichen dagegen: Hie Weiblingen! und von dem Tage an wurden diese beiden Namen die Losung der beiden mächtigen Parteien.

In den letzten Jahren seines Lebens sollte Kaiser Konrad noch einen weiten, fernen Zug unternehmen, einen Zug nach dem gelobten Lande, worin Jerusalem liegt und wohin damals Tausende und aber Tausende von Menschen aus Europa die berühmten Kreuzzüge machten. Es hatte damit diesen Zusammenhang.

Von uralter Zeit her waren viele fromme Wanderer, aus heiligem Triebe, oder zur Büßung ihrer Sünden, aus Europa nach dem gelobten Lande oder Palästina gewandert, um an dem heiligen Grabe des Erlösers und an der Kreuzesstätte ihre Andacht zu verrichten und ihre Glieder in dem Wasser des Jordans, welches durch die Taufe des Erlösers geweihet war, zu baden. Es war ein langer, sehr beschwerlicher Weg. Sie mußten durch die Länder vieler räuberischen Völker, der Ungarn, der Serbier, und Bulgaren, dann durch das griechische Kaiserthum, wo noch wenig Treu und Glauben galt, und so nach Asien, wo neue Gefahren ihrer warteten. Denn hier herrschten seit dem 7. und 8. Jahrhundert die Araber, die sich zu Mahomeds Lehre bekannten. Jedoch behandelten diese die Pilgrimme, die nach Jerusalem wallfahrteten, noch erträglich, wenn sie ihnen nur Geld brachten. Als aber im Jahre 1073 die seldschuckischen Türken, ein grausames und wildes Volk, den Arabern das gelobte Land weggenommen hatten, wurden die christlichen Wallfahrer von diesen auf das grausamste mißhandelt. In Jerusalem war noch immer eine christliche Gemeine mit einem Patriarchen; dieser bat auf das flehendlichste um Hülfe gegen die barbarischen Türken. Am meisten aber wirkte ein Einsiedler, Peter von Amiens, der von einer Wallfahrt nach dem gelobten Lande zurückkam, durch seine ergreifende Schilderung von den Leiden der Christen in jenem Lande. Papst Urban II. berief 1095 eine große Kirchenversammlung nach Clermont in Frankreich; und hier redete Peter von Amiens mit so hinreißender Beredsamkeit, daß sogleich eine große Menge von geistlichen und weltlichen Fürsten, Rittern und gemeinen Kriegern einen Zug nach Palästina, zur Befreiung des heiligen Grabes aus den Händen der Ungläubigen, beschlossen. Im August des folgenden Jahres ging wirklich ein großes Heer von 300,000 Streitern, alle mit einem rothen Kreuze auf der rechten Schulter, zum Zeichen ihrer Bestimmung, geschmückt, unter der Anführung des Herzogs Gottfried von Bouillon, aus. Sie waren meistens aus Frankreich und den Niederlanden; die Deutschen nahmen damals noch wenig Theil. Nach dreijährigem Zuge unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten, nachdem Hunger, Krankheit und das Schwert der Feinde unterwegs mehr als fünf Sechstel des Heeres aufgerieben hatten, betraten noch etwa 46,000 streitbare Männer unter Gottfried den Boden des heiligen Landes, und am 15. Juli 1099 erstürmten sie mit unwiderstehlicher Tapferkeit die Mauern von Jerusalem. Die Feinde, obwohl sie auch tapfer und viel zahlreicher waren, mußten vor ihrem Schwerte erliegen. Das heilige Grab war nun wieder frei.

Der edle Gottfried starb schon im folgenden Jahre; sein Bruder Balduin nahm den Namen eines Königs von Jerusalem an.

Es dauerte aber nicht gar lange, so rüsteten sich die Türken von neuem,

das gelobte Land wieder zu erobern. Sie waren immer ein tapferes Volk, wie sie noch sind.

Unter Kaiser Konrad III. kam plötzlich die Nachricht in Europa an, daß sie die feste Stadt Edessa erobert hätten und daß Jerusalem in Gefahr sei. Nun wurde von neuem das Kreuz gepredigt; Papst Eugen III. schickte Ermahnungsschreiben an alle Könige und Fürsten, und der Abt Bernhard von Clairvaux, in Frankreich, zog umher, wie einst Peter der Einsiedler, und gewann viele Tausende durch seine begeisterten Reden, daß sie sich das Kreuz aufheften ließen. Auch Kaiser Konrad konnte seinen Ermahnungen nicht widerstehen und zog im Jahre 1147 mit einem trefflichen Heere deutscher Ritter den weiten Weg nach dem gelobten Lande. Aber es ging ihm noch übler auf dem Wege, als ersten Kreuzheere. Er und seine Krieger hatten nicht nur mit Mangel und Elend, mit Wind und Wetter zu kämpfen — denn als unter anderm das Heer bei Konstantinopel gelagert war, kamen durch einen Wolkenbruch in einer Nacht ein große Menge Menschen und Pferde um's Leben, — sondern am meisten litten sie durch die Treulosigkeit der Menschen. Auf dem Wege durch Klein-Asien wurden sie von bösen Wegweisern durch Gegenden geführt, welche die Türken vorher gänzlich zu Einöden gemacht hatten. Da riß solche Hungersnoth unter ihnen ein, daß viele Tausende starben und noch mehrere ermattet am Wege liegen blieben und von den leichten türkischen Reitern niedergehauen wurden. Nur mit dem zehnten Theile seines Heeres kam Kaiser Konrad nach dem gelobten Lande und betrat zu seinem Troste Jerusalem und das heilige Grab; er konnte aber gegen die Türken nichts größeres ausrichten und mußte nach zwei Jahren zurückkehren. Bald nachher starb er im Jahre 1152, von ganz Deutschland als ein edler und großherziger Kaiser betrauert.

Ihm folgte nicht sein noch unmündiger Sohn, sondern sein Neffe, Friedrich von Schwaben, der den Kreuzzug mitgemacht und sich durch Tapferkeit und Klugheit schon als Jüngling außerordentlich hervorgethan hatte.

---

42. Kaiser Friedrich Barbarossa. 1152—1190.

Dieser Friedrich hat seinen Beinamen Rothbart, auf Italienisch Barbarossa, von seinem blonden Haar und Bart erhalten, die sein frisches rothes Gesicht besonders zierten. Dabei hatte er sehr durchdringende, feurige Augen, kraftvolle Glieder, einen festen stolzen Gang. In seinem Aeußern zeigte sich der große Geist, der in ihm wohnte. Er ist einer der gewaltigsten Kaiser in unserer Geschichte.

Friedrich I. stiftete, bald nachdem er die Regierung angetreten hatte, völligen Frieden mit dem welfischen Hause; er schenkte nämlich Heinrich dem Löwen, seinem Jugendfreunde, zu seinem Herzogthume Sachsen auch das Herzogthum Baiern wieder und gab dem Markgrafen Heinrich Jasomirgott von Oestreich, dafür, daß er Baiern abtrat, den Herzogstitel und machte Oestreich, diese altbaierische Markgrafschaft, zu einem selbstständigen Herzogthume mit großen Rechten und Freiheiten.

Nun war Heinrich der Löwe wieder so mächtig, als sein Vater, und wurde bald noch mächtiger; denn er breitete seine Herrschaft auch nach Nor-

den zu über Holstein, Mecklenburg und Pommern aus. Da wohnten noch die wendischen Völker, die zur Zeit der Völkerwanderung aus Polen und Rußland eingerückt und nicht deutschen Stammes waren. Diese hat Heinrich der Löwe unaufhörlich in ihren Sitzen bekriegt und zum großen Theile unterworfen, so daß er mit seiner Herrschaft von den Küsten der Ostsee der Länge nach durch Deutschland bis zu den Gebirgen der Alpen reichte. Er war ohne Bedenken der mächtigste deutsche Fürst; denn selbst der Kaiser hatte nicht so viel eigene Länder, als er. Im Norden war eine seiner Hauptstädte Bardewik, jetzt nur ein großer Flecken nahe bei Lüneburg, damals aber eine große und mächtige Stadt; ferner Braunschweig, wo er auf dem Markte, zur Warnung für seine Feinde, einen großen Löwen aus Erz aufrichten ließ, — wovon, so wie von seiner Tapferkeit, sein eigener Beiname, — in Baiern aber hat er München zu seiner Hauptstadt erhoben.

Der Kaiser Friedrich dagegen wollte, nachdem er die Oberhoheit des Reiches in Dänemark, Polen, Böhmen und Ungarn befestigt hatte, seine Macht jenseits der Alpen, in Italien, vermehren. Dahin hat er seine Zeit und Kräfte mehr als auf Deutschland gerichtet, und dahin ist auch nach ihm das Bestreben seines Hauses gerichtet gewesen, so daß die Zeiten der Hohenstaufen nicht so segensvoll für uns geworden sind, als sie nach den großen Eigenschaften der Kaiser aus diesem Geschlechte hätten werden können. Es steigt vielmehr mit ihnen die Unordnung des Faustrechts immer höher.

1. Friedrich's Streit mit Mailand. — In Italien, besonders in dem obern Theile, gab es, wie noch heut zu Tage, viele blühende Städte: Mailand, die vornehmste Stadt, dann Pavia, Kremona, Krema, Verona, Venedig, Mantua, Pisa und viele andere mehr. Diese waren durch die Betriebsamkeit ihrer Bürger, besonders seit den Kreuzzügen durch den Handel mit dem Morgenlande, sehr reich geworden. Die am Meere gelegenen holten auf ihren Schiffen die kostbaren Waaren des Morgenlandes und führten sie dann, mit Hülfe anderer Städte, weiter in's Land und über die Alpen nach Deutschland. Da vertheilten sie diese Waaren auf verschiedenen Wegen im Lande umher, oder wanderten weiter nach Norden zu, bis an die Nord- und Ostsee, und weiter nach England, Dänemark, Schweden, Norwegen. Auch die deutschen Städte, die an diesen großen Handelsstraßen lagen, z. B. Augsburg, Ulm, Regensburg, Nürnberg, Straßburg, Mainz, Köln, Braunschweig, Erfurt, Bremen, Hamburg, Lübeck und andere, wurden nach und nach sehr reich und legten dazu in der Zeit, wovon jetzt die Rede ist, den Grund. Aber noch viel schneller ging es mit den italienischen Städten. Sie waren in kurzer Zeit so mächtig geworden, daß der sonst mächtige und stolze Adel im Lande umher es nicht mehr mit ihnen aufnehmen konnte, sondern gezwungen war, sich mit ihnen zu verbinden, in ihre Mauern zu ziehen und es als eine große Ehre anzusehen, daß er zu ihren Bürgern gehören durfte. Unter der unruhigen Regierung Heinrich's IV., des V. und Lothar's von Sachsen hatten sie es sich sogar in den Sinn kommen lassen, auch die kaiserliche Oberherrschaft nur in so weit gelten zu lassen, als es ihnen genehm war, viele kaiserliche Rechte nicht zu achten und sich selbst nach eigener Willkühr Obrigkeiten zu setzen. Das war auch so hingegangen, bis Kaiser Friedrich I. ein ernstliches Einsehen zu thun beschloß. Er zog 1154 zum erstenmal über die Alpen und hielt auf den ronkalischen Feldern, am Po-Flusse, nach

alter Kaisersitte einen großen Reichstag über die lombardischen Städte. Hier erhoben viele derselben Klagen gegen das mächtige Mailand, welches die andern zu unterjochen und sich eine große Herrschaft in Oberitalien zu stiften trachtete. Die Befehle des Kaisers wurden von den stolzen Bürgern verachtet; ja von einem kaiserlichen Schreiben hatten sie die Siegel abgerissen und mit Füßen getreten. Hätte Friedrich Kriegsmacht genug bei sich gehabt, so würde er gleich dieses Mal die stolze Stadt gedemüthigt haben; so aber verbiß er seinen Zorn, richtete seine übrigen Geschäfte in Italien aus und zog wieder nach Deutschland zurück.

Im Jahre 1158 kam er mit einem großen und trefflichen Heere von 100,000 Mann zu Fuß und 15,000 zu Pferde wieder, so daß sich alle Städte, schon beim Anblicke desselben, vor ihm demüthigten. Auch das stolze Mailand flehte, nach kurzer Belagerung, die kaiserliche Gnade an. Der Erzbischof mit den Prälaten und der ganzen Geistlichkeit kamen barfuß, mit Kreuzen in den Händen, in das Lager; es folgten die Vornehmsten der Stadt, in schlechten Kleidern und mit bloßen Schwertern auf dem Nacken oder Stricken um den Hals gebunden. So fielen sie dem Kaiser zu Füßen, und dieser begnadigte die Stadt, nachdem er sie von neuem Treue und Gehorsam hatte schwören lassen.

Kaum war er aber abgezogen, als die Bürger schon wieder ihr Haupt erhoben, nach wie vor den alten Uebermuth zeigten und unter anderm den kaiserlichen Kanzler Rainald, der hingeschickt war, um ihnen von Rechtswegen einen kaiserlichen Statthalter zu setzen, so mißhandelten, daß er kaum mit dem Leben davon kam. Da sprach den Kaiser von neuem die Reichsacht über sie aus, zog 1160 wieder gegen sie nach Italien und gelobte in seinem Zorne, seine Krone nicht wieder auf sein Haupt zu setzen, bis er die übermüthige Stadt gezüchtigt habe. Indeß dauerte es bis in das dritte Jahr des Krieges, ehe er sie bezwingen konnte; sie wehrte sich sehr tapfer und es floß viel Blut von beiden Seiten. Endlich, von Hunger und Noth bezwungen, baten die Bürger noch einmal um die kaiserliche Gnade. Aber diese war erschöpft; da die Gelindigkeit sie nur noch verwegener gemacht hatte, so beschloß Friedrich nun, ein hartes Strafgericht an ihnen zu üben. Zuerst mußten sie ihre Waffen und das Carocium, das Hauptbanner der Stadt, welches auf einem hohen Wagen gefahren und wie ein Heiligthum verehrt wurde, ausliefern; dann mußten die vornehmsten Bürger der Stadt in demselben demüthigen Aufzuge, wie das erstemal, vor ihm und der Kaiserin erscheinen und um Gnade flehen, und darauf schenkte er ihnen doch nichts als ihr Leben. Die Mauern und Festungswerke der Stadt sollten gänzlich zerstört und die Einwohner mit ihrer Habe, mit Frauen und Kindern, daraus getrieben werden. Bei dieser Nachricht erhob sich ein allgemeines Wehklagen in der Stadt und Frohlocken bei den Feinden derselben; denn die Stadt Mailand hatte sich durch ihren Uebermuth viele andere Städte zu Feinden gemacht. Die Bürger zogen aus und ließen sich auf vier Stellen des Landes in offenen Flecken nieder, wo sie in Zukunft unter der Aufsicht von kaiserlichen Beamten leben sollten, und Friedrichs Heer fing die Zerstörung der Stadt an. Die Mauern wurden durchbrochen, die Thürme derselben niedergerissen, ja auch viele der öffentlichen Gebäude sollten der Erde gleich gemacht werden. Aber so stark waren die gewaltigen Mauern, daß die Arbeit viel zu langsam

von Statten ging. Do vollbrachte der Haß, was Lohn oder Befehl nicht vermocht hatten. Die von Mailand gekränkten Städte Pavia, Kremona, Lodi und andere baten es sich zur besondern Gnade vom Kaiser aus, das Werk vollenden zu dürfen. Er erlaubte es, und nun stürzten die starken Mauern der Stadt in kurzer Zeit, wie durch ein Erdbeben, nieder. — Darauf setzte der Kaiser bei einem glänzenden Feste in Pavia seine Krone wieder auf.

2. Der lombardische Städtebund. 1167. — Nach diesem Siege ließ der Kaiser die italienischen Städte durch seine Statthalter nach der Strenge der Gesetze regieren. Aber diese thaten mehr, als er befohlen hatte, sie drückten das Land mit Härte. Da erwachte der alte Haß gegen die Deutschen in der Brust der stolzen Italiener. Einen sehr klugen und muthigen Bundesgenossen fanden die bedrückten Städte an dem Papste Alexander III., der des Kaisers Feind war, weil dieser nicht ihn, sondern seine Gegenpäpste Viktor und nach dessen Tode Paschalis, anerkannte. Denn es war eine Spaltung in der Kirche entstanden. Unter Alexander's Leitung schlossen die lombardischen Städte einen großen Bund mit einander. Freunde und Feinde vereinigten sich. Der Haß gegen Mailand war vergessen, weil die Stadt so schwer gebüßt hatte, und die erste Handlung des neuen Bundes war die, daß alle sich vereinigten, Mailand aus seinen Trümmern wieder aufzurichten.

Und schneller fast, als sie niedergerissen waren, standen die starken Mauern wieder da: denn ehe man noch daran ging, die Häuser wieder einzurichten, arbeiteten Männer und Frauen, und Greise und Kinder, an der Erbauung der Stadtmauern. Auch im Innern ging die Arbeit schnell; denn es standen von der Zerstörung her noch die meisten Häuser, und die Kirchen waren fast alle unversehrt geblieben. So war das große Mailand, wie durch ein Wunder, wieder aufgestanden; und dies alles geschah, als der Kaiser mit seinem Heere vor Rom stand, um den Papst Alexander zu demüthigen. Hier gelang es ihm zwar, den größten Theil der Stadt mit Gewalt der Waffen einzunehmen, den Papst Alexander zur Flucht zu nöthigen und sich von seinem Papste Paschalis in der Peterskirche feierlich krönen zu lassen; allein gleich darauf brach plötzlich eine furchtbare Seuche in seinem Heere aus, als an einem sehr heißen Sommertage auf einen starken Regen die brennendste Sonnenhitze folgte; die Krankheit raffte viele Tausende in wenigen Tagen fort und schonte der Vornehmen so wenig als der Geringen. Die Menschen starben so schnell, daß oft, wer am Morgen noch gesund gewesen war, am Mittag plötzlich auf der Straße todt niederfiel. Acht Bischöfe, vier Herzöge und einige Tausende edler Grafen und Herren kamen um, und Friedrichs Heer wurde so geschwächt, daß er an keine Bestrafung der Lombarden denken, sondern verkleidet, gleich einem Flüchtlinge, über die Alpen nach Deutschland zurückeilen mußte. Die Lombarden dagegen erhoben kühn ihr Haupt und erbauten eine starke Festung in Oberitalien, die sie, dem Kaiser zum Trotz, nach ihrem Papste Alexandria nannten. Sie war sehr fest und hatte eine Besatzung von 15,000 Kriegsmännern.

Unterdeß hatte der Kaiser auch wieder eine ansehnliche Macht in Deutschland, wo er sieben Jahre verweilte und das kaiserliche Ansehn kräftig aufrecht hielt, gesammelt und zog 1174 zum fünften Male nach Italien. Er belagerte zuerst die feste Stadt Alexandria sieben Monate lang; er konnte sie aber nicht gewinnen, sondern verlor dabei einen großen Theil seines Heeres durch Krankheiten und mußte sich zurückziehen. Um den Krieg mit verstärkter Macht fort-

zusetzen, bedurfte er der eifrigen Hülfe der deutschen Fürsten; diese waren aber des ewigen Krieges in Italien müde, und der mächtigste unter ihnen, Heinrich der Löwe, verweigerte geradezu seinen Beistand, als er mit dem Kaiser zu Chiavenna eine Unterredung hatte. Der Kaiser, der wohl wußte, wie viel auf die Hülfe des mächtigen Herzogs von Sachsen und Baiern ankam, bat ihn auf das dringendste zu bleiben, ja er erniedrigte sich so sehr, daß er sich vor ihm auf die Kniee warf; der stolze Herzog aber blieb unerbittlich und zog wieder zurück. Von diesem Augenblicke an war die Freundschaft zwischen Kaiser Friedrich und dem Herzog Heinrich dem Löwen in Feindschaft verwandelt.

Im Jahre 1176 kam es bei Legnano zu einer entscheidenden Schlacht mit dem viel stärkeren Heere der lombardischen Städte. Der Kaiser hatte nur wenige Deutsche bei sich, aber vertraute auf ihren tapfern Arm; und wirklich war er schon mit ihnen im unwiderstehlichen Sturme bis mitten in die Schlachtordnung der Feinde vorgedrungen und hatte sich ihres Hauptbanners, des Mailändischen Carociums, bemächtigt. Allein die Mailänder wußten wohl, welches Schicksal ihnen bevorstand, wenn er siegte. Sie ermannten sich und griffen von neuem an. Besonders tapfer kämpfte die Schaar des Todes, 900 edle Jünglinge, die sich durch einen Schwur auf Leben und Tod mit einander verbunden hatten, zu siegen oder zu sterben. Sie wollten um jeden Preis das Carocium wieder gewinnen. Der Kaiser vertheidigte es auf das tapferste; da sank sein Fahnenträger mit der Reichsfahne neben ihm zu Boden. Noch diente der hohe Helmbusch und die goldene Rüstung des Kaisers den Seinigen zum Wahrzeichen. Plötzlich stürzte auch er mit dem Streitrosse nieder und verschwand vor ihren Augen. Da kam Schrecken über sie und bald waren Flucht und Verwirrung allgemein. Wie durch ein Wunder kam der Kaiser unter dem Streitrosse wieder hervor und davon; sein Heer wurde gänzlich geschlagen.

Hierauf bot er dem Papste Alexander und den Lombarden den Frieden an. Um ihn zu schließen, hielt er mit Alexander eine feierliche Zusammenkunft in Venedig, erkannte ihn als einzigen und rechtmäßigen Papst und erhielt von ihm dagegen den Friedenskuß. Die beiden kräftigen Männer hatten sich gegenseitig achten gelernt und blieben von nun an Freunde ihr Lebenlang. Auch mit den lombardischen Städten kam die Aussöhnung zu Stande; sie erhielten zuerst einen Waffenstillstand auf 6 Jahre und nachher in einem ordentlichen Frieden zu Constanz 1183 Bestätigung ihrer alten billigen Rechte, wogegen sie auch des Kaisers Oberlehnsherrschaft anerkennen mußten.

3. Absetzung Heinrich's des Löwen. 1180. — Als Friedrich nach Deutschland zurückkam, erschienen vor ihm die Gegner Heinrich's des Löwen mit mannigfaltigen Klagen. Es waren die Nachbarn des Herzogs, die Bischöfe von Magdeburg, Halberstadt, Hildesheim, Paderborn, Minden Verden und Bremen, der Erzbischof von Köln, der Landgraf von Thüringen, der Graf von Anhalt, die Grafen von Holstein und andere. Diese waren eifersüchtig auf seine große Macht und hatten es schon oft versucht, ihn mit vereinigten Kräften zu bekämpfen; allein der tapfere Löwe hatte sie immer zu ihrem eigenen Schaden und ihrer Schande auseinander gesprengt. Jetzt benutzten sie nun des Kaisers Zorn zu Heinrich's Verderben. Der Kaiser hörte ihre Klagen an und lud Heinrich vor den Reichstag zu Worms zur Rechenschaft. Er, der wohl merkte, daß es auf seinen Untergang abgesehen sei, erschien nicht; auf dem zweiten Reichstage zu Magdeburg eben so wenig. Noch

zweimal wurde er geladen, und als er immer nicht kam, sprach der Kaiser die Reichsacht gegen ihn aus und das Fürstengericht erkannte ihn aller seiner Reichswürden und Lehen verlustig: das heißt, er sollte aufhören, Herzog von Sachsen und Baiern zu sein und sollte die Länder, die als Reichslehen zu diesen Herzogthümern gehörten, herausgeben. Sie wurden unter seine Feinde vertheilt, und diese setzten sich in Bereitschaft, ein jeder seinen Antheil in Besitz zu nehmen. Der alte Löwe wollte sich ihnen noch nicht so leicht zur Beute geben, sondern wehrte sich gegen die Einzelnen auf's tapferste und schlug sie zurück; als indeß Friedrich mit der kaiserlichen Macht selber kam, mußte er zur Demuth seine Zuflucht nehmen und warf sich 1181 zu Erfurt dem Kaiser zu Füßen. Friedrich wurde durch die Demüthigung seines alten Freundes sehr gerührt; er weinte und verzieh ihm. Die Reichslehen jedoch, die ihm durch das Fürstengericht abgesprochen waren, konnte er ihm nicht wiedergeben; nur seine Erbländer Braunschweig und Lüneburg durfte er behalten, mußte indeß, seine Feinde zu beruhigen, auf drei Jahre Deutschland verlassen. Er ging zu seinem Schwiegervater, dem Könige Heinrich II., nach England, und hier gebar seine Gemahlin einen Sohn, Wilhelm, von welchem die jetzigen Könige von England aus dem Hause Hannover herstammen.

Durch die eben erzählten Begebenheiten kam das Haus Anhalt von Neuem zu dem Besitze des Herzogthums Sachsen, welches übrigens in zwei Theile getheilt und auch sonst verkleinert wurde; Friedrich schenkte den nördlichen Theil dem zweiten Sohne Albrecht's des Bären, Bernhard, welcher das Schloß Lauenburg gründete, den südwestlichen Theil aber verlieh er dem Erzbischof von Köln, der den Titel eines Herzogs von Westfalen annahm. Baiern, von welchem Steiermark getrennt wurde, erhielt der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, der treue Kriegsgefährte des Kaisers. Mit Heinrich's des Löwen Falle beginnt die Auflösung der alten Nationalherzogthümer.

4. Kaiser Friedrich zieht in das gelobte Land und stirbt. 1190. — Die letzten acht Lebensjahre des großen Kaisers waren ruhig und friedlich, bis auf das Ende. Er hatte sich mit den lombardischen Städten so völlig versöhnt, daß er 1184 zum letzten Male einen wahren Festzug nach Italien machen konnte. Allenthalben wurde er mit Jubel empfangen, ja, seine Hauptfeindin, die Stadt Mailand, bat es sich zu einer besondern Gnade aus, daß er die Hochzeit seines Sohnes Heinrich mit der sicilianischen Prinzessinn Constanzia in ihren Mauern feiern möchte. Er that es und glaubte durch diese Heirath seinem Hause die glänzendsten Aussichten eröffnet zu haben; denn Constanzia war die Erbin der reichen Länder Neapel und Sicilien. Aber gerade diese Länder sind es gewesen, die nachher dem hohenstaufischen Geschlechte den Untergang bereitet haben.

Er selbst, der Kaiser Friedrich, faßte noch in seinem hohen Alter den ritterlichen Entschluß, einen Kreuzzug nach dem gelobten Lande zu machen, welches er schon einmal unter seinem Oheim Konrad betreten hatte. Der türkische Sultan Saladin von Aegypten hatte Jerusalem den Christen wieder abgewonnen, und auf diese Nachricht stand beinahe ganz Europa zur Wiedereroberung der heiligen Stadt auf. Der Kaiser Friedrich, König Richard Löwenherz von England, König Philipp August von Frankreich stellten sich selbst an die Spitze ihrer Heere; die Seestaaten rüsteten zahllose Schiffe aus;

und theils zu Wasser, theils zu Lande, brachen die Schaaren nach dem Morgenlande auf. Kaiser Friedrich zog an der Spitze von 150,000 tapfern Streitern zu Lande. Es war ein langer und gefahrvoller Weg. Man hatte mit wilden Raubvölkern, mit der Treulosigkeit der griechischen Kaiser in Konstantinopel und der Hinterlist der Türken in Kleinasien zu kämpfen. Allein wo es Klugheit oder Tapferkeit zur Abwendung der Gefahren galt, da war der alte Kaiser immer der erste und alle mußten ihn noch in seiner Heldenkraft bewundern. Plötzlich aber fand sein ruhmvolles Leben ein Ende, welches niemand erwartet hatte. Als das Heer bei Seleucia, an der Gränze von Syrien, über den Fluß Seleph ging, es war am 10. Juni 1190, sprengte der kühne Greis mit seinem Pferde in den Strom, um schneller hinüber zu kommen. Aber die Wellen rissen ihn mit sich fort, er kämpfte vergebens gegen sie und wurde endlich sterbend mit Mühe herausgezogen. Es entstand eine unbeschreibliche Trauer in seinem ganzen Heere; in Europa glaubte man mehrere Jahre noch nicht an seinen Tod, bis endlich die wenigen Ueberbleibsel seines Heeres wieder zurückkehrten und er nicht mit ihnen. Dem Heere war es übel ergangen, nachdem er, die Seele des Ganzen, hinweg war. Krankheiten, Unfälle, Uneinigkeiten mit den Engländern und Franzosen, und dieser unter einander, vereitelten das ganze große Unternehmen. Nachdem einige Städte den Türken wieder abgewonnen waren, kehrten die meisten nach Hause zurück und Jerusalem wurde nicht wieder erobert.

---

43. Heinrich VI., Philipp von Schwaben und Otto IV. 1190—1218.

Friedrich's I. Sohn, Heinrich, 1190—1197, der nun König wurde, war seinen Vorfahren nicht gleich an Großsinnigkeit und Edelmuth; er war hart, grausam, geldgierig, und hegte gewaltige Plane des Ehrgeizes in seiner Seele. Wenn er lange gelebt hätte, so möchte er vielleicht Deutschland wie Italien eine andere Gestalt gegeben haben; denn er hatte einen eisernen Willen und hatte sich die Verkleinerung der Fürstenmacht als ein festes Ziel vor Augen gesetzt. In Italien wuchs seine Macht schon außerordentlich, da er wirklich die Erbländer seiner Gemahlin Constanzia, Neapel und Sicilien, unter seine Herrschaft bekam. Allein mitten in seinen großen Entwürfen starb er plötzlich im jugendlichen Alter, im Jahre 1197. Sein Sohn Friedrich war erst wenige Jahre alt; die beiden noch immer feindlich getrennten Parteien der Hohenstaufen und Welfen in Deutschland wählten zwei Kaiser gegen einander, jene:

Philipp von Schwaben, 1197—1208, den Bruder Heinrich's VI., diese:

Otto IV., 1197—1218, von Braunschweig, den Sohn Heinrich's des Löwen (Heinrich der Löwe war zwei Jahre vorher in Braunschweig gestorben).

Beide waren wohlgesinnte Männer, die wohl etwas Gutes hätten ausrichten können, wenn ihre Regierung nicht durch Krieg gegen einander zerrüttet worden wäre. Nun aber konnten Recht und Gerechtigkeit nicht gedeihen, und in der Verwirrung kam der eine Kaiser, nämlich Philipp, selbst

um's Leben, und zwar durch seinen ehemaligen Freund, den tapfern aber jähzornigen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, einen Bruderssohn des Otto, dem Friedrich I. das Herzogthum Baiern verliehen hatte. Dieser war ihm treu und ergeben und hatte ihm wichtige Dienste geleistet; dafür begehrte er, so erzählt man, von dem Kaiser seine Tochter Kunigunde zur Frau. Philipp versprach sie ihm, glaubte aber nachher eine vortheilhaftere Verbindung schließen zu können, wenn er sie dem Könige von Böhmen vermählte. Darüber wurde der Pfalzgraf, den er auch sonst noch beleidigt hatte, heftig erzürnt und erschlug den Kaiser mit dem Schwerte in seinem Schlosse zu Altenburg bei Bamberg, als er eben mit seinem Hofmarschall im Schachbrette spielte. Dies geschah 1208. Otto von Wittelsbach wurde in die Reichsacht gethan und irrte lange flüchtig umher, bis ihn der treue Marschall König Philipp's, Heinrich von Kalden, in einer Scheuer versteckt fand und niederstach.

Otto IV. war nun allein Kaiser; aber er konnte die hohenstaufische Partei nicht gewinnen, und diese wartete nur darauf, daß der junge Friedrich, Heinrich's VI. Sohn, der in Neapel heranwuchs, alt genug wurde, um denselben als Gegenkaiser aufzustellen. Dies geschah auch im Jahr 1215, da Friedrich von seinen Anhängern in Aachen gekrönt wurde; und Otto sank nun wirklich so in Dunkelheit zurück, daß er die letzten Jahre fast unthätig in seinen Erbländern verlebt hat. Er starb 1218.

---

44. Kaiser Friedrich II., Konrad IV. und Wilhelm von Holland. 1215—1256.

Dieser Friedrich war mit so glänzenden Eigenschaften begabt, daß er ein Wohlthäter für Deutschland hätte werden können, wenn er nicht ebenfalls durch seine Erbländer in Italien wäre verleitet worden, seine besten Kräfte auf dieses undankbare Land zu verwenden; er ist während seiner 35jährigen Regierung nur dreimal, zusammen etwa 7 Jahre lang, in Deutschland gewesen. Seine Regierung ist noch mehr, wie die seines Großvaters, mit Streitigkeiten in Italien, zum Theil mit den lombardischen Städten, hauptsächlich aber mit den Päpsten, angefüllt. Er hatte es mit zwei klugen und kühnen Gegnern, Gregor IX. und Innocenz IV., zu thun, die es nicht vergessen konnten, daß er, der schon Herr in Deutschland und im nördlichen Italien war, noch dazu Unteritalien beherrschen sollte. Er hielt auf diese Weise das römische Gebiet von allen Seiten umschlossen.

Die erste Veranlassung zum Ausbruch der Streitigkeiten mit dem Papste war folgende: Friedrich hatte bei seiner Krönung gelobt, einen Kreuzzug nach dem gelobten Lande zu machen, um Jerusalem zu befreien; allein er fand als Herrscher seines großen Reiches so viel zu thun, daß er den Zug von einem Jahre zum andern verschieben mußte. Endlich sammelte er die nöthigen Kriegshaufen an der italienischen Küste und fuhr im Jahre 1227 wirklich ab, wurde aber unterwegs krank und kam nach wenigen Tagen zurück. Die übrigen Heerführer wollten ohne ihren Herrn ebenfalls nicht weiter. Darüber erzürnt, that der Papst Gregor den Kaiser in den Bann, weil er behauptete, daß seine Krankheit erdichtet gewesen sei. Nun segelte Friedrich,

um zu zeigen, daß es ihm Ernst sei, im nächsten Jahre wirklich ab und war so glücklich, ohne viel Blutvergießen durch einen Vertrag vom Sultan Al Kamel von Aegypten die heiligen Städte Jerusalem, Nazareth und Bethlehem wieder zu erhalten. Allein der Papst betrachtete ihn nun als ein unwürdiges Werkzeug zu diesen Zwecken und verstärkte seinen Bann, weil er jetzt dasjenige ohne sein Geheiß gethan hatte, wegen dessen Unterlassung er vorher mit dem Banne belegt war. Ja, er befahl den Geistlichen in Jerusalem, sich mit Friedrich gar nicht einzulassen, sondern seine Gemeinschaft zu fliehen. Als dieser daher in der Auferstehungskirche seine Andacht verrichten wollte, war kein Priester da, die Messe zu lesen und den übrigen Gottesdienst zu halten. Friedrich verrichtete still sein Gebet und setzte sich darauf mit eigener Hand, in Gegenwart seiner Großen, die Krone eines Königs von Jerusalem auf's Haupt.

Unterdeß hatte es der Papst nicht bei dem Banne bewenden lassen, sondern sogar Friedrich's Länder in Italien mit Krieg überzogen. Friedrich kam zurück, vertrieb die päpstlichen Kriegshaufen leicht aus seinen Ländern und bot nun dem Papste Versöhnung an. Sie kam auch 1230 auf einige Zeit zu Stande und Friedrich wurde vom Banne gelöst.

In Deutschland war es unterdeß traurig und unordentlich hergegangen. Das Faustrecht wurde ungestört geübt und es ging kein Tag hin, die Tage des Gottesfriedens kaum ausgenommen, wo nicht eine Menge kleine Kriege und Fehden auf unserm Boden mit den Waffen ausgefochten wurden. Als Friedrich im Jahr 1235 nach Deutschland kam — er war nun in 15 Jahren nicht da gewesen — suchte er zwar die Ordnung mit aller Kraft herzustellen; er hielt einen großen Reichstag zu Mainz, auf welchem 64 Fürsten und überhaupt 12,000 Edle und Ritter zugegen waren, gab Gesetze über den Landfrieden und bestrafte auch hin und wieder einen Uebertreter; allein seine Einwirkung war zu selten und auch jetzt nur von kurzer Dauer. Denn im folgenden Jahre schon mußte er wieder nach Italien zurück, um dort sein ganzes Leben von nun an mit Kämpfen zuzubringen, denen sein Gemüth endlich erlag. Sein alter Feind, Gregor IX., erhob sich wieder gegen ihn, und der folgende Papst, Innocenz IV., trat ganz in dessen Fußstapfen und sprach Bann und Absetzung über ihn aus. Die Päpste unterstützten vorzüglich die lombardischen Städte, deren Trotz gegen die kaiserliche Gewalt in seiner alten Stärke erwacht war; und um den Kaiser überhaupt in der Achtung der Völker immer mehr herunter zu setzen, warfen sie die schwere Beschuldigung auf ihn, daß er ein Verächter der heiligen Religion und der Kirche sei, daß er mahomedanische Sitte liebe und heimlich sogar ein Anhänger dieses Glaubens sei. Friedrich suchte sich auf alle Weise von diesem Vorwurfe zu reinigen und unterwarf sich sogar einer Prüfung von mehreren Bischöfen über seine Grundsätze in Glaubenssachen, die ihm auch ein Zeugniß über seine Rechtgläubigkeit ausstellten. Allein der bloße Verdacht solcher Vergehen, wie sie ihm Schuld gegeben wurden, war schon hinreichend, ihm die Herzen der Menschen abwendig zu machen. Auch hat Friedrich durch ein üppiges Leben und durch viele leichtsinnige Reden und Handlungen seinen Feinden die Waffen gegen sich selbst in die Hände gegeben, obwohl er sicher ein besserer Mann war, als wie sie ihn schilderten. Er war mit außerordentlichen Anlagen ausgestattet: beredt, tapfer, großherzig, mit herrlichem

Sinne für Kunst und Wissenschaft, für Aufklärung und Freiheit des Geistes begabt; er versammelte viele große Männer um sich, und übte selbst mit ihnen, gleich Karl dem Großen, die Wissenschaften. Für seine Erbländer hat er auch eine Sammlung sehr guter Gesetze hinterlassen. Und doch ist das Leben dieses Kaisers, gleich einem Schattenbilde, ohne große Wirkungen verflogen, woran ungünstige Schicksale, der unversöhnliche Haß seiner Feinde, ganz sicher aber auch eigener Leichtsinn und Fehlerhaftigkeit Schuld sind. Besonders wurden die letzten Jahre seines Lebens durch beständige Streitigkeiten und Widerwärtigkeiten so verbittert, daß sein sonst so heiterer Sinn sich immer mehr und mehr verlor und Düsterkeit und Mißmuth sich auf seine Seele lagerten.

Mit den Waffen war er zwar noch geraume Zeit glücklich gegen die lombardischen Städte, besonders durch seinen tapfern Feldherrn Ezzelino; aber es wurde nichts im Großen entschieden, und die Grausamkeit dieses Ezzelino häufte nur noch mehr Haß auf den Kaiser selbst. Zuletzt wendete sich auch das Waffenglück einige Male von ihm und sein eigener Sohn Enzio, der ritterlichste und schönste unter seinen Söhnen, gerieth in der Schlacht an der Fossalta in die Gefangenschaft der Bologneser, in welcher er von 1249 an 22 Jahre lang bis zu seinem Tode geblieben ist.

In Deutschland bewirkte der Papst so viel, daß 1246 sogar zwei Gegenkaiser, der Landgraf Heinrich Raspe von Thüringen, und nach dessen Tode der Graf Wilhelm von Holland gewählt wurden. Doch hatte Friedrich auch noch einen Anhang, und so war Deutschland von neuem in heftiger Parteiung zerrissen und es herrschte die größte Verwirrung. „Nachdem der Kaiser Friedrich in dem Banne war", sagt ein alter Geschichtschreiber, „freuten sich die Räuber; die Pflugscharen wurden in Schwerter und die Sensen in Lanzen umgewandelt. Keiner war, der nicht Stahl und Stein bei sich trug, um sogleich Feuer und Brand stiften zu können."

Friedrich starb, von Gram niedergebeugt, 1250 auf seinem Schlosse Firenzuola in Italien in seinem 56. Jahre, nachdem er sich mit der Kirche ausgesöhnt und die Sterbesakramente empfangen hatte.

Nach seinem Tode wurde die Verwirrung noch ärger. Wilhelm von Holland behauptete sich in einem Theile von Deutschland; doch so sehr war das kaiserliche Ansehen nun schon gesunken, daß ein Bürger in Utrecht mit einem Steine nach ihm warf, als er durchzog, und ein Raubritter seine Gemahlin auf offener Heerstraße ausplünderte. Die Anhänger der Hohenstaufen hatten Friedrich's II. Sohn, Konrad, gegen ihn zum Kaiser gewählt, aber Konrad hatte auch mehr in Italien als in Deutschland zu thun, und starb dort, wie sein Vater, im päpstlichen Banne, im Jahr 1254. Er war der letzte König aus dem hohenstaufischen Geschlechte und klagte noch im Sterben bitter über das Unglück seines Hauses.

König Wilhelm lebte nur zwei Jahre länger und kam unglücklich um's Leben im Kriege gegen die Friesen im nördlichen Holland. Denn da er im Winter über das Eis bei Medenblick setzen wollte, brach es unter ihm, sein schweres Pferd blieb mit ihm stecken und er wurde von den Friesen erschlagen.

45. Das Interregnum oder Zwischenreich. 1156—1173.

Das kaiserliche Ansehen war so sehr gesunken, daß unter den deutschen Fürsten keiner war, der Kaiser zu sein begehrte. Vielmehr sahen die geistlichen Churfürsten, denen am meisten daran gelegen war, einen Kaiser zu haben, weil sie an ihm doch einigen Schutz gegen die Uebel des Faustrechts hatten, sich nach einem ausländischen Fürsten um. Auswärts galt der alte ehrwürdige Kaisername noch mehr, als in Deutschland selbst. Es fanden sich auch zwei Fürsten, die zu der Krone Lust hatten, der englische Graf Richard von Cornwallis, Bruder des Königs Heinrich III. von England, und der König Alphons von Kastilien (einem Theile Spaniens). der den Beinamen des Weisen hatte, weil er in der Himmelskunde erfahren war. Auf der Erde wußte er aber nicht so gut Bescheid, denn er regierte sein Land nicht zum besten. Dennoch wählte ihn ein Theil der deutschen Fürsten, mit dem Erzbischofe von Trier an ihrer Spitze, weil er reich war und einen hohen Preis gegeben hatte — sie schämten sich nicht, Geld von ihm zu nehmen. Und eben so hatte sich die Gegenpartei, wozu die Erzbischöfe von Mainz und Köln gehörten, vom Grafen Richard bestechen lassen, der reiche Zinngruben in seiner Grafschaft Cornwallis besaß. Ja, von diesem wurde erzählt, er sei mit 32 Wagen nach Deutschland gekommen, jeden mit acht Pferden bespannt, und darauf ein 3 Ohm haltendes Faß mit Sterlingen, einer englischen Geldmünze, angefüllt.

Sie waren beide nur Schattenkaiser. Alphons hat Deutschland nie gesehen und Richard ist zwar mehrmals da gewesen, hat aber so gut wie gar nichts ausgerichtet; sondern es war nur, als wenn er eine Reise durch Deutschland machte und Geld in's Land brächte.

Da konnte dann, weil keiner über Deutschlands Ehre wachte, die erste große Ungerechtigkeit von einem französischen gegen einen deutschen Fürsten ungestört und ungestraft vollführt werden. Von dem ganzen hohenstaufischen Geschlechte war nämlich nur noch ein Knabe, der Sohn Konrad's IV., übrig geblieben, der auch Konrad hieß und weil er früh starb, gewöhnlich nur der kleine Konrad oder Konradin genannt wird. Er wuchs ganz still in Schwaben, auf den wenigen übrig gebliebenen Stammgütern seines Hauses, heran. Als er 16 Jahre alt wurde und viel von den reichen, schönen Ländern hörte, die sein Vater in Italien besessen hatte, kam ihm die Lust an, diesen Theil seines Erbes wieder in Besitz zu nehmen. Diese Länder waren aber indeß von einem Räuber weggenommen worden, der kein Recht daran hatte, nämlich dem französischen Herzog Karl von Anjou. Konrad fühlte den Muth seiner Vorfahren in sich, den Räuber zu vertreiben und viele muthige Ritter, seine Freunde, versprachen ihm ihren Beistand; vor allen sein vertrautester Jugendfreund, der Prinz Friedrich von Baden. Im Jahr 1268 zogen sie aus. In Italien strömten noch mehr der alten Freunde seines Hauses zu ihm. Unerschrocken trat der Jüngling seinem Feinde entgegen und kämpfte gegen ihn bei Tagliacozzo in Unteritalien. Die Franzosen wurden geschlagen; aber unglücklicher Weise überließen sich die Deutschen zu schnell der Lust zum Plündern und zerstreuten sich im feindlichen Lager. Diesen Augenblick benutzte ein alter, erfahrener französischer Ritter, Erard von Valery, fiel plötzlich aus einem Hinterhalte über die Plündernden her, trieb sie in die Flucht

und brachte auch die übrigen Haufen Konrad's in Unordnung. Alles floh; der junge Fürst wurde mit seinem Freunde gefangen, als sie schon die Küste erreicht und eben ein Schiff bestiegen hatten. Der französische Räuber war so grausam und schamlos, daß er beide edle Jünglinge zu Neapel auf öffentlichem Markte gleich Verbrechern enthaupten ließ. Es war ein trauriger Anblick, als die blühenden Jünglinge durch Henkershand sterben mußten und Konradin noch den Schmerz hatte, der letzte zu sein und das Beil auf seines theuern Freundes Nacken fallen zu sehen. Sie starben beide mit Heldenmuth.

Mit Konradin ging das große hohenstaufische Geschlecht zu Grunde! Das hatte Kaiser Friedrich I. nicht geahnet, als er seinen Sohn Heinrich mit der Erbin von Neapel und Sicilien vermählte.

46. Schilderung des Mittelalters.

1. Der Ritterstand. — In der Zeit des Interregnums war das Faustrecht, wovon schon oft die Rede gewesen ist, in vollem Gange, weil alle Furcht vor dem obersten Richter, dem Kaiser, verschwunden war. Da war kein Fleck in Deutschland, wo man nicht den Klang der Waffen hörte. Jeder Ritter hatte seine feste Burg. Offne Wohnungen, wie wir jetzt bewohnen, waren außer den Städten, welche selbst alle Festungen waren, und den Hütten der gemeinen Landleute, gar nicht zu finden. Wenn der Ritter sich eine Wohnung bauen wollte, so wählte er den Platz dazu auf dem steilsten Berge oder Felsen, den er auf seinem Grund und Boden finden konnte. Rund herum zog er einen Graben mit Zugbrücken, und je dicker er die Mauern machen, je mehr Waffenthürme er in denselben anlegen konnte, desto besser. Enge und steile Pfade führten zu der Burg hinauf, die nur für Fußgänger und die an steiles Bergklimmen gewöhnten Pferde gangbar waren; und da oben wohnte nun der Ritter mit Frau und Kind und so viel Knechten und Pferden, als er unterhalten konnte. Seinen Unterhalt zog er von seinen Gutsunterthanen, die entweder ganz leibeigen waren und nur so viel von dem Ertrage des Landes, das sie bauten, behielten, als zu ihrer Nothdurft erforderlich war, oder halb Freie, die dem Gutsherrn nur zu gewissen Diensten und gewissem Zins pflichtig waren. — War er nun ein ehrenwerther und rechtlicher Ritter, so ließ er sich an diesem seinem Einkommen genügen, verzehrte, was er mit Recht empfing, und brachte seine Zeit hin mit der Verwaltung seines Hauswesens und seiner Güter, mit Waffenübungen, Jagd, Festgelagen und dem Herumziehen zu den Waffenspielen oder Turnieren, zu denen er geladen war. Gab es aber eine ernstliche Fehde, in der er selbst mit Feinden zu thun hatte, oder einem Freunde zu Hülfe ziehen mußte, so war nun der Tag gekommen, wo er den Lohn für so viele angewandte Mühe in Erlernung der Waffenkunst einernten konnte. Mit Helm und Panzer bewaffnet, so daß er vom Kopf bis zu den Füßen in Eisen gehüllt war, das breite Schlachtschwert an der Seite, am linken Arm den Schild, in der Rechten die lange, schwere Lanze, zog der Ritter auf dem großen Streitrosse aus; hinter ihm die leichter gewaffneten Reisigen. Fußkämpfer waren selten und wenig geachtet; sie wurden nur von den Städten, und bei größeren Kriegen zwischen eigentlichen Landesherren, Herzögen, Grafen u. s. w., die mit Tau-

senden gegen einander zu Felde zogen, gebraucht. Der Ritter mit seinem Gefolge kämpfte zu Pferde; und wenn er nun mit seinem Gegner zusammentraf, so war da kein langes Besinnen und Versuchen mit Listen und Umgehungen, sondern im stärksten Rennen der Pferde sprengten sie gegen einander, und ein jeder suchte den andern durch geschickte Wendung mit der Lanze aus dem Sattel zu werfen. Oft auch wurde durch die Heftigkeit des Stoßes der Reiter sammt dem Rosse zu Boden geworfen; und ehe er in der schweren Rüstung, von dem starken Falle betäubt, sich wieder aufraffen konnte, hatte der Gegner ihm schon die Lanzenspitze an die Kehle gesetzt und forderte seine Ergebung. Vielleicht schützten ihn aber auch seine Knappen und Freunde, daß er sich erheben und sein Roß wieder besteigen konnte; und dann begann der Kampf von neuem, indem auch das Gefolge, Mann gegen Mann, mit der höchsten Anstrengung aller Kräfte, stritt. Wenn die Lanzen zersplittert waren, so griff man zu den Schwertern, und Helm und Schild erklangen von den gewaltigen Hieben. War das Roß gefallen, so kämpfte der Mann noch zu Fuß, und den Rücken durch einen Baum oder sonstige Schutzwehr gedeckt, wehrte er sich mit dem Schwerte gegen eine Menge Angreifender, bis auch dieses zersprungen, oder sein Helm und Panzer zerhauen und er selbst so von Arbeit und Wunden ermattet war, daß er niedersank; dann konnte er mit Ehren sich ergeben und sein Leben retten. Der Sieger forderte ein hohes Lösegeld, oder gar ein Stück Land, für seine Befreiung; oder er erkaufte durch dieselbe die Freiheit eines von der Gegenpartei gefangenen Freundes; der größte Lohn aber war die Ehre, einen so tapfern Gegner besiegt zu haben.

Wenn wir die alten Panzer, Helme, Schwerter und Lanzen betrachten, die noch in den Rüstkammern aufbewahrt werden und die wir kaum zu heben vermögen, so kömmt es uns fast unglaublich vor, wie ein Mensch dieses Alles tragen, geschweige denn sich darin bewegen, ja anhaltend kämpfen und behende Wendungen machen konnte. Aber die ganze Erziehung des künftigen Ritters, vom Knabenalter an, ging auf Ausbildung der körperlichen Kräfte und Waffengeschicklichkeit hinaus. Jede Stunde des Tages hatte ihre Uebungen; Springen, Laufen, Reiten, Ringen, Fechten, Speerwerfen, Lanzenstechen, und ähnliche Uebungen wechselten mit einander ab. „Die in Deutschland gebornen Knaben lernen eher Reiten als Reden," sagt ein alter Schriftsteller. „Die Pferde mögen laufen wie sie wollen, so bleiben sie unbeweglich sitzen. Sie führen ihren Herren die langen Lanzen nach; durch Kälte und Hitze abgehärtet, sind sie durch keine Arbeit zu ermüden. Das Tragen der Waffen kömmt den Deutschen eben so leicht an, als das ihrer eigenen Glieder, und es ist eine erstaunenswürdige und fast unglaubliche Sache, wie geschickt sie sind, Pferde zu regieren, Pfeile abzuschießen, und Lanze, Schild und Schwert zu gebrauchen."

Wenn der Knabe einigermaßen vorgeübt war, so kam er als Bube oder Edelknabe bei einem geachteten Ritter in Dienst; von diesem lernte er nun die edle Ritterkunst weiter, strebte ihm als einem hohen Vorbilde nach und setzte seinen höchsten Stolz darin, ihm mit unwandelbarer Treue anzuhangen. Vom Buben stieg er zum Knappen empor, focht an der Seite seines Herrn, wich in keiner Gefahr von ihm, hatte vielleicht das Glück, ihm durch eine tapfere That das Leben zu retten; und wenn er nun die ganze siebenjährige Lehrzeit untadelhaft durchgemacht hatte, so empfing er als Lohn seiner Treue

und Standhaftigkeit den Ritterschlag. Dies war das höchste Fest im Leben des jungen Ritters. Durch Fasten und Beten und den Empfang der Sakramente bereitete er sich dazu vor. Dann empfing er aus den Händen der Edelfrauen die Ritterſporen, den Panzer und die Ritterhandschuhe; und niederkniend erhielt er von einem der Ritter drei Schläge mit dem entblößten Schwerte auf die Schulter, wobei er durch feierlichen Eid gelobte, die Wahrheit zu ehren, das Recht zu vertheidigen, Wittwen und Waisen und die verfolgte Unschuld zu beschützen, und vor allen Dingen sein Schwert für die Religion und gegen jeden Ungläubigen zu führen. — Durch diese feierliche Handlung war er nun in die freie Kampfgenossenschaft der Ritter aufgenommen.

Nicht nur für den Krieg, sondern auch für die großen Waffenspiele im Frieden, die man Turniere nannte, wurde die Geschicklichkeit in allen Arten des Kampfes so eifrig geübt. Wo nur ein großes Fest an einem Fürstensitze oder in dem Geschlechte eines vornehmen Ritters gefeiert wurde, bei Hochzeiten, Tauffesten u. s. w., da pflegte auch ein Turnier gehalten zu werden. Dann fanden sich die Tapfersten, oft aus ganz entfernten Gegenden, ein, und die Landschaften des deutschen Reiches wetteiferten mit einander, welche die ersten Ritter geschickt habe. Am bestimmten Tage sammelten sich die Tausende der Zuschauer auf den Schaugerüsten; in der Mitte saßen die edelsten Frauen und Fräulein in ihrem Schmucke; auf einem andern Sitze befanden sich die Kampfrichter. Der geebnete und mit Sand befahrene Kampfplatz war mit Schranken umschlossen, und auf ein Zeichen mit der Trompete ritt ein Paar der Kämpfer herein und bereitete sich zum Lanzenrennen. Das Zeichen ertönte wieder, und die Ritter sprengten auf einander los und jeder suchte den Gegner mit der Lanze recht kräftig zu fassen und vom Pferde in den Sand zu werfen. Wenn es glückte und der Sieger fest und unbeweglich im Sattel blieb, so tönte ihm jauchzender Beifall zu. Noch größer war der Jubel, wenn beide Ritter fest im Sattel blieben und die Lanzen an ihrer gepanzerten Brust zersplitterten. Dieses Spiel war nicht ohne Gefahr, wenn auch, wie meistens geschah, mit stumpfen Lanzen gerannt wurde; denn bisweilen war der Fall so heftig, daß das Leben dabei eingebüßt, oder doch ein Glied zerbrochen wurde. Und dennoch trieb man das Spiel oft so weit, daß sogar scharfe Lanzen genommen wurden; das hieß ein Scharfrennen, und ein solches ging selten ohne eine Unglück ab. Außer mit der Lanze wurde auch mit dem Schwerte gefochten, und die Kunst des Reitens, des Speerwerfens, des Lanzenführens, in mancherlei Uebungen gezeigt. Der Sieger in einem oder dem andern Kampfspiele empfing von der Ehrendame des Festes kniend den Siegespreis: eine kostbare Scherpe oder Leibbinde, ein Paar goldene Sporen, oder was sonst als Kampfpreis ausgesetzt war. Seine Name wurde von den Sängern, die bei dem Feste nicht fehlen durfen, in Liedern gepriesen und um so höher erhoben, je mehr von tapfern Gegnern er in den Sand gesetzt hatte; ja ein Theil seines Ruhmes ging sogar auf die Völkerschaft mit über, zu welcher er gehörte. Kein stärkerer Sporn der Ehre, kein heißer ersehntes Ziel konnte es für den deutschen Ritter-Jüngling geben, als einen Preis in diesen feierlichen Waffenspielen zu erwerben.

Die schönste Zeit des Ritterthums war die der Kreuzzüge, wo der Eifer für die Religion und die wunderbaren Eindrücke des fernen Morgenlandes die Gemüther zu noch höherer Begeisterung erhoben. Die außeror-

denklichsten Thaten sind damals geschehen, welche uns oft wie eine Fabel erscheinen müssen. Eine solche wird z. B. von einem deutschen Kreuzritter erzählt, der mit Kaiser Friedrich I. nach dem gelobten Lande zog. Als das Heer in die Nähe von Iconium, in Kleinasien, daherzog, war er, indem er sein ganz ermüdetes Pferd am Zügel führen mußte, weit hinter dem Zuge zurückgeblieben. Plötzlich umringten ihn mehr als fünfzig türkische Reiter und schossen von allen Seiten ihre Pfeile auf ihn ab; aber sie prallten an seinem Schilde und Panzer zurück, und er zog ruhig weiter, ohne auf sein Pferd zu steigen. Da sprengte einer der Kühnsten näher und hieb mit seinem krummen Säbel nach ihm; der Ritter aber zog sein langes Schlachtschwert, und hieb zuerst dem Pferde des Türken beide Vorderbeine ab und mit einem zweiten Schlage spaltete er den Türken selbst vom Kopfe bis auf den Sattel, daß das Schwert noch in den Sattel eindrang. Da dies die übrigen Türken sahen, machten sie sich eilig davon und der Ritter kam unverletzt zum Heere.

Während der Kreuzzüge wurden auch drei geistliche Ritterorden gestiftet, welche noch durch ein besonders feierliches Gelübde sich dem Dienste Gottes und des Erlösers widmeten, die Johanniter, die Tempelherren und die deutschen Ritter, welche zum Theil noch bis auf unsere Zeiten fortgedauert haben.

Nach der Zeit der ersten Kreuzzüge, und besonders während des Interregnums, da Recht und Ordnung immer mehr verfielen, sank auch der Ritterstand. In den beständigen Fehden unter einander, und noch mehr mit den reichen Städten, gewöhnten sich viele der Ritter an ein Räuberleben. Es war leichter und einträglicher, die an ihren Felsenburgen mit Waaren vorüberziehenden Kaufleute zu plündern, als selbst durch Fleiß etwas zu erwerben; daher suchten sie muthwillig Streit mit den benachbarten Städten, um nur einen Vorwand der Räubereien zu haben; endlich aber kümmerten sie sich gar nicht mehr um einen Vorwand, sondern plünderten jeden Vorüberziehenden aus, er mochte her sein, woher er wollte, oder forderten doch wenigstens ein bedeutendes Lösegeld, wenn sie ihn frei sollten ziehen lassen. — Viele aus dem Adel waren aber auch besser gesinnt, verabscheuten diese Raubritter und hielten die alten Tugenden des Ritterstandes in ihren Geschlechtern aufrecht, wie denn noch immer, auch in den folgenden Jahrhunderten, sehr ehrenwerthe Ritter in Deutschland gefunden wurden.

2. Die Städte. — Kunst und Wissenschaft. — Die Geistlichkeit. — Wenn wir nun fragen, ob denn in jener Zeit alle Welt sich nur auf den Krieg gelegt und nicht auch die friedlichen Künste getrieben habe, welche das Leben verschönern, so dient zur Antwort, daß Handel und Gewerbe, Baukunst, Malerei, und die übrigen Künste, vorzüglich in den reichen Städten ihren Sitz hatten; Gelehrsamkeit, Sprachkunde, Wissenschaft aller Art, in den Klöstern.

Daß die deutschen Städte durch Gewerbfleiß und Handel immer blühender wurden, ist schon oben gemeldet worden. Die Städte waren für Deutschland eine große Wohlthat. Während auf dem Lande, außer dem Adel, fast nur die halb oder ganz unfreien Unterthanen desselben wohnten, bildete sich in den Städten ein freier Bürgerstand, der durch Fleiß, Klugheit, Erfindsamkeit schnell emporstieg. Da war einem jeden das Feld geöffnet, auch wenn er nicht durch die Geburt begünstigt war, sich durch sich selbst zu

Ehre und Ansehen emporzuschwingen und Reichthum und Lebensfreuden zu gewinnen. Durch Vereinigung wurden die Menschen hier stark und lernten den Werth guter bürgerlicher Einrichtungen kennen. Das städtische Gemeinwesen bestand aus lauter Theilen, die in sich selbst wieder geschlossene Ganze bildeten: zuerst die Familien, diese wieder vereinigt in Gilden, Innungen und Zünften, und diese zusammen unter dem Magistrat die gesammte Bürgerschaft ausmachend. Wer auch kein bestimmtes Gewerbe trieb, ließ sich doch in irgend eine Innung oder Zunft aufnehmen, um ihres Schutzes zu genießen. Da war die Kaufherrn- und Krämergilde, die Bäcker-, Brauer- Knochenhauer- oder Fleischer-, Schuhmacher-, Schneider-, Weber-, Kürschner-, Gerber-, Färber-, Schmiede- und Schwertfeger-Zunft, und andere mehr. Eine jede hatte ihre Zunftmeister und wurde nach bestimmten Gesetzen in Ordnung gehalten. Das ganze Gemeinwesen wurde durch den Magistrat mit seinen Vorstehern, den Bürgermeistern, regiert.

In den ältern Zeiten waren die Städte meistens dem König oder einem Herzog, Grafen, Bischof oder andern Landesherrn unterworfen, auf dessen Grund und Boden sie lagen und um dessen Burg sich die Stadt nach und nach gesammelt hatte. Er hatte seinen Burggrafen oder Vogt auf der Burg, und dieser übte in seinem Namen die landesherrlichen Rechte, besonders die Gerichtsbarkeit, zog die Einkünfte von den Zöllen, Mühlen, der Fischerei, der Münze u. s. w., und führte im Kriege die Mannschaft der Stadt zum Heere seines Herrn. Aber im Laufe der Zeit, da die Städte immer reicher und stärker wurden, erwarben sie eins der landesherrlichen Rechte nach dem andern, kauften sich davon los, oder machten die Freiheit davon zur Bedingung, nach einem glücklichen Streite, für die Herausgabe gewonnener Burgen oder vornehmer Gefangener. Sie gehörten dann als freie Reichsstädte zum deutschen Reiche und erkannten niemanden über sich als nur den Kaiser. Mit solchen Reichsstädten war der ganze deutsche Boden bedeckt; die Fürsten lebten damals noch selten in einer Hauptstadt, sondern gleich den übrigen Rittern auf ihren Stammschlössern in ihrem Gebiete umher.

Es konnte nicht fehlen, daß recht bald die größte Eifersucht zwischen dem Adel und den Städten entstand, und diese mußten daher stets auf ihrer Hut und in kriegerischer Verfassung sein. Ihre Bürgerschaft war in den Waffen wohl geübt. Jede Zunft stritt zusammen und hatte ihren angewiesenen Sammelplatz, damit ein jeder, wenn die Sturmglocke ertönte, sogleich wußte, wo sein Platz im Streite war. Vielleicht galt es, einen nächtlichen Anfall des Feindes von den Mauern abzuwehren, und nun eilte jede Zunft, den Theil der Mauer, der ihr zur Vertheidigung angewiesen war, zu beschützen. Mit Pfeilen, Wurfspeeren, Steinen und Schleudern trieben sie die Angreifenden zurück, oder hatten diese schon Sturmleitern angelegt, so wurde mit Schwert und Streitkolbe, Mann gegen Mann, gestritten. Jede Zunft wetteiferte mit der andern in der Tapferkeit und oft hat dieser Wetteifer die Vaterstadt gerettet. Waren die Feinde abgeschlagen, so rückte die Bürgerschaft meistentheils heraus, ihn vollends in die Flucht zu treiben, und nun kam es zur Schlacht im offenen Felde; die geschlossenen Reihen des Fußvolks, worin die Stärke der Städte bestand, mußten es mit ihren langen Speeren gegen die geharnischten Ritter aufnehmen und vor allen Dingen trachten, deren Pferde zu durchbohren, weil sie dem Reiter, so lange er darauf saß, wenig

anhaben konnten. Doch hatten auch die Städte Reiterei; das waren die adeligen und patrizischen Geschlechter, welche mit ihren Knechten zu Pferde auszogen; und bald erfanden sie auch, Streit- oder Rüstwagen zu erbauen, auf denen eine Anzahl Bewaffneter mit langen Spießen stand und kämpfte. — So belebte ein kriegerischer Geist auch die Bürger der Städte und mancher glückliche Kampf erhielt sie männlich und kräftig, daß sie in ihren übrigen friedlichen Beschäftigungen nicht verweichlichten. Wie wehrhaft die größeren Städte waren, geht aus der Zahl der Bewaffneten hervor, welche sie stellen konnten; Nürnberg, Straßburg, Aachen, Köln, Lübeck und mehrere andere konnten 20,000 und mehr wehrhafte Männer in den Kampf führen.

Die Städte waren damals durch ihre Mauern, mit den festen Thürmen darin, recht gut beschützt: denn man hatte die Kunst noch nicht erfunden, sie durch Hülfe des Schießpulvers mit dem schweren Geschütze einzuschießen. Um nicht einen gar zu großen Raum mit Mauern umschließen zu müssen, der zu schwer zu vertheidigen gewesen wäre, wurden Häuser und Straßen sehr eng zusammengebaut, wie wir es noch in den alten Städten finden. Die Bürger wohnten viel enger und einfacher, als wir; auch ihr tägliches Leben war mäßiger; nur bei großen, seltenen Festen des Hauses wurde oft ein fürstlicher Aufwand gemacht; und eben so verwandten sie außerordentlich viel auf die großen öffentlichen Gebäude, besonders die Kirchen, die zur Zierde ihrer Vaterstadt gereichten. Solche Kirchen und Thürme werden heutiges Tages nicht mehr gebaut und wir bewundern sie mit Recht als unvergängliche Denkmäler des Fleißes, der Ausdauer und der Geschicklichkeit unserer Vorfahren. Der Münsterthurm in Straßburg ist 442 Fuß hoch und von unten bis oben von der künstlichsten Arbeit, so daß fast kein Stein daran zu sehen ist, der nicht irgend eine Zierrath an sich trüge; eben so bewunderungswürdig ist die Kirche, und an dem ganzen Werke ist nicht weniger als 424 Jahre, freilich mit Unterbrechung, gearbeitet. Auch die Dome in Köln, Erfurt, Magdeburg und Halberstadt, die Stephanskirche in Wien, die St. Sebalduskirche in Nürnberg, der Dom in Freiburg, die Elisabethkirche in Marburg, gehören zu den außerordentlichen Gebäuden; und so könnten ihrer noch viele in den deutschen Städten genannt werden. — Um nun die großen Kirchen auch im Innern würdig auszuschmücken, mußten die Maler und Bildhauer, die Holzschneider und Glasmaler helfen, und daher blühten diese Künste auf das herrlichste. Die Werke aus jenen Zeiten, die mit Unrecht von manchen barbarisch genannnt worden sind, dienen noch immer als Muster für uns.

Auch die Dichtkunst und die Musik wurden nicht versäumt. Sie dienten, sowohl die kirchlichen Feste, als die der geistlichen und weltlichen Fürsten und der reichen Bürger in den Städten, zu verherrlichen. Da war kein Gast so willkommen, als der Sänger, welcher die Heldenthaten der Vorfahren, den Ruhm der Geschlechter, die Schönheit der Natur, die Erhabenheit des Schöpfers oder irgend ein schönes menschliches Gefühl zum Klang der Harfe besang. Die Dichtkunst war so hoch geehrt, daß Kaiser und Könige, Herzöge, Grafen und Ritter sie übten und einen hohen Ruhm darin fanden, wenn ihre Lieder von einem Ende des deutschen Landes bis zum anderen gesungen wurden.

Die ernsten Wissenschaften, die Erforschung der Religion, der Geschichte, der Philosophie, die Naturkunde und Mathematik, waren vorzüglich das

Eigenthum der Geistlichkeit. Diese hatte dazu durch ihren Stand selbst den ersten Beruf, und besonders boten die stillen Mauern der Klöster fast den einzigen schicklichen Platz dazu dar. Das Klosterwesen kam im Mittelalter ebenfalls zu seiner höchsten Blüte. Schon im Anfange des 6. Jahrhunderts hatte der Abt Benedict von Nursia seinem Kloster zu Monte Cassino in Unteritalien eine strenge Regel gegeben, welche bald allenthalben nachgeahmt und durch welche das ganze Klosterleben geordnet wurde. Aus dem wichtigen Mönchsorden der Benedictiner sind mehr als 30 Päpste hervorgegangen. In allen christlichen Ländern wurden zahlreiche Klöster gestiftet und durch die Freigebigkeit der Fürsten und frommer Männer und Frauen mit Gütern ausgestattet. Der heilige Bernhard von Clairvaux, der zur Zeit des zweiten Kreuzzuges lebte, gründete allein 160 Klöster. Gebet und gottesdienstliche Uebungen, bei sehr strenger und einfacher Lebensweise, aber auch ländliche Arbeit, wissenschaftliche Studien, Abschreiben von Büchern und Unterricht der Jugend sollten die Beschäftigungen der Mönche ausmachen, und in der älteren, einfacheren Zeit haben die Klöster diese ihre Bestimmung auf ehrenwerthe Weise erfüllt. Das Leben der Ritter, selbst das der Bürger in den Städten, war zu unruhig und kriegerisch; es gehört Fleiß, Geduld, Ruhe und eine lange Zeit dazu, um sich eine gründliche Kenntniß der Wissenschaften zu erwerben. Auch hatte man damals die Buchdruckerkunst noch nicht, wodurch nützliche Bücher so leicht vervielfältigt und verbreitet werden können. Damals mußte ein Buch so oftmal abgeschrieben werden, als jemand es besitzen wollte; und welch außerordentlich mühsame Arbeit war das! Wer hätte Zeit und Geduld dazu gehabt, wenn es nicht die Mönche in den Klöstern gethan hätten! Ohne sie wären die wichtigsten Bücher über die Geschichte der alten Welt und unseres Volkes, die Schriften der Griechen und Römer, und so viele andere nützliche Werke, gänzlich verloren gegangen. Und wenn wir die künstliche und mühsame Schrift, zum Theil mit schön ausgemalten Buchstaben und Bildern am Rande des Pergaments auf jeder Seite, betrachten, so müssen wir über den außerordentlichen Fleiß aufs höchste erstaunen.

Aber diese Einfachheit des Klosterlebens mit dem Fleiße der Mönche verlor sich bald, nachdem die Klöster immer mehr Ansehen und Besitz erlangten und sich in weltliche Bestrebungen verirrten. Sie vereinigten sich in Genossenschaften oder Congregationen und vermehrten dadurch ihre Macht außerordentlich. Im Anfange des 12. Jahrhunderts hatte das Mutterkloster der Cluniacenser, Clügny in Frankreich, nicht weniger als 2000 Klöster in Abhängigkeit, und in Clügny selbst lebten 460 Mönche mit aller Bequemlichkeit, und dennoch war das prächtige Kloster so geräumig, daß im Jahre 1245 nicht nur der Papst Innocenz IV. mit vielen Kardinälen und Bischöfen, sondern zugleich der König von Frankreich mit Mutter, Bruder und Schwester, der Kaiser von Constantinopel, die Söhne der Könige von Kastilien und Arragonien, alle mit ihrem Hofstaate, in demselben als Gäste Platz fanden. — Gegen diese Ausartung des Mönchswesens in Ueppigkeit wurden im Anfange des 13. Jahrhunderts die Orden der Bettelmönche gestiftet, die Franziskaner 1210 durch den Italiener Franz von Assisi und 1215 die Dominikaner durch den Spanier Dominicus Guzmann. Später kamen noch die Karmeliter und Augustiner hinzu. Diese

Orden sollten außer ihren Klostermauern gar kein Eigenthum besitzen, sondern ihren Unterhalt von den Almosen der Menschen haben. So war bei ihnen die Gefahr der Verweichlichung und Erschlaffung vermieden, dagegen lagen aber Unwissenheit, Rohheit und blinder Eifer desto näher. Der Geist dieser Orden brachte es mit sich, daß sie die Menschen in Unwissenheit zu erhalten suchten. Und woher sollte die Menge Belehrung schöpfen? Bücher waren, weil jedes besonders abgeschrieben werden mußte, so selten und kostbar, daß nur wenige zu dem Besitze eines Buches gelangen konnten, und an sonstigem Unterrichte für die Jugend und für Erwachsene fehlte es ebenfalls sehr. Es gab nur sehr wenige Schulanstalten bei den Klöstern und in den Städten, und diese waren noch dazu nicht sehr zweckmäßig eingerichtet. Die Mehrzahl des Volkes, besonders auf dem Lande, wuchs in Unwissenheit heran und steckte daher tief in Dummheit und Aberglauben begraben. Daher kam es, daß in jener Zeit so viele natürliche Erscheinungen Angst und Schrecken unter den Menschen verbreiteten. Da erschien kein Komet, keine Mond- und Sonnenfinsterniß, kein Nordlicht, ohne ganze Länder in Bestürzung zu setzen, weil man fest glaubte, die Welt werde nun untergehen, oder doch irgend ein großes Unglück, Pest, Hungersnoth, Krieg und Erdbeben entstehen. Und weil die Menschen die natürlichen Gesetze so wenig kannten, sogebrauchten sie auch nicht die rechten Mittel gegen die Uebel, die wirklich eintraten. Verderbliche Seuchen haben in den ältern Zeiten fast Jahr um Jahr in irgend einem Lande gewüthet und so fürchterliche Verheerungen angerichtet, daß es nichts Traurigeres geben kann, als die Beschreibungen davon zu lesen; und ein Mißwachs, wie wir ihn in den Jahren 1816 und 1846 gehabt haben, hätte damals, weil man noch so wenig Gegenanstalten im Großen hatte, vielen Tausenden von Menschen das Leben gekostet. — Kein Stand war, wie wir eben erwähnt haben, damals so versäumt, als

3. Der Bauernstand. — Dieser war der eigentlich gedrückte Stand; außer, daß er in Unwissenheit und Aberglauben niederlag, wurde er auch in der Knechtschaft erhalten. Denn als freie Grundbesitzer hatten sich nur sehr wenige von ihnen zu erhalten vermocht; die meisten waren einem benachbarten Edelmanne oder Stifte dienstbar geworden, waren an den Boden, den sie bauten, mit Weib und Kindern gebunden, und mußten den Ertrag ihres sauern Schweißes größtentheils ihren Herren überlassen. Dann fehlt aber dem Menschen der Muth, aus freier Lust thätig zu sein, wenn er nicht für seine Nachkommen arbeiten kann. Dazu waren sie wehrlos, denn man hielt keinen Unfreien würdig, die Waffen zu führen. — Doch fingen die Landbauer seit den Kreuzzügen an, sich nach und nach einigermaßen aus diesem Zustande emporzuarbeiten. Der Papst hatte befohlen, daß jedem Knechte, der das Kreuz nehmen und nach dem heiligen Grabe ziehen wollte, die Freiheit gegeben werden mußte. Dadurch erwarben Tausende ihre Freiheit. Von den vielen Rittern, die ebenfalls nach dem gelobten Lande zogen, kamen die meisten nicht wieder, und in der langen Ungewißheit, ob sie todt, und wer bei manchem der Erbe sei, machten sich wieder viele der Leibeigenen frei. Hauptsächlich aber benutzten sie die Streitigkeiten zwischen dem Adel und den Städten, suchten bei einer benachbarten Stadt, die mit ihrem Herrn in Fehde war, Schutz, zahlten ihr ein Schutzgeld und wurden dafür als Ausbürger angenommen. Wenn die Adeligen auf diese Weise nicht alle ihre Unterthanen

in der Nähe der Städte verlieren wollten, so mußten sie ihnen lieber selbst die Freiheit für eine Summe Geldes oder für bestimmte und leichtere Dienste verkaufen. So haben die freien Bürger der Städte auch sehr bedeutend geholfen, daß nach und nach wieder ein Stand freier Bauern in Deutschland aufgekommen ist. Es ist damit aber langsam gegangen.

In den schlimmsten Zeiten des Faustrechts drückte die allgemeine Unsicherheit, die das Hauptübel derselben war, vorzüglich den Landmann. Er war keinen Tag sicher, daß nicht die benachbarten Edelleute auf seinen Feldern ihre Fehde ausfochten, mit den Hufen ihrer Pferde seine Saaten zerstampften und vielleicht gar in dem allgemeinen Tumult seine Hütte über seinem Kopfe ansteckten. Wie glücklich können wir uns fühlen, daß die öffentliche Sicherheit so viel besser geworden ist, daß wir die Landstraßen bereisen und am Abend uns ruhig zum Schlafe in unserm Hause niederlegen können. Der, welchem Unrecht geschehen ist, kann sein Recht finden, und auch der Vornehmste und Mächtigste muß dem Spruch der Gerichte gehorchen. Damals galten die Gerichte gar wenig, es sei denn, daß einmal ein recht kräftiger Kaiser ihnen durch starke Strafbeispiele wieder auf einige Zeit Ansehen gab. Sonst wurde das Wort des Richters nicht gehört und ein jeder that, wozu er die Macht in Händen hatte.

4. Die Vehmgerichte. — Unter diesen Umständen bildeten sich in Westphalen die sogenannten heimlichen oder Vehmgerichte und breiteten sich von da auch in andere Gegenden aus. In Dortmund war der Hauptstuhl dieser Gerichte. Sie standen unmittelbar unter dem Kaiser und richteten in seinem Namen über alle schwere Verbrechen. Der oberste Richter eines solchen Gerichtes hieß der Freigraf, weil dieselben eigentlich die Fortsetzung der alten Grafengerichte waren, in welchen der Graf im Namen des Kaisers Recht sprach, und weil ferner nur freigeborne Männer zu Richtern in denselben gewählt werden konnten; eben deshalb hießen diese Richter auch Freischöffen und die Gerichte selbst Freigerichte. Nur in Westphalen durften sie gehalten werden (auf rother Erde, wie es in der alten Gerichtssprache heißt); allein ihre Gewalt dehnten sie bald über ganz Deutschland, ja bis nach Preußen und Liefland aus und nahmen freie und unbescholtene Männer aus allen deutschen Landschaften zu Freischöffen auf. Ritter, Grafen und Fürsten strebten nach dieser Ehre; selbst Kaiser haben es nicht unter ihrer Würde gehalten, Schöffen des Freigerichts zu werden, wie denn z. B. Kaiser Sigismund im Jahre 1429 am Freistuhle zu Dortmund feierlich zum Schöffen eingeweiht worden ist. Alle Schöffen hatten unter sich einen uralten Schöffengruß und geheime Zeichen, woran sie sich erkannten, und wurden daher Wissende genannt, und der furchtbarste Eid verpflichtete sie, von den Geheimnissen und Beschlüssen des Gerichts keinem Menschen, selbst Vater, Mutter und Bruder nicht, irgend etwas zu entdecken.

Der Platz dieser Gerichte war der alte Malplatz des Grafengerichtes in den verschiedenen Gauen Westphalens, auf einem Berge oder Hügel, unter dem Schatten einer Linde, oder an einer Quelle im Thale, am Fuße uralter Eichen. Hier bestieg der Freigraf den Stuhl, vor sich das Schwert mit dem Kreuzesgriff, auf welchen Kläger und Verklagte schworen, und den Strick, als Zeichen des Rechts über Leben und Tod. Dann eröffnete er das Gericht, und von dem Augenblicke an durften nur Wissende zugegen sein, deren,

außer den eigentlichen Richtern, oft hunderte umherstanden. Ein Nichtwissender, der es gewagt hätte, sich einzuschleichen, würde auf der Stelle an dem nächsten Baume aufgeknüpft sein. Daher hieß das Gericht auch das heimliche Gericht, weil es für jeden Nichtwissenden geschlossen war, und von diesem Namen, so wie von der Furchtbarkeit des Gerichts selbst, welches jeden Verbrecher in seinem geheimsten Schlupfwinkel aufzuspüren vermochte, mag bei dem Volke die Sage entstanden sein, daß sich das heimliche Gericht in stiller Nacht, in Felsenhöhlen und unterirdischen Gewölben, zu versammeln pflegte.

Wenn jemand bei dem Freigerichte verklagt war, so wurde er durch den Ladebrief mit 7 Siegeln vorgeladen; war er ein Ritter, der auf seiner räuberischen Burg verschlossen wohnte, so hefteten die Frohnboten die Ladung des Nachts an seinem Thore an und schlugen dreimal laut an das Thor, daß der furchtbare Klang durch die stille Nacht in das Ohr des Verbrechers drang. Erschien der Angeklagte auf die Ladung, so wurde er in den Kreis der Richter geführt, die Klage wurde ihm vorgehalten, und er konnte, wenn er unschuldig war, sich mit dem Reinigungseide frei schwören, den er und seine Eideshelfer, wenn er deren hatte, ablegten. Konnte er es nicht, sondern mußte seine Schuld bekennen, oder wurde er durch den Eid des Klägers und seiner Zeugen überführt, so wurde das Urtheil gesprochen und auf der Stelle vollzogen. Meistens war es die Todesstrafe und der Verurtheilte wurde an den nächsten Baum gehenkt. Gelindere Strafen waren Landesverweisung und Geldbuße.

Kam der Angeklagte auf dreimalige Ladung nicht, so hatte er dadurch selbst seine Schuld anerkannt; es wurde die Vehme, das ist die Acht des Freigerichts, gegen ihn ausgesprochen (wovon eben der Name der Vehmgerichte) und er war nun in dem Zustande des zum Tode verurtheilten Verbrechers, den die Strafe, früh oder spät, ganz sicher erreichte. Denn jeder Freischöffe, welchem der Spruch des Gerichts kund gethan wurde, war nun verpflichtet, die Strafe an dem Verurtheilten vollstrecken zu helfen, und wo er gefunden wurde, im geheimsten Verstecke, oder auf offener Straße, da wurde er an dem nächsten Pfosten oder Baume aufgehenkt, und zum Zeichen, daß er von der heiligen Vehme gerichtet sei, wurde ein Messer neben ihm in das Holz gesteckt.

Eine lange Zeit hielt die Furcht vor diesen Gerichten manchen von bösen Thaten zurück. Nachher aber artete das Gericht selbst aus; schlechte Menschen drängten sich hinein und übten, unter dem Deckmantel desselben, die grausamsten Handlungen gegen unschuldige Menschen aus. Es verbreitete sich ein allgemeiner Haß gegen die Vehmgerichte; Fürsten, Ritter und Städte schlossen Bündnisse gegen dieselben, und endlich wurden sie durch den ewigen Landfrieden des Kaisers Maximilian I. im Jahre 1495 aufgehoben und die öffentlichen Gerichte wieder in ihre Ehre eingesetzt.

5. Die Städtebündnisse. — Sehr merkwürdig sind noch aus der Zeit des Mittelalters die Bündnisse mehrerer Städte zu gemeinschaftlichem Schutz und Vortheil. So errichteten gerade in der Zeit des Interregnums 70 Städte am Rhein und in der Umgegend den rheinischen Bund, und später andere in Schwaben den schwäbischen Städtebund, der nicht weniger zahlreich war. Da die kaiserliche Majestät den feindlichen Absichten der Fürsten gegen die Städte nicht mehr Einhalt thun konnte, mußten diese wohl durch Vereinigung ihrer Kräfte sich selbst zu schützen suchen.

Der größte Bund unter allen war aber der Hansebund. Er erhielt, nachdem er schon durch kleinere Verbindungen für den Handel im Auslande vorbereitet war, vorzüglich seine größere Ausdehnung und Festigkeit durch ein Bündniß zwischen Hamburg und Lübeck im Jahr 1241, um gemeinschaftlich die Landstraße zwischen der Trave und Elbe vor Räuberei zu beschützen. Bald kamen noch mehrere Städte dazu und nach 50 Jahren zählte der Bund schon 60 Städte vom Niederrhein bis nach Preußen und Liefland, späterhin gegen 100. Der Handel war das Hauptgeschäft dieses Bundes und derselbe wurde bald der ausgebreitetste in der Welt. Er hatte seine Waaren-Niederlagen zu Novgerod in Rußland, zu Bergen in Norwegen, zu Brügge in Flandern, und zu London. Keiner hatte solche Flotten auf dem Meere, wie die Hansa; jedermann bewarb sich um ihre Freundschaft; ja, ihre Flotten und Heere haben die Hauptstädte Lissabon und Kopenhagen erobert und das Königreich Dänemark für Geld feil geboten. Wo sie an einem Kriege Theil nahmen, da gaben sie den Ausschlag. Die Stadt Lübeck war das Haupt des ganzen Bundes, und übrigens nahmen sehr viele Städte, besonders im nördlichen Deutschland, daran Theil, unter andern: Hamburg, Bremen, Stade, Kiel, Wismar, Rostock, Stralsund, Stettin, Stargard, Magdeburg, Braunschweig, Hildesheim, Hannover, Lüneburg, Osnabrück, Münster, Coesfeld, Soest, Dortmund, Köln und mehrere andere.

Dieser Bund hat ein paar Jahrhunderte hindurch im größten Glanze bestanden und ist erst späterhin, als durch die Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Ostindien der Handel eine ganz andere Richtung nahm, nach und nach gesunken und endlich ganz zerfallen.

Kaiser aus verschiedenen Häusern. 1273—1437.

47. Rudolf von Habsburg. 1273—1291.

Als Richard von Cornwallis gestorben war und Alphons von Kastilien gar nicht nach Deutschland kam, versammelten sich die deutschen Fürsten, um einen andern Kaiser zu wählen. Zu mächtig wollten sie ihn nicht haben, damit er ihre eigene Macht, die in der Zwischenzeit sehr gewachsen war, nicht wieder verkleinerte; aber er sollte doch ein kräftiger Mann sein und der bösen Unordnung im Vaterlande steuern. — Der Erzbischof von Mainz lenkte die Wahl auf den Grafen Rudolf von Habsburg; dieser hatte nur ein kleines Erbtheil im Elsaß und in der Schweiz und konnte sich mit den mächtigen Reichsfürsten gar nicht messen, aber er war ein tapferer, redlicher und kluger Ritter und hatte sich durch rühmliche Thaten die Achtung der Menschen zu erwerben gewußt. Wo es ein Unrecht zu bestrafen gab, da lieh Graf Rudolf gern seinen Arm, und es hatten ihn große Städte, namentlich Straßburg am Rhein und Zürich in der Schweiz, zu ihrem Schirmherrn erwählt. Schon sein äußeres Ansehen erweckte Zutrauen und Achtung. Er war sehr groß, hatte ein blasses, ernstes Gesicht mit einer großen Adlernase; aber wenn er redete, so lag Freundlichkeit und Redlichkeit in seinen Mienen.

Der Erzbischof Werner von Mainz hatte ihn kennen gelernt, als er eine Reise nach Rom machen mußte und der vielen Räubereien wegen nicht wagte, den langen Weg allein zu ziehen. Da bat er den Grafen Rudolf um sicheres Geleit von Straßburg an bis durch die Schweiz und das Alpengebirge. Rudolf zog mit ihm und holte ihn auch auf der Rückreise wieder ab; und bei dieser Gelegenheit erkannte der Erzbischof die vorzüglichen Eigenschaften dieses tapfern und biedern Grafen. Als derselbe nun auf seinen Rath zum Kaiser gewählt war, reiste der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, der ein Schwager Rudolfs war, zu ihm, es ihm anzukündigen. Er traf ihn eben bei der Belagerung der Stadt Basel, welche einige von seinen Freunden aus ihren Mauern vertrieben hatte. Rudolf konnte der Botschaft kaum Glauben beimessen, so wenig hatte er an die deutsche Kaiserkrone gedacht, bis auch der Reichsmarschall, Graf Pappenheim, ankam. Nun schickte er sogleich Botschaft in die Stadt, kündigte ihr seine Erhebung an und bot ihr, weil er nun der mächtigere war, großmüthig den Frieden an. Dankbar nahmen ihn die Bürger an und wünschten ihm Glück. Darauf reiste Rudolf nach Aachen und wurde feierlich gekrönt. Als er nach der Krönung die Reichsfürsten mit ihren Ländern von neuem belehnen wollte — das mußte jeder neue Kaiser thun, — fehlte das Reichsscepter, worauf die Fürsten schwören mußten. Alle waren in Verlegenheit; aber Rudolf ergriff ein dastehendes Crucifix, küßte es und hielt es den Fürsten zur Eidesleistung hin. „Denn", sprach er, „dies Zeichen, durch welches die Welt erlöset ist, mag uns wohl als Scepter dienen."

Seine größte Sorge wollte Rudolf auf die Wiederherstellung der Ordnung und des Landfriedens in Deutschland selbst richten. Nach Italien zu gehen und dort seine Zeit und vielleicht viel Blut seiner Unterthanen zu verschwenden, dazu hatte er nicht Lust. Er pflegte zu sagen: Italien gleiche der Höhle des Löwen, in welche viele Fußtapfen der Kaiser hinein, aber wenige herausgingen. — Aber auch in Deutschland war es nicht so leicht, alle Widerspenstigen zum Gehorsam zu bringen. Besonders weigerte sich der stolze König Ottokar von Böhmen, ebenfalls ein deutscher Reichsfürst, der sich eingebildet hatte, er müsse, als der Mächtigste, Kaiser werden, den ehemaligen Grafen von Habsburg als seinen Oberherrn anzuerkennen. Er wollte weder die Belehnung seiner Länder von ihm annehmen, noch sich bei ihm wegen der Klagen, die gegen ihn erhoben wurden, rechtfertigen. Er hatte nämlich, außer Böhmen, auch die östreichischen Länder durch Geld und Waffen und Erbschaft an sich gebracht, behandelte sie aber mit Härte. Als er sich nun offenbar gegen die kaiserliche Gewalt auflehnte, wurde der Reichskrieg gegen ihn beschlossen, aber der übermüthige, pflichtvergessene König ließ die Reichsherolde, die ihm die Achtserklärung überbrachten, an den Thoren von Prag aufknüpfen. Da rückte Rudolf rasch mit seinem Heere vor Wien. Der König kam aus Böhmen herbei, die Hauptstadt Oestreichs zu beschützen; aber er fühlte sich doch zu schwach, als er nun dem Reichsoberhaupte gegenüber stand, und schloß lieber einen Frieden, worin er Oestreich abzutreten und den Kaiser als Lehnsherrn anzuerkennen versprach. Er sollte zu dem Ende in Rudolfs Lager kommen und knieend die Belehnung empfangen. Er kam; aber um seinen Reichthum zu zeigen, mit einem großen glänzenden Gefolge, und selbst in Gold und Purpur gekleidet; Rudolf dagegen war so einfach und prunklos, daß er

selbst als Kaiser noch das graue Kriegswams trug, welches er in früherer Zeit als Graf von Habsburg getragen hatte. Der König Ottokar hatte oft über dieses graue Wams gespottet; jetzt sprach Rudolf: „Der König von Böhmen hat oft über mein graues Wams gelacht, heute soll mein graues Wams über ihn lachen." Und nun befahl er seinen deutschen Rittern, dem Könige in ihrem schönsten Waffenschmucke entgegen zu reiten; er selbst aber empfing ihn, auf seinem kaiserlichen Stuhle an der offenen Reichsstraße sitzend, in seinem grauen Wams, und der stolze, in Purpur strahlende, König mußte vor aller Bischöfe und Fürsten Augen vor ihm auf die Kniee fallen.

Seine Demuth war nicht Ernst gewesen. Als die deutschen Reichsvölker, wie immer nach geendigtem Feldzuge, nach Hause zurückgekehrt waren und Rudolf nur mit seinen getreuen schwäbischen und elsaßischen Rittern noch in Wien war, rüstete Ottokar plötzlich ein neues Heer aus und warb viele Hülfsvölker. Mit diesen rückte er gegen Wien. Rudolf ging ihm kühn über die Donau entgegen, obgleich er viel schwächer an Mannschaft war. Nicht weit von Wien, auf dem Marchfelde, kam es zur entscheidenden Schlacht. Man stritt mit großer Erbitterung. Unter dem böhmischen Heere waren mehrere Ritter, die sich verbündet hatten, den Kaiser selbst aufzusuchen und niederzumachen. Einer von ihnen, Heinrich von Fullenstein, erblickte ihn und sprengte mit eingelegter Lanze auf ihn los. Rudolf, als geübter Ritter, wich dem Stoße aus und rannte dagegen seine eigene Lanze durch das Augenloch des Helms seinem Gegner gerade in's Auge, daß er todt vom Pferde stürzte. Aber in demselben Augenblicke durchbohrte ein anderer der Verbündeten, ein thüringischer Ritter von riesenmäßiger Größe, des Kaisers Pferd mit der Lanze, daß es niederstürzte. Laut frohlockte jener über den Fall des Kaisers; dieser aber deckte sich glücklich mit seinem Schilde, daß die über ihn wegsprengenden Pferde ihn nicht zertraten, und bestieg darauf rasch ein anderes Pferd, welches ihm einer seiner Ritter brachte. Nun ging es mit erneuerter Kraft gegen den Feind und dieser gerieth bald in's Weichen. Der Böhmenkönig selbst floh, aber einige steiermärkische Ritter, deren Anverwandten er vor mehreren Jahren grausam hatte hinrichten lassen, holten ihn ein und tödteten ihn. Sein Heer wurde gänzlich geschlagen.

Der Tag der Schlacht war der 26. August des Jahres 1278, und dieser Tag ist der Gründungstag der Größe des habsburgisch-östreichischen Hauses. Denn nach diesem Siege belehnte der Kaiser, mit Einwilligung der deutschen Churfürsten, seine Söhne Albrecht und Rudolf mit den östreichischen Ländern, die er mit Schweiß und Blut dem böhmischen Hause abgewonnen hatte.

Die noch übrigen Tage seines Lebens wandte Rudolf vorzüglich dazu an, den Landfrieden herzustellen. Er gab strenge Gesetze, gegen den Mißbrauch des Faustrechts und zog selbst im Reiche umher, dieselben in Ausübung zu bringen. Wo er eine Raubburg fand, zerstörte er sie, ließ die Räuber hinrichten und erlaubte dagegen andern friedlichen Reichsständen, in ihrem eigenen Gebiete Burgen zum Schutze gegen jene anzulegen. Auf einem Zuge nach Thüringen hat er unter andern 66 Raubburgen zerstört und 29 Raubritter hinrichten lassen. Dem Grafen Eberhard von Würtemberg, der den Wahlspruch hatte: „Gottes Freund und aller Welt Feind",

und der sich nicht zur Ruhe bequemen wollte, zerbrach er die Mauern seiner Hauptstadt Stuttgart.

Rudolf war schon hoch in Jahren; er war über 50 Jahre alt gewesen, als er Kaiser wurde, und wurde zuletzt so kränklich, daß ihm die Aerzte nur durch ihre Kunst das Leben noch fristeten. Endlich, als er eben noch eine Reise am Rheinstrom machte, den er besonders liebte, kündigten sie ihm die Nähe des Todes an, gerade als er zu Germersheim im Schachbrett spielte. „Wohlan," sprach er, „nach Speier, zu den Gräbern der Kaiser!" Mit letzter Anstrengung seiner Willenskraft gelangte er dorthin und starb am 15. September 1291, in seinem 74. Lebensjahre. Er wurde neben dem König Philipp begraben, welchen Platz er sich selbst ausgewählt hatte. Kaiser Rudolfs Redlichkeit war noch lange nachher zum Sprichwort im Munde des Volkes.

---

48. Adolf von Nassau. 1292—1298.

Nach Kaiser Rudolfs Tode hat unser Vaterland nur wenig große Herrscher mehr gehabt und die Kaiserwürde selbst hat immer mehr an ihrem alten Ansehen verloren. Die deutschen Fürsten machten es sich längere Zeit hindurch zum Grundsatze, so wenig als möglich Kaiser aus demselben Hause auf einander folgen zu lassen, damit es ja nicht das Ansehen gewönne, als sei die Würde erblich, und damit nicht der Sohn die Grundsätze des Vaters und Großvaters verfolgte und so vielleicht die kaiserliche Macht wieder über die der Fürsten erhöbe. So wählten sie auch zu Rudolfs Nachfolger nicht seinen Sohn Albrecht, sondern den Grafen Adolf von Nassau der noch geringer an Macht, als einst der Graf von Habsburg, übrigens aber, gleich wie er, als tapferer Ritter geachtet war. Adolf nahm die Würde gern an und gedachte sie eben so, wie sein Vorgänger, zu der Erhebung seines Geschlechts zu benutzen. Allein das Schicksal bot ihm nicht so günstige Gelegenheit dazu dar, und er selbst besaß auch nicht die Festigkeit und Größe der Gesinnung, um sich ganz würdig dabei zu benehmen. Um Geld zu gewinnen, ließ er sich mit dem Könige von England in ein Bündniß gegen Frankreich ein, nahm von jenem eine beträchtliche Summe und verwandte sie darauf, seinen Nachkommen ein größeres Land zu kaufen. Es traf sich nämlich, daß zwischen dem Markgrafen von Thüringen, Albrecht dem Unartigen, und seinen Söhnen erster Ehe, Friedrich mit der gebissenen Wange und Dizmann, ein Streit war wegen offenbarer Ungerechtigkeit des Vaters. Dieser wollte seine ältesten Söhne verstoßen und sein Land dem jüngsten, aus einer zweiten Ehe, zuwenden; und da er dieses nicht durchsetzen konnte, so verkaufte er das ganze Land an den Kaiser, um wenigstens das Kaufgeld dem jüngern zu geben. Adolf ließ sich von der Lust zu dem schönen thüringischen Lande verblenden, ging auf die Ungerechtigkeit ein, und er, der die Unterdrückten hätte beschützen und das Recht bewahren sollen, führte nun selbst einen ungerechten Krieg gegen die unglücklichen Söhne des Markgrafen. Dieses und manches andere verdroß die deutschen Fürsten sehr; sie hielten eine Versammlung und setzten Adolf ab: „weil er Kirchen verwüstet, von einem geringeren (dem König von England, denn damals galt der deutsche Kaiser noch als der erste Fürst in

der ganzen Christenheit) Geld genommen und den Landfrieden nicht beschützt habe." Statt seiner erwählten sie den Albrecht von Oestreich, den sie früher nicht gewollt hatten. Es kam zum Kriege, denn Adolf hatte auch noch Anhänger und bei Worms trafen die beiden Gegner im Jahre 1298 auf einander. Aber Adolf verlor die Schlacht und selbst sein Leben.

49. Albrecht I. 1298—1308.

Albrecht hat eben so wenig, als Adolf, etwas Tüchtiges für Deutschland ausgerichtet. An Kraft fehlte es ihm nicht, aber wohl an der Güte und Freundlichkeit, welche die Herzen der Menschen gewinnt. Sein Streben ging nach Geld und Gut und nach Vergrößerung seiner Herrschaft, und er hat dazu nicht immer die besten Mittel gebraucht. Dieses Bestreben aber hat ihm keinen Vortheil, und endlich, nachdem er 10 Jahre regiert hatte, sogar den Tod gebracht, wie wir sogleich weiter hören werden.

Befreiung der Schweiz. 1308. — Die meisten der habsburgischen Stammgüter lagen, wie wir wissen, in der Schweiz und machten einen Theil der jetzigen Schweizer Cantone aus. Ein anderer Theil der Schweiz, namentlich die sogenannten Waldstädte, Schwyz, Uri und Unterwalden, waren freie Glieder des deutschen Reiches und standen unter keinem Herrn, als nur unter dem Kaiser. Albrecht I., der vor allen Dingen seine eigene Macht vermehren wollte, wenn es auch auf Kosten des Reiches wäre, vergaß seine kaiserliche Würde so sehr, daß er den freien Schweizern den Antrag machen ließ, sie möchten sich aus dem Schutze des Reiches in den des Hauses Oestreich begeben, dabei würden sie sich besser stehen. Die Schweizer aber wollten von solchem Antrage nichts hören. Da setzte ihnen Albrecht ein paar Reisvögte, — wozu er als Kaiser das Recht hatte, — welche bei ihnen, wie bei allen Reichsunterthanen, die kaiserlichen Rechte ausüben sollten; aber er nahm dazu Männer, welche nicht im Rufe der Gerechtigkeit standen, Hermann Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg. Diese fingen an, die Schweizer auf mancherlei Weise zu drücken, damit sie doch am Ende aus Noth sich entschließen möchten, Albrechts Willen zu thun und östreichische Unterthanen zu werden. Aber dem Geßler bekam dies bald am übelsten. Um zu erproben, wie weit sich das freisinnige Volk wohl schon möge gebeugt haben, ließ er auf dem Markte zu Altorf eine hohe Stange, mit einem Hute darauf, aufrichten und verlangte nun, daß alle Vorübergehenden dem Hute eben solche Ehre erweisen sollten, als ihm selber. Ein Landmann und kühner Jäger, Wilhelm Tell von Bürglen, ging vorbei und that es nicht; die Wachen aber ergriffen ihn und der Landvogt Geßler legte ihm die unmenschliche Strafe auf, daß er seinem eigenen Sohne einen Apfel vom Kopfe schießen sollte. Der unglückliche Vater weigerte sich, obgleich er der beste Schütze in der ganzen Schweiz war; aber der Landvogt drohte, den Knaben vor seinen Augen zu tödten, wenn er nicht gehorchte. Da ergriff er die Armbrust, zielte und traf so glücklich, daß der Pfeil mitten durch den Apfel fuhr. Vorher hatte er noch einen andern Pfeil in seinen Koller gesteckt; der Landvogt fragte ihn jetzt, warum er den zweiten Pfeil zu sich gesteckt habe? „Dich damit zu erschießen, wenn ich mein Kind getroffen hätte," — war Tell's

Antwort. Darauf ließ ihn der Landvogt in Fesseln legen und nahm ihn mit sich in's Schiff, weil er eben über den Vierwaldstädter-See fahren wollte, um ihn nach Küßnach in den steinernen Thurm zu bringen. Auf dem See aber erhob sich ein heftiger Sturm und drohte, das Schiff an den Felsen zu zertrümmern. Die Schiffer verloren den Muth, und in der Angst ließ der Landvogt dem Tell, der ein tüchtiger Steuermann war, die Fesseln abnehmen, damit er das Schiff lenkte. Tell ergriff das Steuer, lenkte es an eine Felsenplatte, die flach in das Wasser hineinragte, sprang darauf, stieß den Kahn mit dem Fuß in die Wellen zurück und entfloh über die steilen Felsen. Wohl wissend, daß nun sein und seiner Kinder Leben unwiderruflich verloren sei, wenn der Landvogt lebe, der aus dem Sturme noch entkommen war, lauerte er ihm auf und erschoß ihn in der hohlen Gasse bei Küßnach. — So wird die Geschichte vom Tell in alten Erzählungen berichtet; aber diese Erzählungen sind nicht gleichzeitig mit den Begebenheiten, und man hat in neuerer Zeit viele Zweifel gegen die wörtliche Wahrheit derselben erhoben.

Wie dem aber auch sei, so viel ist gewiß, daß die Gemüther schon lange über die Tyrannei der Landvögte erbittert waren, und zuletzt hatten drei freiheitliebende Männer, Werner Stauffacher von Schwyz, Walther Fürst im Lande Uri, Tell's Schwiegervater, und Arnold von Melchthal in Unterwalden, mit einander einen Bund zur Befreiung des Vaterlandes geschworen. Jeder hatte zehn vertraute Männer unter seinen Freunden ausgewählt, und diese 33 hatten sich in der Nacht Mittwochs vor Martinitag im Jahre 1307 auf einer abgelegenen, von Felsen umschlossenen, Wiese am Vierwaldstädter-See, das Rütli genannt, versammelt und den alten Bund der Waldstädte beschworen. Sie wollten einander treulich beistehen zur Vertreibung der tyrannischen Vögte und zur Vertheidigung gegen die Angriffe von Oestreich, die sie als sicher voraussehen konnten. Jetzt nun, als der Geßler durch Tell's Pfeil gefallen war, hatten sie es nur noch mit dem zweiten Vogte, dem Landenberg, zu thun. Dessen Veste Sarnen wurde durch eine wohlausgedachte List gewonnen. Am Neujahrstage 1308 gingen zwanzig rüstige Männer von Unterwalden mit Kälbern, Ziegen, Lämmern, Hühnern, und Hasen, als den gewöhnlichen Neujahrsgeschenken, zur Burg hinauf. Landenberg begegnete ihnen, als er gerade zur Messe herabging, und wies sie in die Burg. Da sie im Thore waren, stieß einer in ein Horn und auf dies Zeichen rannten 30 andere aus dem Gebüsch bewaffnet den Berg heran, während die zwanzig ein Eisen hervorzogen und auf ihre Stöcke steckten. Die Burgleute wurden gefangen und Landenberg, der Kunde von dem Vorfall erhielt, floh. Er wurde eingeholt, aber nicht getödtet, weil die Verbündeten geschworen hatten, ohne Noth kein Blut zu vergießen; sie ließen ihn schwören, den Boden der Schweiz nie wieder zu betreten, und ließen ihn über die Grenze ziehen. — Von allen Seiten erscholl Jubel über die so leicht, ohne Blut, errungene Freiheit, und dazu befreite der Tod des Kaisers Albrecht, im Mai desselben Jahres, die Schweizer von der Gefahr, die ihnen von seiner Seite drohte.

Albrecht nämlich rüstete sich schon, Strafe an ihnen zu üben, als ihn der Mordstahl seines eigenen Neffen, Johann's von Schwaben, des Sohnes von seinem verstorbenen Bruder, traf. Albrecht verwaltete noch immer dessen väterliches Erbe als Vormund und wollte es ihm nicht heraus-

geben, selbst da er schon zum Jünglinge herangewachsen war; es schien, als wenn er es ihm ganz vorzuenthalten gedächte. Johann, der jähzornig und rachsüchtig war, hatte sich mit einigen Rittern zur Ermordung seines Oheims verbunden, und sie benutzten den Augenblick, als derselbe von seinem Schlosse Baden in Aargau in ihrer Begleitung nach Rheinfelden ritt. Da sie an die Ueberfahrt über die Reuß bei Windisch kamen, drängten sich die Verschworenen mit dem Könige zuerst in den Kahn, der nur wenige fassen konnte, so daß das übrige Gefolge zurückbleiben mußte; und als sie nun mit ihm allein weiter ritten, fiel der Ritter Walther von Eschenbach dem Könige in den Zügel und er und die andern Verschworenen hieben ihm mit ihren Schwertern über den Kopf. Albrecht rief seinem Neffen zu: „Hilf mir!" Dieser aber stieß ihm mit den Worten: „Hier der Lohn des Unrechts!" sein Schwert in den Rücken. Albrecht sank vom Pferde und starb in dem Schooße eines armen Weibes, das am Wege war; die Verschworenen aber sprengten davon und sind alle, bis auf Rudolf Palm, der ergriffen und hingerichtet wurde, unbekannt im Elende gestorben.

50. Heinrich VII., Friedrich von Oestreich und Ludwig von Baiern. 1308—1347.

Die deutschen Fürsten wählten keinen von Albrecht's Söhnen, sondern wieder einen minder mächtigen, aber tapfern und biedern Ritter, den Grafen Heinrich von Luxemburg (1308—1313). Er hat nur fünf Jahre regiert und in dieser Zeit noch dazu einen Zug nach Italien unternommen, wohin lange kein Kaiser gezogen war; es lebte in Heinrich der hohe Sinn für die alte Kaiserwürde und auch die Italiener konnten ihm die Anerkennung seiner edlen Gesinnung nicht versagen. Allein die Parteiwuth war noch zu mächtig und Heinrich starb dort plötzlich, nach einigen Nachrichten durch Gift, und hat auf diese Weise keine Zeit gehabt, etwas Bedeutendes für Deutschlands Wohl zu thun. Für sein Haus hat er aber glücklicher gesorgt, indem er seinen Sohn Johann mit der Erbprinzessin von Böhmen vermählte. Dadurch kam dieses Königreich an sein Geschlecht, und wir werden künftig noch mehrere Kaiser aus demselben auftreten sehen. Zunächst aber wählten die Fürsten nicht seinen Sohn Johann, sondern eine Partei wählte den Herzog Friedrich von Oestreich, die andere den Herzog Ludwig von Baiern.

So hatte Deutschland wieder zwei Gegenkönige und mußte durch sie eine Zeitlang traurige Zerrüttung erfahren. Auf Seiten des Oestreichers war der Adel in Süddeutschland, auf der Ludwig's, außer den Baiern, die süddeutschen Städte und die Schweizer. Das nördliche Deutschland hielt sich ruhig.

Friedrich's Stütze war sein kriegerischer und unternehmender Bruder Leopold. Dieser beschloß, zuerst die Schweizer, Ludwig's Bundesgenossen, zu bekriegen und so zugleich an ihnen den Abfall von seinem Hause zu bestrafen. Er sammelte im Jahr 1315 seine Ritterschaft und gedachte mit ihr die des Krieges unerfahrenen Schweizer Bauern leicht zu bezwingen. Aber es lief gegen seine Erwartung ab. Die Schweizer, die von seinem Anzuge hörten, hatten den engen Paß bei Morgarten, durch den er ziehen mußte, besetzt und auf den Bergen zu beiden Seiten Steine und Baumstämme zusammenge-

häuft; und als nun die geharnischten Ritter früh Morgens in den engen Paß zogen und die ganze Straße gedrängt voll war, wälzten und schleuderten sie die Bäume und Steine auf dieselben hinab. Es entstand Verwirrung unter den Pferden und Menschen und in diesem Augenblick fiel die Hauptschaar den Oestreichern kühn in die Flanke. Die starken Hirten kämpften mit Erbitterung und ihre Leibeskraft gab ihnen bald den Sieg. Viele Ritter wurden erschlagen und die scheuen Pferde sprangen mit den Reitern in den See zur Seite des Weges, oder zertraten, rückwärts rennend, ihr eigenes Fußvolk. Herzog Leopold floh auf abgelegenen Wegen, sehr niedergeschlagen, nach Winterthur. Der Bund der Schweizer aber wurde von diesem Tage an immer zahlreicher und fester.

Der Krieg der beiden Gegenkönige in Deutschland ging noch mehrere Jahre mit Verwüstung der beiderseitigen Länder fort, bis im Jahre 1322 eine entscheidende Schlacht bei Mühldorf oder Ampfingen in Baiern vorfiel. Friedrich's Heer war klein; sein Bruder Leopold sammelte noch Hülfsvölker; aber er hielt es für ritterliche Pflicht, der Schlacht nicht auszuweichen. Er selbst focht auf's tapferste, mit vergoldeter Rüstung angethan und den Reichsadler auf seinem Helme. Ludwig aber wohnte der Schlacht in einem unscheinbaren Waffenrocke bei; die Leitung des Heeres hatte er einem alten erfahrenen Feldhauptmann, Siegfried Schweppermann von Nürnberg, anvertraut. Der Kampf dauerte von Sonnenaufgang an 10 Stunden lang mit großer Heftigkeit. Als die Oestreicher schon sehr ermüdet waren, erschien der für Ludwig streitende Burggraf von Nürnberg mit 500 Reitern in ihrem Rücken. Seine Schaar hatte sich mit östreichischen Feldzeichen unkenntlich gemacht, und voller Freude glaubte Friedrich, sein Bruder Leopold komme im entscheidenden Augenblicke mit Hülfe. Als sie aber heran kamen, wurde er und sein Heer den Irrthum gewahr und nun sank mit einem Male der Muth; alles ergriff die Flucht und Friedrich selbst wurde mit seinem Bruder Heinrich gefangen und nach dem Schlosse Traußnitz in der Oberpfalz gebracht.

Hier hat er drittehalb Jahre gefangen gesessen. Sein Bruder Leopold setzte indeß den Krieg gegen Ludwig fort, und auch der Papst Johann XXII. war ihm entgegen und sprach sogar den Bann über ihn aus. Die Päpste, die damals nicht in Rom, sondern zu Avignon in Frankreich ihren Sitz hatten, waren in der Gewalt der französischen Könige und mußten ihnen zu Willen sein; und diese freuten sich schon damals über nichts mehr, als wenn Uneinigkeit und Verwirrung in Deutschland war; so alt ist schon das Unheil, welches von Frankreich aus fortwährend über unser Vaterland gekommen ist! — Um nun endlich den Frieden herzustellen, ging Ludwig zu dem gefangenen Friedrich auf die Traußnitz und bot ihm Entlassung aus dem Gefängniß an, wenn er der Königskrone entsagen und seine Brüder dahin bringen wollte, daß sie sich ihm willig unterwürfen und auch einige Ländereien herausgäben. Wenn er aber diese Bedingungen nicht erfüllen könnte, so sollte er selbst in die Gefangenschaft zurückkehren.

Friedrich ging den Vertrag ein und wurde im Jahre 1325 frei. Aber der lange Kummer hatte ihn so entstellt, daß er, der vorher den Beinamen „der Schöne", von seiner einnehmenden Gestalt, erhalten hatte, jetzt kaum von den Seinigen wieder erkannt wurde; und seine Gemahlin Elisabeth von Arragonien hatte sich um ihn im wörtlichen Verstande blind geweint. Er erließ nun

sogleich die Bekanntmachung wegen seiner Abdankung vom Reiche und ermahnte alle, Ludwig als ihrem alleinigen Könige zu gehorchen. Allein wenige kehrten sich daran, am wenigsten seine eigenen Brüder, und Friedrich sah die Unmöglichkeit vor Augen, seinen Vertrag ganz in Erfüllung zu bringen. Mancher hätte sich mit dieser Unmöglichkeit bei sich selbst entschuldigt; aber Friedrich hielt treu an dem Worte des Vertrages und kehrte zu Ludwig zurück; und nun versöhnten sich die beiden Gegner so vollständig mit einander, daß sie von jetzt an gemeinschaftlich zu regieren beschlossen. Beide führten den Namen eines deutschen Königs, beide sollten alle Befehle zusammen unterschreiben und mit einem Petschaft untersiegeln, worin beider Namen standen. Sie aßen an Einem Tische und schliefen in Einem Bette, wie sie auch als Kinder gethan hatten; denn sie waren beide Enkel Rudolf's von Habsburg und zusammen aufgewachsen.

Der Vertrag ist jedoch nur in geringem Maße zur Ausführung gekommen, weil die Zustimmung der Churfürsten fehlte, und Friedrich hat überhaupt nicht mehr besondern Antheil an der Regierung genommen. Er war von seinen Leiden gebeugt und brachte die letzten Jahre in stillen Betrachtungen zu. Er starb auf seinem Bergschlosse Gutenstein 1330.

Der König Ludwig regierte von da an noch 17 Jahre allein. Es waren aber unglückliche Jahre für ihn, so wie für das deutsche Vaterland. Er selbst war fortwährend unter dem päpstlichen Banne und so viel Mühe er sich auch gab, davon loszukommen — er hat sieben Gesandtschaften deshalb nach Avignon geschickt —, so war doch alles vergebens, weil die französischen Könige die Aussöhnung nicht zuließen. Die deutschen Churfürsten schlossen zur Stärkung der kaiserlichen Gewalt im Jahre 1338 den wichtigen Churverein zu Rense, durch welchen sie die Kaiserwürde als unmittelbar von Gott kommend für unabhängig von der päpstlichen Bestätigung erklärten; und wenn Ludwig Geistesgröße genug gehabt hätte, diese Stimmung der Churfürsten kräftig zu benutzen, so möchte er den Widerstand von außen her wohl haben überwinden können. Allein diese Geistesstärke fehlte ihm und so wurde die Zwietracht in Deutschland fortwährend erhalten; denn das Haus Oestreich hatte nun immer einen Grund der Feindseligkeit gegen Ludwig; und dieser erregte auch dadurch die Eifersucht anderer Fürsten, daß er die Macht seiner Familie glücklich zu erweitern strebte. Seinen Sohn Ludwig belehnte er, nach dem Aussterben des anhaltischen Mannesstammes, mit der Mark Brandenburg, und verschaffte ihm durch eine Heirath Ansprüche auf Tyrol, so wie er selbst durch seine Gemahlin Ansprüche auf Holland erworben hatte. Aber diese glänzenden Aussichten sind nachher doch wieder vereitelt worden, und er selbst sank durch seine Schwäche so weit herab, daß er im Jahre 1346 abgesetzt und ein anderer deutscher König, Karl, Sohn des Königs Johann von Böhmen und Großsohn Kaiser Heinrich's VII., gewählt wurde. Dieser Karl war an sich viel weniger würdig zur Kaiserkrone, als Ludwig, aber der Parteieifer verblendete alle, und dazu wußte Karl durch die feine und glatte Bildung zu täuschen, die er in Paris erhalten hatte; denn dort hatte ihn sein Vater erziehen lassen. Dennoch würde er in Deutschland wohl nicht recht aufgekommen sein, wenn nicht Ludwig schon im folgenden Jahre 1347 gestorben wäre. Er wurde plötzlich vom Schlage gerührt, als er eben nicht weit von seiner Hauptstadt München auf der Bärenjagd war. Ludwig ist der letzte Kaiser, der mit dem päpstlichen Bannfluche belegt ist.

51. Karl IV. 1317—1378.

Karl hat lange über Deutschland regiert und hätte daher genug Zeit gehabt, recht viel Gutes auszurichten; aber es ist dessen nicht viel von ihm zu erzählen. Er hat mehr daran gedacht, sich und seinen Nachkommen Vortheile zu verschaffen und sein Königreich Böhmen zu heben, als das deutsche Reich zu mehren, obwohl schon damals der deutsche Kaiser in seinem Titel „allezeit Mehrer des Reichs" genannt wurde. — Das wichtigste Werk, welches von ihm zu merken ist, ist das Reichsgrundgesetz, welches von der goldnen Kapsel, mit dem Reichssiegel, die an dem Pergament hing, die goldene Bulle genannt wird und die Rechte der Churfürsten, die Reichsämter und solche äußere Angelegenheiten mehr bestimmt, die wenig zu der Förderung der allgemeinen Wohlfahrt dienen konnten. Sie wurde erlassen im Jahre 1356.

Merkwürdiger, auf eine traurige Weise, ist seine Regierung durch die Unglücksfälle, die Leid und Jammer durch ganz Europa verbreiteten. Schon acht Jahre vor seiner Erwählung war ein Theil Deutschlands, so wie die benachbarten Länder, Ungarn und Polen, von so ungeheuren Schaaren von Heuschrecken verheert worden, daß Augenzeugen die Felder meilenlang von ihnen bedeckt gesehen haben. Sie fraßen alles weg, was Menschen und Thieren zur Nahrung dient, und ließen keinen grünen Halm stehen; und die Hungersnoth, die durch sie in einzelnen Gegenden entstand, wurde in den folgenden Jahren durch Nässe und Mißwachs über ganz Europa verbreitet. — Kaum hatten sich die Menschen von diesen Schrecknissen etwas erholt, so verfinsterte sich im Januar 1348 die Sonne plötzlich und bald darauf entstand ein großes Erdbeben fast durch ganz Europa, welches manche Städte und Dörfer gänzlich verwüstete und die Einwohner unter dem Schutte der Kirchen begrub, wohin sie sich geflüchtet hatten. Und in dem darauf folgenden Jahre kam ein noch schrecklicheres Uebel, durch italienische Schiffe aus dem Morgenlande herübergebracht, eine Pest, der schwarze Tod genannt, weil die Menschen mit schwarzen Beulen von der Größe eines Hühnereies bedeckt wurden und in wenigen Tagen, oft nur Stunden, starben. Von Italien verbreitete sich das Uebel nach Frankreich und Deutschland und verwüstete diese Länder furchtbarer, als der grausamste Krieg nur thun kann. Ganze Städte und Flecken starben aus, daß kein lebendiges Wesen mehr darin zu finden war; in andern starb die Hälfte, ja bis zu neun Zehntheilen von allen Einwohnern, und die übrig gebliebenen standen, ihrer Anverwandten und Freunde beraubt, einsam da.

Diese erschütternden Unglücksfälle wirkten auf die Gemüther vieler Menschen sehr stark und weckten sie zu strengen Bußübungen. Hunderte von Büßenden zogen von einem Ort zum andern, den Oberleib entblößt, und geißelten sich mit knotigen und stachlichten Geißeln, daß das Blut auf ihrem Rücken herunterfloß. Auf den Märkten der Städte schlossen sie gewöhnlich einen Kreis und stellten ihre Geißelungen mit solcher Wuth an, daß endlich strenge Befehle dagegen gegeben werden mußten; und zuletzt da die Sache in eine Art von Wahnsinn ausartete, der selbst die Kinder ergriff, wurde sogar der päpstliche Bannfluch gegen die Flagellanten oder Geißler, so nannten sich diese Büßenden, ausgesprochen.

Eben so mußten der Papst und die Fürsten einer andern Ausschweifung durch sehr ernstliche Strafen ein Ende machen, den Judenverfolgungen

nämlich, die sich um diese Zeit wieder erhoben, wie sie auch zu den Zeiten der Kreuzzüge und mehrmals nachher stattgefunden hatten. Unter dem Volke war der Glaube verbreitet, die Juden wären es, die die große Pest durch Vergiftung der Flüsse und Brunnen und durch Bezauberung der Luft verursacht hätten, um die ganze Christenheit mit einem Male auszurotten. Mit der größten Wuth fiel der Pöbel über die Juden her und ermordete und verbrannte sie in den Städten in der Schweiz und am Rheine herunter. Der Haß des Volkes war im Mittelalter unauslöschlich gegen sie, weil sie durch Wucher fast allenthalben unermeßliche Reichthümer an sich zogen und von den Fürsten, die sie in ihren Geldverlegenheiten sehr nöthig hatten, übermäßig begünstigt wurden. Viele Tausende sind in diesen Verfolgungen umgekommen, und aus manchen Städten wurden sie gänzlich vertrieben.

Der Kaiser Karl, der bei allen diesen Begebenheiten seine Pflicht als Beschützer der Ordnung und Wohlfahrt seines Reiches wenig geübt, dagegen aber zur Vergrößerung seiner Macht ganz Schlesien mit Böhmen vereinigt, die Mark Brandenburg, nach dem Aussterben des baierischen Hauses in diesem Lande, durch Erbvertrag an sein Haus gebracht, starb im Jahre 1378. Sein Sohn Wenzeslaus oder Wenzel wurde sein Nachfolger.

52. Kaiser Wenzel. 1378—1400.

Die Regierung dieses Kaisers ist noch weniger ruhmvoll, als die seines Vaters; denn Wenzel war so träge und gleichgültig, daß er nicht einmal für sein Erbland Böhmen etwas gethan hat; noch viel weniger sorgte er für Deutschland. Hier hätte er genug zu thun gehabt, wenn er Recht und Ordnung mit Ernst hätte beschützen wollen. Denn alles war feindlich wider einander; die Städte schlossen große Bündnisse zusammen wider den Adel und dieser wiederum gegen die Städte. Im südlichen Deutschland kam es zwischen diesen Parteien zu blutigen Kriegen; das Heer der Städte erlitt aber im offenen Felde mehrere Niederlagen, besonders durch den Grafen Eberhard von Würtemberg und den Pfalzgrafen Ruprecht, und manche Gegenden von Baiern, Schwaben, Franken und am Oberrhein wurden durch Brand und Mord fast zu Einöden gemacht.

Glücklicher waren die Schweizer in dem neuen Kriege, den der Herzog Leopold von Oestreich, ein Nachkomme des Leopold, der bei Morgarten stritt, gegen sie erhob. Es waren von beiden Seiten Beleidigungen vorgefallen und nun sollte im Jahre 1386 ein großes Heer von Rittern und Herren die trotzigen Schweizer Bauern bekämpfen und vielleicht wieder ganz in den alten Gehorsam bringen. Leopold zog auf Sempach los, wo die Schweizer sich zur Schlacht gesammelt hatten. Sein Fußvolk war zwar noch zurück, aber in seiner Ungeduld glaubte er mit seinen Rittern allein den wenig zahlreichen Feind besiegen zu können; wie er denn überhaupt ein tapferer und heldenmüthiger Fürst war. Er ließ die Ritter absitzen, die Pferde hinter die Schlachtordnung führen, und die Ritter schlossen sich nun zu einer festen Schlachtreihe, mit vorgestreckten Speeren, zusammen. Die Schweizer kamen mit lautem Kriegsgeschrei von ihrem Hügel herunter und griffen die Ritter an; aber ihre Streitäxte und Schwerter waren nicht lang genug, die geharnischten Männer hinter ihren langen Speeren zu erreichen und viele tapfere

Schweizer waren schon durchbohrt gefallen. Es war ein heißer Sommertag und viel Schweiß und Blut wurde vergossen. Da entschied Arnold von Winkelried aus Unterwalden die verzweifelte Schlacht durch Aufopferung seines eigenen Lebens. Vorspringend umfaßte er so viele Speere aus der Reihe der Ritter, als er mit seinen Armen umspannen konnte, und indem er mit lauter Stimme rief: „Sorget für mein Weib und meine Kinder, treue, liebe Eidgenossen!" drückte er sich die Speere in seine Brust und riß sie in seinem Falle mit sich nieder. Schnell drangen die Nachfolgenden durch diese Lücke ein und schmetterten mit ihren kurzen schweren Waffen die Ritter, die sich nicht so behende rühren konnten, von beiden Seiten nieder. Das Glück verließ die Oestreicher. Ihr Hauptbanner sank. Der Herzog Leopold selbst ergriff es und schwang es hoch über den Schaaren. Man redete ihm zu, sich selbst zu retten, aber er sprach: „Es ist so mancher Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen, ich will mit ihnen ehrlich sterben!" — stürzte sich mitten in den dichten Haufen der Feinde und wurde im Gedränge zur Erde geworfen. Er rang in der schweren Rüstung, sich wieder empor zu helfen, aber ein Landmann aus Schwyz erschlug ihn. Der Fall des Fürsten brach den Muth der Seinigen gänzlich; die Ritter riefen nach ihren Pferden; aber die Troßbuben, die den schlimmen Ausgang gemerkt hatten, waren mit ihnen davon geritten, und so fanden 656 Grafen, Herren und Ritter, die gemeinen Krieger ungerechnet, hier ihren Tod. Die Schweizer gewannen durch diesen Sieg einen großen Zuwachs ihres Bundes und auf geraume Zeit Ruhe vor ihren Feinden.

In dieser unglücklichen Zeit der Verwirrung war die Unordnung auch in die Kirche gedrungen. Statt Eines, waren zwei Päpste aufgestanden, der eine zu Rom, der andere zu Avignon in Frankreich, und beide sprachen den Bannfluch über einander und über ganze Länder und Völker, die dem Gegner anhingen, aus. Dadurch verlor der Bann seine Kraft, und überhaupt mußten bei solchem Zustande die Sitten der Weltlichen sowohl als der Geistlichen noch mehr verwildern. Viele der rechtschaffensten und einsichtsvollsten Geistlichen forderten eine allgemeine christliche Kirchenversammlung, um der Spaltung der Kirche ein Ende zu machen; allein Wenzel, der als Kaiser sich dieser Sache am ersten hätte annehmen müssen, war zu kraftlos und zu gleichgültig! Ja, er war so sehr in der öffentlichen Achtung gesunken, daß ihn seine eigenen böhmischen Unterthanen auf dem Schlosse zu Prag gefangen setzten. Die deutschen Fürsten wurden seiner ebenfalls überdrüssig, da er sich nicht um Deutschland kümmerte und in 6 Jahren gar nicht einmal da gewesen war; sie setzten ihn im Jahre 1400, „als einen Nachlässigen und Unwürdigen" ab, weil er weder der Kirche zum Frieden verholfen, noch sich um die vielen Fehden und Unruhen im Reich gekümmert habe, so daß keiner wisse, wo er Recht, Schutz und Sicherheit suchen solle.

54. Ruprecht von der Pfalz und Sigismund. 1400—1437.

Ruprecht von der Pfalz (1400—1410), der nun gewählt wurde, konnte, trotz seines guten Willens, in der kurzen Zeit seiner Regierung die großen Uebel nicht gründlich heilen.

Sigismund (1410—1437), des abgesetzten Wenzels Bruder, dagegen hat den Ruhm erworben, daß er durch Thätigkeit und Ernst doch einiges wieder in ein besseres Geleise gebracht hat. Seine erste Sorge war auf die Beendigung der Kirchenspaltung gerichtet; denn es waren nun 3 Päpste, in Rom Johann XXIII., in Frankreich Gregor XII. und in Spanien Benedikt XIII. Sigismund brachte wirklich im Jahre 1414 die Kirchenversammlung zu Kostnitz zu Stande. Es war eine glänzende Versammlung: 346 Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, 564 Prälaten und Lehrer der freien Künste und Wissenschaften, viele niedere Geistliche und über 1600 Fürsten, Herren, Grafen und Ritter, sämmtlich mit zum Theil sehr zahlreichem Gefolge, so daß die Zahl der Fremden bisweilen über 100,000 stieg. Von den drei Päpsten war nur Johann XXIII. zugegen; er hoffte durch seine Italiener, welche die zahlreichsten in der Versammlung waren, den Sieg über die beiden andern Päpste zu gewinnen. Allein das Concilium hatte beschlossen, daß alle drei Päpste ihre Krone niederlegen müßten, damit eine ganz neue Ordnung anfangen könnte; und Johann, weil er zugegen war, sollte die Abdankungsurkunde zuerst unterschreiben. Er that es, weil er in der Gewalt der Versammlung war; allein in seinem Herzen hatte er schon beschlossen, das Aeußerste zu versuchen, um seine Gewalt dennoch zu behaupten. Am folgenden Tage benutzte er den Tumult eines großen Turnieres, auf welches Aller Aufmerksamkeit gerichtet war, und entfloh in der Kleidung eines gemeinen Reiters aus Kostnitz nach Schaffhausen in das Gebiet seines Freundes, des Herzogs Friedrich von Oestreich. Dieser, so wie die italienischen Geistlichen, folgten ihm in der nächsten Nacht. Aber das Concilium zeigte bei dieser Gelegenheit seinen ganzen Ernst, erklärte die Absetzung des Papstes für unwiderruflich und belegte die mit ihm Entwichenen mit dem Banne, so wie auch der Kaiser die Reichsacht gegen den Herzog von Oestreich aussprach. Durch diese Einigkeit der geistlichen und weltlichen Macht wurde der Widerstand schnell überwunden. Johann XXIII. mußte sich unterwerfen, weil der Herzog Friedrich sich kaum selbst retten konnte, und dieser verlor durch die Acht alle seine Länder im Schweizer Gebiet, welche die Schweizer auf des Kaisers Geheiß weggenommen hatten; die im Reiche belegenen Erbgüter aber bekam er nachher durch Begnadigung vom Kaiser wieder.

Der zweite Papst, Gregor XII., war ein friedliebender Mann von 88 Jahren und erklärte gleich Anfangs, daß er seine Würde niederlegen werde, wenn der Friede der Kirche es fordere; er that es 1415 und wurde Kardinal-Bischof von Porto. Der dritte aber, Benedikt XIII., war desto hartnäckiger und wollte von keinem Nachgeben hören, obgleich Kaiser Sigismund selbst deshalb nach Spanien reiste. Als aber endlich der König von Arragonien ihm seinen Schutz entzog, mußte auch er sich in seine Absetzung fügen.

Nun konnte der päpstliche Stuhl wieder besetzt werden. Aber es war noch eine andere große Aufgabe für das Concilium übrig, nämlich über eine allgemeine Kirchenverbesserung zu rathschlagen, die, wie wir schon oben gesehen haben, von vielen Seiten dringend gefordert wurde. Man klagte über Sittenverderbniß der Geistlichkeit, über das Erkaufen geistlicher Stellen um Geld, über die Beschränkung der Wahlfreiheit der Kapitel und der Rechte der Landesherren durch die Ansprüche des römischen Hofes, und besonders darüber, daß so viel Geld aus allen christlichen Ländern nach Rom gezahlt

werden mußtec Am eifrigsten drangen die Deutschen mit ihrem Kaiser auf Abstellung dieser Klagen, und zwar ehe ein neuer Papst gewählt werde. Die Engländer stimmten ihnen bei; Anfangs auch die Franzosen. Aber die Italiener, deren Vortheil es war, daß die alte Verfassung blieb, verlangten vor allen Dingen erst einen Papst, in der Hoffnung, dies werde ein Italiener sein, wie bei weitem die meisten Päpste, und er werde die Absichten der übrigen Nationen zu vereiteln wissen. Sie brachten es auch durch ihre Klugheit dahin, daß ihnen die Spanier und nachher auch die Franzosen beifielen, und so mußte denn wirklich erst ein neuer Papst gewählt werden. Die Wahl fiel auf einen Italiener, Otto von Colonna, der den Namen Martin V. annahm. Er war ein kluger und feiner Mann, wußte alle allgemeinen Verhandlungen, die zur Einschränkung der päpstlichen Gewalt hätten führen können, abzuwenden und schloß lieber mit den einzelnen Nationen besondere Verträge, woraus die Concordate entstanden sind. Die Franzosen sahen zu spät ein, daß sie thöricht gehandelt hatten, und drangen in den Kaiser, daß er sich der Sache annähme. Er antwortete ihnen aber: „Da die Deutschen die Reformation verlangten, ehe ein Papst gewählt würde, waret ihr Franzosen nicht damit zufrieden, sondern wolltet zuvor einen Papst haben; nun habt ihr einen, wie wir, gehet zu ihm und verlangt eine Kirchenverbesserung.“ So wurde ein Hauptzweck der großen Versammlung zu Kostnitz, die kirchliche Verfassung in ihren Hauptpunkten zu verbessern, zum größten Theile vereitelt.

Johann Huß und die Hussitenkriege. — Auf diesem Concilio wurde auch das Urtheil über Johann Huß, Lehrer der Theologie an der Universität zu Prag, gesprochen. Dieser hatte mancherlei Lehren aufgebracht, welche von den Grundsätzen der Kirche abwichen, und wurde deshalb zur Verantwortung vor das Concilium gefordert. Er kam, da ihm der Kaiser Sigismund sicheres Geleit versprochen hatte; allein es wurde ihm nicht gehalten. Sigismund ließ sich überreden, daß er sein Wort nicht zu halten brauche, weil einer, der den Glauben anfechte, sich selbst alles Geleites verlustig mache. Das Concilium verurtheilte nun Huß, der sich zu keinem Widerrufe verstehen wollte, als einen Ketzer zum Scheiterhaufen und ließ ihn 1415 auf dem Richtplatze bei Kostnitz öffentlich verbrennen. Die Nachricht seines Todes brachte aber große Bewegung unter seine Anhänger in Böhmen. Sie hielten nun um so fester zusammen und gingen in ihren Grundsätzen bald noch weiter als Huß; besonders bestanden sie darauf, daß das Abendmahl auch den Laien in beiderlei Gestalt ausgetheilt werden müsse; und um diese Lehre zum Unterscheidungszeichen für ihre ganze Partei zu machen, trugen sie bei allen öffentlichen Aufzügen einen Kelch vor dem Zuge her. Ihre Anzahl wuchs von Tage zu Tage, und als sie einst durch die Hauptstadt Prag zogen und aus dem Rathhause ein Stein herabgeworfen wurde, der ihren Priester traf, wurden sie so aufgebracht, daß sie das Rathhaus stürmten und 5 Rathsherren und 6 Rathsdiener aus den Fenstern in die Spieße des erbitterten Pöbels stürzten. Ihr Anführer war ein gewisser Ziska, ein wilder, trotziger Mann, und dieser führte sie von nun an im Lande umher, verwüstete die Güter derer, die dem katholischen Glauben anhingen, vorzüglich aber die Klöster; denn gegen Klöster und Mönche waren die Hussiten am meisten erbittert.

Der Kaiser Sigismund, zugleich König von Böhmen, forderte die Hülfe des deutschen Reiches gegen die Hussiten auf und rückte im Jahr 1420 wirk-

lich mit einem Heer in Böhmen ein; allein er konnte nichts ausrichten; und zwei Heere, die nachher noch einbrachen, wurden von den Böhmen gänzlich in die Flucht geschlagen. Durch das Glück noch kühner gemacht, hielten sich die Hussiten nun für unüberwindlich und begnügten sich nicht mehr damit, ihr Land zu vertheidigen, sondern fielen in die benachbarten deutschen Landschaften ein und verwüsteten sie mit Feuer und Schwert. Nun schritt man zu gelinden Maßregeln mit ihnen, bot ihnen Frieden an, und das neue Concilium, welches 1433 zu Basel versammelt worden war, gestand ihnen den Genuß des Abendmahls unter beiden Gestalten zu, jedoch so, daß die Priester das Volk fleißig belehren sollten, daß unter jeder Gestalt Christi Leib und Blut ganz enthalten sei. Zwar waren die Eiferer unter den Hussiten mit diesem Vergleiche nicht zufrieden, sie wurden aber 1436 von der gemäßigten Partei selbst überwunden, und die Ruhe war wieder hergestellt.

Der Kaiser Sigismund hat auf diese Weise eine durchaus unruhige Regierung geführt; denn schon im folgenden Jahre, 1437, starb er, 69 Jahre alt. Unter ihm ist die Mark Brandenburg an das jetzt regierende preußische Haus gekommen. Aus Geldverlegenheit nämlich verpfändete der Kaiser dieses Land dem Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, für 400,000 Ducaten; und da diese Pfandschaft niemals wieder eingelöst ist, so blieb das Haus Hohenzollern im Besitze des Landes und hat sich durch Tapferkeit und Klugheit in die Reihe der ersten Königshäuser von Europa emporgeschwungen.

---

54. Albrecht II. und Friedrich III. 1438—1493.

Die deutschen Fürsten wählten den Herzog Albrecht von Oestreich zu Sigismunds Nachfolger, und von dieser Zeit an ist das östreichische Haus auf dem deutschen Kaiserthrone geblieben bis auf das Jahr 1806. Albrecht war ein vortrefflicher Fürst und würde segensvoll in Deutschland gewirkt haben, wenn er nicht schon im dritten Jahre seiner Regierung gestorben wäre. — Sein Vetter

Friedrich III. (1440—1493), Sohn des Herzogs Ernst von Steiermark, hat von allen Kaisern am längsten, nämlich über 53 Jahre, regiert, aber es ist von dieser Zeit wenig Rühmliches zu erzählen; denn bei aller Gemüthlichkeit war Friedrich zu schwach und zu unthätig. Die Zeit hätte eines kräftigen Herrschers bedurft, denn außer den innern Unordnungen in Deutschland selbst, die noch immer fortdauerten, näherte sich auch von Außen ein gefährlicher Feind; das waren die Türken. Sie hatten im Jahr 1453 Konstantinopel erobert und dem ganzen griechischen Kaiserthume, welches noch ein Ueberbleibsel des alten römischen Weltreiches war, ein Ende gemacht; und nun breiteten sie sich immer weiter gegen Ungarn und die Donau aus, so daß die Zeit nahe zu sein schien, wo sie bis an die Mauern von Wien vordringen würden; denn schon belagerte der Sultan Mahomed II. im Jahre 1456 mit 160,000 Mann die Festung Belgrad in Ungarn; wenn sie fiel, so war der Weg nach Wien den Türken geöffnet. Der Kaiser Friedrich, so wie der Papst Calixt III., wünschten einen Kreuzzug der ganzen Christenheit gegen sie aufbieten zu können; allein die Begeisterung der früheren Jahr-

hunderte war vorüber. Nur zwei kräftige und begeisterte Männer haben in diesem entscheidenden Augenblicke die große Gefahr von der Christenheit abgewendet, der päpstliche Legat, Johannes Capistranus, ein Franziskaner-Mönch, und ein ungarischer Edelmann, Hunnyades Corvinus, der Vater des nachherigen ungarischen Königs Matthias Corvinus. Capistranus hatte durch seine begeisterten Reden, mit welchen er, wie einst Peter der Einsiedler, die Christen zum Kreuzzuge gegen die Ungläubigen aufforderte, einige tausend armer Bürger, Bauern und Mönche zusammengebracht, nothdürftig mit Spießen, Heugabeln und Dreschflegeln bewaffnet, und warf sich mit ihnen in die bedrängte Stadt. In Gemeinschaft mit dem Befehlshaber Hunnyades schlug er die wüthenden Angriffe der Türken zurück, ja, mit dem Kreuze in der Hand stürmte er selbst an der Spitze der Kreuzfahrer aus der Stadt heraus, eroberte mehrere Schanzen und als auch Hunnyades mit der Reiterei den fliehenden Türken in den Rücken fiel, wurden diese so gänzlich geschlagen, daß sie 20,000 Mann auf dem Platze ließen und eiligst das ungarische Land verließen. Diese Rettung brachten zwei heldenmüthige Männer mit einer kleinen Schaar begeisterter Streiter.

Der Kaiser hatte nicht genug Ansehen in seinen östreichischen Ländern, um nur ein mäßiges Heer zum Schutze derselben zusammenzubringen, und in Deutschland tobte das Faustrecht noch einmal in seiner ganzen Stärke. In eben diesem Jahre 1456 wurde die große Nürnberger Fehde ausgefochten, welche schon 7 Jahre lang gedauert hatte und in welcher 17 Fürsten des Reiches, die von Oestreich, Baiern, Sachsen, Mainz und andere, unter der Anführung des tapfern Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg, gegen die reiche Stadt Nürnberg kämpften. Diese hatte aber auch Hülfe von 72 Städten, und selbst die Schweizer hatten 800 Mann zu Hülfe gesendet. Achtmal hatte der Adel gesiegt, aber endlich, 1456, wurde sein Heer von den Städtern so vollständig besiegt, daß der Markgraf gern Frieden machte.

Eine ähnliche Fehde war 12 Jahre früher, 1444, die des Erzbischofs Dietrich von Köln gegen die Stadt Soest in Westphalen. Aber, obwohl er 70,000 Mann gegen die eine Stadt führte, so konnte er sie doch nicht bezwingen.

Der Kaiser hatte so wenig Ansehen im Reiche, daß der kriegerische Pfalzgraf am Rhein, Friedrich der Siegreiche, der sich gegen ihn auflehnte, einen Thurm an seinem Schlosse zu Heidelberg „Trutz Kaiser" nannte, und darnach, im Jahre 1462, die vom Kaiser gegen ihn ausgeschickten Reichsfürsten in zwei Schlachten besiegte.

Wie konnte auch der Kaiser im deutschen Reiche seine Würde behaupten, da er es nicht einmal gegen seine eignen nächsten Unterthanen vermochte? Der östreichische Adel war so verwegen, ihm offenbare Fehde anzukündigen, und die Bürger von Wien belagerten ihn sogar, unter der Anführung eines gemeinen Bürgers, Holzer mit Namen, im Jahre 1462 in seiner Burg, so daß er nur durch die Hülfe des Königs Georg Podiebrad von Böhmen aus ihren Händen befreit werden konnte.

Zu seiner Zeit lebte der reiche und mächtige Herzog von Burgund, Karl der Kühne. Dieser war ein sehr stolzer Fürst und hatte nichts eifriger im Sinne, als sich ein noch viel größeres Reich zu erobern und vielleicht gar Kaiser zu werden. Da er es sich aber in den Sinn kommen ließ, die tapfern Schweizer anzugreifen, die schon so manchen Feind zurückgeschlagen hatten, so

wurde er von ihnen bei Granson, und als er zum zweiten Male kam, bei Murten auf's Haupt geschlagen, und im folgenden Jahre 1477 in einer neuen Schlacht bei Nancy selbst getödtet. Er hinterließ nur eine Tochter Maria, die war die Erbin der schönen Länder: Burgund, Flandern, Hennegau, Brabant, Holland, und was überhaupt am Ausfluß des Rheines und der Schelde liegt und unter dem Namen der Niederlande begriffen wird. Sie liebte den heldenmüthigen Sohn des Kaisers Friedrich, Maximilian, und gab ihm ihre Hand, obgleich auch der König Ludwig XI. von Frankreich sehr dringend um dieselbe für seinen ältesten Sohn angehalten hatte. Voll Verdruß über dies Mißlingen gedachte Ludwig die burgundischen Länder mit Gewalt der Waffen zu erobern; aber der tapfere Maximilian widerstand ihm mit viel geringerer Macht, indem sein Vater ihm gar nicht helfen konnte, auf das ruhmvollste. — Kaiser Friedrich mußte unterdeß erleben, daß die Türken von neuem bis nach Kärnthen und Krain streiften, und der König Mathias von Ungarn im Jahr 1485 sogar Wien eroberte, welches er erst einige Jahre vor Friedrichs Tode durch einen Vergleich wieder herausgab. Friedrich starb 1493, nachdem er die letzten paar Jahre noch in Ruhe regiert hatte.

Friedrich III. ist der letzte Kaiser gewesen, welcher die Kaiserkrone in Rom selbst empfangen hat.

Maximilian I. 1493—1519.

Friedrichs Sohn hat den Ruhm, den er schon als Jüngling erworben hatte, auch als Kaiser bewährt. Er gehört zu den edelsten Kaisern unserer Geschichte. Ritterliche Tapferkeit, Edelsinn und Treue, Liebe zu den Künsten und Wissenschaften, eine kräftige, durch ritterliche Uebungen trefflich ausgebildete hohe Gestalt, bei aller Kraft aber doch Freundlichkeit und Milde seines ganzen Wesens, — diese Eigenschaften zeichneten ihn als einen vollendeten deutschen Mann aus. In seinen jüngeren Jahren war eine seiner Lieblingsbeschäftigungen die Gemsenjagd, weil sie am meisten Muth und Unerschrockenheit erfordert, und dabei wagte er sich an so gefährliche Stellen, daß nur sehr wenige aus seinem Gefolge es ihm nachzuthun vermochten. Später hat er in Kampfspielen mit Löwen gekämpft, manchen tapfern Ritter in den Sand geworfen, und selbst als Kaiser noch die Kraft seines Armes gegen einen französischen Ritter, Claudius Barre, gezeigt; denn als dieser, auf seine Geschicklichkeit in Turnieren vertrauend, bei dem Reichstage in Worms 1495 die ganze deutsche Nation zur Probe in den Waffen herausforderte, ließ es sich der Kaiser nicht nehmen, die Ehre seines Volkes zu vertreten, und warf den Franzosen mit seiner Lanze kräftig vom Pferde. — Dabei war dieser Kaiser ein Beschützer aller derer, die sich in einer Kunst oder Wissenschaft auszeichneten, war in allen, in Europa üblichen Sprachen erfahren und hat selbst Werke in deutscher Sprache geschrieben.

Wäre dieser treffliche Kaiser in einer günstigern Zeit auf den deutschen Thron gekommen, so würde er ohne Zweifel seinen und des Vaterlandes Ruhm auf einen hohen Gipfel gehoben haben. Allein es war schon die Zeit gekommen, da die ritterlichen Tugenden weniger galten, als List und Verschlagenheit; ja selbst das Geld hatte schon eine ungebührliche Herrschaft erlangt. Die

französischen Könige, mit denen es Maximilian am meisten zu thun gehabt hat, scheuten sich nicht, ihre Zwecke durch solche Mittel zu erreichen, die er verachtete. Ein Wort zu brechen, um dadurch einen Gewinn zu erlangen, die Freunde zu verlassen, mit denen sie eben einen Bund errichtet hatten, und sich mit andern zu verbinden, die ihnen größern Vortheil boten, daraus machten sie sich kein Gewissen. Auch hatte das Kriegswesen schon eine andere Gestalt angenommen. Die Heere bestanden nicht mehr einzig aus Vasallen, welche der Lehnsherr aufbot und die ihm mit ihren Knechten die Heeresfolge leisten mußten, sondern größtentheils aus geworbenen Leuten, die für Geld dienten und, je nachdem sie gut bezahlt wurden, bald diesem, bald jenem Herrn folgten. Wer viel Geld hatte, konnte große Heere auf die Beine bringen, und da Maximilian oft Mangel daran hatte, weil er es nicht gehörig achtete, so hatten die französischen und spanischen Könige meistentheils den Vortheil gegen ihn. Dies zeigte sich vorzüglich in Italien. Dieses schöne Land, welches seit dem Untergange der alten römischen Herrschaft immer die Habsucht der Fremden gereizt hatte, wurde in dieser Zeit besonders von den Franzosen und Spaniern heimgesucht, und die Länder, auf welche dieselben vorzüglich ihre Augen richteten, waren in Oberitalien das schöne Mailand mit seinem Gebiete, und in Unteritalien das noch schönere Königreich Neapel. Das Volk aber, welches gern einem jeden kriegslustigen Fürsten seinen tapfern Arm lieh, wenn er Sold und Beute verhieß, die Schweizer, fochten in diesen Kämpfen bald auf der einen, bald auf der andern, ja oft auf beiden Seiten und entschieden meistens den Sieg.

Zuerst suchte der französische König Karl VIII. die Ansprüche des Hauses Anjou auf Neapel hervor und eroberte das Land durch einen schnellen Kriegszug im J. 1495. Aber eben so schnell wurden die Franzosen mit Hülfe des Kaisers und des spanischen Königs Ferdinand des Katholischen wieder vertrieben; und zuletzt blieb das Land im Besitze der Spanier. Mailand, welches nach dem alten Rechte des Reiches unter der Lehnsherrschaft des deutschen Kaisers stand, reizte die Habsucht der französischen Könige ebenfalls. Karls VIII. Nachfolger, Ludwig XII., griff im J. 1500 die Stadt an, indem alte Familienverträge mit dem Hause Visconti den Schein des Rechtes leihen mußten, eroberte sie und ließ den unglücklichen Herzog Ludwig Moro nach zehnjähriger Gefangenschaft sein Leben im Kerker endigen. Zwar wurden die Franzosen im Jahre 1513 mit Hülfe der Schweizer aus Mailand, ja aus ganz Italien vertrieben, allein schon im Jahre 1515 kamen sie unter ihrem neuen kriegslustigen Könige, Franz I., wieder, schlugen die bis dahin unbesiegten Schweizer in einer zweitägigen blutigen Schlacht bei Marignano, welche den Namen des jungen Königs in ganz Europa berühmt machte, und bemächtigten sich Mailands von neuem.

Die mächtigste Stadt in Oberitalien war damals Venedig, berühmt und reich durch den ausgedehntesten Handel auf dem mittelländischen Meere, durch Besitzungen auf den Inseln und Küsten desselben, und durch ausgebreitete Herrschaft in Italien selbst. Der Uebermuth der reichen Republik hatte ihr die Eifersucht der Fürsten zugezogen. Im J. 1508 schlossen der Kaiser Maximilian, der kriegerische Papst Julius II., und die Könige von Frankreich und Spanien einen Bund gegen Venedig, den man die Ligue von Cambray nannte. Die Macht der größten Reiche Europa's schien den Staat der

reichen Kaufleute gänzlich erdrücken zu müssen. Aber diese wußten ihr Geld und ihre Klugheit so geschickt zu gebrauchen, daß sie die Verbündeten durch Versprechungen, die sie dem einen, durch kleine Vortheile, die sie dem andern gewährten, bald wieder trennten. Der große Bund löste sich auf, ja die bisherigen Freunde wurden zu Feinden unter einander, und die stolze Republik Venedig ging unverletzt aus der Gefahr hervor.

Hätte in Deutschland die rechte Einigkeit geherrscht, so hätten die Fremden nicht so in Italien schalten können; allein die innere Unordnung und die langen Fehden hatten Deutschland geschwächt, und überdies waren die deutschen Fürsten mehr auf ihren Vortheil als auf die Ehre des Reiches bedacht. Auf den Reichstagen erschienen sie nicht mehr selbst, sondern schickten Gesandte, und daher gingen nicht nur die Geschäfte sehr langsam, sondern auch die alte Herzlichkeit verschwand immer mehr, welche früher noch oft einen großen Entschluß zur Reife gebracht hatte, wenn Kaiser und Fürsten selbst zusammen kamen und von Angesicht zu Angesicht miteinander verhandelten. Die Gesandten dagegen wechselten kalte Worte oder lange schriftliche Erklärungen miteinander und setzten ihr Verdienst darin, wenn sie bewirken konnten, daß ihr Land wenig zu den Lasten des Reiches beizutragen brauchte. — Maximilian wollte wenigstens dadurch Deutschland wieder stark machen, daß er dem Faustrecht ein Ende machte und die Herrschaft der Gesetze wieder herstellte. Auf dem Reichstage zu Worms 1495 setzte er den schon oft angeordneten Landfrieden auf ewige Zeiten fest, verbot allen Gebrauch der Waffen zur Selbsthülfe, und damit die Fürsten und Reichsstände künftig einen Ort hätten, wo sie in den wichtigsten Angelegenheiten ihre Klagen anbringen und Recht finden konnten, stiftete er als obersten Gerichtshof des Reiches das Reichskammergericht. Dieses sollte im Namen des Kaisers alle Streitigkeiten der Reichsglieder, und selbst die Klagen der Unterthanen gegen ihren Landesherrn, entscheiden. Es wurde zuerst in Frankfurt eingesetzt; von da kam es bald nach Worms, später nach Speier, und endlich 1693 nach Wetzlar, wo es bis zur Auflösung des deutschen Reiches geblieben ist. Und damit ferner die Sprüche dieses Gerichtes auch ausgeführt und überhaupt die Ordnung besser gehandhabt würde, fügte er den 6 bisherigen Kreisen des Reiches noch 4 hinzu, so daß nun Deutschland in 12 Kreise getheilt war: den östreichischen, baierischen, schwäbischen, fränkischen, ober- und niederrheinischen, ober- und niedersächsischen, westphälischen und burgundischen. Ein jeder hatte seinen Kreisobersten und eine bestimmte Ordnung in allen seinen Geschäften. Auf diese Weise ist Kaiser Maximilian ein großer Wohlthäter für uns geworden und konnte mit Zufriedenheit auf sein Leben zurückblicken, als er im Jahre 1519 starb; denn, wenn auch jene Einrichtungen nicht sogleich feste Wurzel schlugen, wenn auch noch in den letzten Jahren seines Lebens und nach seinem Tode heftige Fehden zwischen Fürsten, Rittern und Städten ausgebrochen sind, welche Blut genug gekostet haben, so war durch Maximilians Einrichtungen doch der Grund der bessern Ordnung gelegt, die Achtung vor dem Gesetze drang immer mehr durch, und er muß mit Recht als derjenige angesehen werden, der das Faustrecht beendet und den friedlichen und rechtlichen Zustand begründet hat, welcher in den drei Jahrhunderten nach ihm immer mehr zur Herrschaft gekommen ist. — Auch die Größe seines Hauses hat er auf das glänzendste vorbereitet, und zwar durch drei Heirathen; erstlich seine eigene mit der Erbin von Burgund;

zweitens durch die seines Sohnes Philipp mit der Johanna, Erbprinzessin von ganz Spanien, und endlich durch die seines Großsohnes Ferdinand mit der Erbin der Königreiche Ungarn und Böhmen. Welche Folgen diese Vermählungen nach sich zogen, werden wir später sehen.

Mit dem Kaiser Maximilian können wir das Mittelalter als beendigt ansehen. Eine neue Ordnung der Welt begann, welche durch einige sehr wichtige Erfindungen und Entdeckungen vorbereitet war und durch die, kurz vor des Kaisers Tode angefangene, Reformation völlig entschieden wurde.

1. Durch die Erfindung des Schießpulvers hatte das ganze bisherige Kriegswesen, und damit auch der Ritterstand, einen tödtlichen Stoß erhalten. Zwar erfunden mochte die Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohle, die wir Pulver nennen, schon lange sein; man glaubt, daß die Chinesen sie schon sehr früh gekannt haben; aber zum Kriege war das Pulver nicht gebraucht worden. Ein deutscher Mönch, Barthold Schwarz, machte auf die zerstörende Kraft des Pulvers aufmerksam und nach dem Jahre 1350 fing man an, es zum Kriege anzuwenden und große eiserne Geschosse zu erfinden, um daraus mit Hülfe des Pulvers Kugeln und Steine gegen die Mauern fester Schlösser zu schießen. Lange Zeit gebrauchte man das Pulver nur zum groben Geschütz. Später erfand man auch kleine Schießgewehre, die ein Mann mit sich tragen konnte, und zündete sie eben so mit der Lunte an, wie die Mörser und Kanonen. Weil das aber langsam ging und das Zielen erschwerte, so wurde in Nürnberg das deutsche Flintenschloß, ein Rad, welches an einem Stein Feuer schlägt, erfunden, und zuletzt von den Franzosen so vereinfacht, wie es lange gebraucht ist, bis in neuerer Zeit wieder andere Verbesserungen den Stein überflüssig gemacht haben. Doch dauerte es ziemlich lange, ehe die Schießgewehre in allgemeinen Gebrauch kamen. Anfangs hatte man nur eine kleine Anzahl Büchsenschützen in einem Heere; die meisten fochten noch mit Bogen und Pfeilen, Speeren und Schwertern. Aber der Vortheil des Schießgewehres war zu groß, und es kam nach und nach dahin, daß man keinen Soldaten ohne diese Waffe mehr haben wollte. Nun wurde die Art des Fechtens ganz verändert. Vorher eilte man, einander nahe zu kommen und Mann gegen Mann zu kämpfen. Wer die größte Kraft und Gewandtheit in den Waffen erlangt hatte, und dabei durch Panzer, Schild und Helm gut geschützt war, konnte es mit jedem Feinde in der Nähe aufnehmen. Nun aber focht man mehrentheils aus der Ferne; weder Tapferkeit noch Stärke, noch selbst der Panzer, schützten gegen die Kugel des gemeinen Schützen und der feigste Mann konnte den tapfersten Ritter aus der Ferne erlegen. Die Kriegskunst mußte daher auf ganz andere Mittel sinnen, das Uebergewicht über den Feind zu erhalten. Zuerst trachtete man, eine große Anzahl von Soldaten zusammenzubringen; denn je mehr Kugeln flogen, desto mehr konnten treffen. Früher kam nicht so viel auf die Zahl an; ein einziger, vom Kopf bis zu den Füßen in Eisen gehüllter, Ritter auf seinem gepanzerten Rosse konnte einen ganzen Haufen leicht gewaffneter Fußknechte in die Flucht jagen. Ferner lag von nun an sehr viel daran, eine gute Stellung zu nehmen, den Feind zu umgehen und im Rücken anzugreifen, und welche der Künste eines klugen Feldherrn mehr sind. Der Verstand der Anführer galt eben so viel, ja fast noch mehr, als die Tapferkeit und Waffenkunst der

einzelnen Soldaten. Es war nicht mehr so viel Ehre im Kriegsdienste zu erwerben, der Geist des Ritterthums verschwand und der Kriegsdienst wurde ein Solddienst, ein Gewerbe. Der Solddiener sonderte sich von den friedlichen Ständen ab; er hatte nicht Lust, im Frieden durch seiner Hände Arbeit seinen Unterhalt zu suchen, sondern wollte gern immer auf Unkosten anderer leben. Für Geld lief er jedem zu und focht morgen gegen den, welchem er heute gedient hatte.

2. Die Erfindung der Buchdruckerkunst war für den Frieden eben so wichtig, als die des Schießpulvers für den Krieg. In älterer Zeit war es den meisten Menschen unmöglich, ein Buch zu besitzen. Wer z. B. eine Bibel in der Abschrift haben wollte, mußte dafür 400 bis 600 Goldgulden geben. — Wenn ein ausgezeichneter Mann die wichtigsten Aufklärungen über bisher dunkle Gegenstände, oder die trefflichsten Gedanken zu anderer Freude und Trost zu geben hatte, so konnten von denen, die nicht nahe bei ihm lebten, doch nur sehr wenige Antheil daran nehmen. Eben so lagen die vielen herrlichen Werke, welche die Griechen und Römer, die aufgeklärtesten Völker der alten Welt, hinterlassen hatten, wie ein todter Schatz da. — Nun kam ein deutscher Mann, Johann Guttenberg, 1401 in Mainz geboren, auf den Gedanken, die Buchstaben einzeln auf kleinen Stäbchen auszuschneiden, diese zu Wörtern und Zeilen zusammenzusetzen, bis eine Seite gefüllt war, sie mit Farbe zu überstreichen und auf einem Blatte abzudrucken, und dann die Buchstaben wieder aus einander zu nehmen, um eine neue Seite mit ihnen zu setzen. Jede Seite konnte er so oft abdrucken, als er wollte, so daß er, wenn er die Folgen der Seiten zusammennahm, eben so viel gleichlautende Bücher hatte. Die ersten Versuche gelangen noch nicht; aber er verbesserte seine Erfindung mit großer Beharrlichkeit immer mehr; dazu verband er sich mit ein paar anderen Männern, dem Goldschmied Johann Faust und dem Schönschreiber Peter Schöffer, und sie zusammen erfanden noch die rechte Druckerschwärze, die gehörige Zusammensetzung der Metalle zu den Buchstaben oder Lettern, damit sie weder zu weich wären und sich zu schnell abnutzten, noch zu scharf und das Papier durchschnitten; endlich die Buchdruckerpresse; und so kam, nach langer, mühsamer Arbeit im Jahre 1457 das erste Buch, die lateinischen Psalmen, und nachher die ganze Bibel, zu Stande. Der Unterschied des Preises war so groß, daß sie jetzt nur 30 Goldgulden kostete, früher wohl 600; und wie viel wohlfeiler kann man sie jetzt nicht haben! — Aber der eigentliche Erfinder, der edle Guttenberg, erntete leider den Lohn seiner Anstrengungen nicht ein. Er hatte bei den vielen Versuchen sein ganzes Vermögen zugesetzt, hatte von dem Goldschmied Faust Geld leihen müssen, und als er nicht wieder bezahlen konnte, verklagte ihn dieser, ließ ihm gerichtlich alle seine Geräthschaften wegnehmen, schloß ihn von der Gemeinschaft aus und setzte die Sache allein fort. Guttenberg mußte sein Leben noch viele Jahre durch die Wohlthaten des Churfürsten von Mainz fristen. — Durch die Buchdruckerkunst war der Weg geöffnet, neue Gedanken und Belehrungen, nützliche Erfindungen, wichtige Nachrichten, schnell durch ganz Europa zu verbreiten und sie selbst unter das Volk zu bringen. Wenn vorher unter Hunderten kaum Einer lesen konnte, so kam es nun nach und nach dahin, daß jetzt unter Hunderten kaum Einer es nicht kann; die wichtigsten Kenntnisse blieben nicht mehr in den Klöstern und unter den wenigen Reichen, sondern wer nur Lust und Fleiß hatte,

konnte dazu gelangen, und schon dieser Umstand allein mußte der Welt nach und nach eine andere Gestalt geben. Es kam dazu, daß auch in Maximilians Zeit das Postwesen eingerichtet wurde, statt daß man vorher nur durch besondere Boten oder durch Gelegenheit Nachrichten aus entfernteren Gegenden erhalten konnte. Wie außerordentlich wichtig die Einrichtung eines regelmäßigen und schnellen Verkehrs von einem Ende Europa's bis zu dem andern nicht nur für Freunde und Bekannte, und eben so für den Handel, sondern auch durch Zeitungen und Bücher für ganze Völker werden mußte, fällt leicht in die Augen.

3. Die Entdeckung von Amerika durch Columbus im Jahre 1492, und des Seeweges um das Vorgebirge der guten Hoffnung nach Ostindien, durch den Portugiesen Vasco de Gama, 1498, haben ebenfalls sehr viel zur Veränderung des Zustandes von Europa, ja des ganzen Erdbodens, beigetragen. In Amerika fand man viel Gold und Silber, wonach die Menschen zu allen Zeiten am begierigsten getrachtet haben; und in Indien viele kostbare Waaren, welche zur Annehmlichkeit des Lebens beitragen. Nun strebte jedes Volk, recht viel Schiffe zu erbauen und über die weiten Meere nach jenen Ländern zu fahren, um Schätze und Waaren zu holen. Die Spanier, welche Amerika, die Portugiesen, welche den Seeweg nach Ostindien entdeckt hatten, machten es sich zuerst zu Nutze; nachher Franzosen, Holländer und Engländer. Der Seehandel wurde die Hauptsache, der Landhandel wurde immer unbedeutender, und die Italiener und Deutschen, die früher den wichtigsten Handel gehabt hatten, verloren ihn. Der große Hansebund ging zu Grunde, und aus der bedeutenden Zahl blühender Reichsstädte, die durch Handel reich und groß geworden waren, sind nur noch Hamburg, Bremen, Lübeck und Frankfurt als freie und selbständige Städte Deutschlands übrig geblieben.

Dritter Zeitraum.

Die neuere Zeit.

Von der Reformation bis jetzt.

---

56. Anfang der Reformation. 1517.

Zwei Jahre vor Kaiser Maximilian's Tode war der Anfang zu der großen Veränderung gemacht worden, mit welcher wir die neuere Geschichte beginnen, zu der Kirchenreformation durch Martin Luther. Bis zu dieser Zeit waren auch oft Streitigkeiten in Religionssachen und sogar Spaltungen in der Kirche selbst gewesen; aber sie waren schneller vorübergegangen und hatten nicht so wichtige Folgen zurückgelassen. Jetzt aber stand ein Mann auf, der gewisse Gebrechen und Mißbräuche in kirchlichen Sachen mit Kühnheit zur Sprache brachte, bald sogar Hauptgrundsätze der alten Kirche angriff, sich ganz von ihr lossagte, einen großen Anhang gewann, und so eine neue Kirchenpartei stiftete, die bald ganze Nationen umfaßte.

Es war am 31. Octbr. 1517, als Luther, ein Augustinermönch und Professor der Theologie auf der, noch nicht lange gestifteten, Universität Wittenberg, geb. 1483 aus einer Bergmanns-Familie zu Eisleben in der Grafschaft Mansfeld in Thüringen, mit 95 Theses oder Sätzen gegen die Mißbräuche mit den päpstlichen Ablaßbriefen hervortrat, diese an der Schloßkirche in Wittenberg anschlug und dadurch andere Gelehrte zu ihrer Bestreitung herausforderte. Die Veranlassung dazu hatte ein Dominikanermönch, Tetzel, gegeben, der mit den päpstlichen Ablaßbriefen in Sachsen herumzog, sie für Geld verkaufte und diesen Handel auf eine so anstößige Weise betrieb, daß der Unwille dagegen auf's höchste stieg. Luther griff in seinen 95 Thesen aber nicht bloß den Ablaßhandel, sondern in manchen auch das Ansehn und die Gewalt der Päpste an. Tetzel und seine Freunde, die Dominikaner, fanden sich durch diesen Angriff sehr beleidigt und nannten Luther einen Ketzer, und in ganz kurzer Zeit theilten sich schon die Meinungen öffentlich für oder gegen die Grundsätze Martin Luther's. Wer diese Schnelligkeit der Verbreitung und das allgemeine Aufsehn der Sache mit rechtem Nachdenken in's Auge faßte, mußte daraus ihre große Wichtigkeit erkennen. In Rom aber, wo man Deutschland wenig kannte und achtete, betrachtete man sie nur als eine Mönchszänkerei, die bald ein Ende haben werde. Erst, als ein gewisser Dr. Johann Eck, Professor der Theologie zu Ingolstadt in Baiern, der mit Luther mehrere Wochen in Leipzig über seine Lehre disputirt hatte, nach Rom kam und die eigentliche Bedeutung der Sache näher auseinandersetzte, erließ der Papst Leo X. den Bann gegen Luther, falls er nicht seine Lehren widerrufen werde. Allein Luther, um seinen festen Entschluß, bei seinen Grundsätzen zu beharren, öffentlich kund zu thun, verbrannte am

10. Decbr. 1520, vor einem der Stadtthore von Wittenberg, im Angesicht einer großen Menge von Menschen, nicht allein die päpstliche Bannbulle, sondern auch die Bücher des bisherigen römischen Kirchenrechts und Eck's Schriften. Durch diesen Schritt hatte er sich laut und auf immer von der alten Kirche losgesagt; er mußte, gleich Huß, untergehen, oder eine große Partei stiften, welche ihn schützte. Die Sache war schon von solcher Wichtigkeit, daß sie auf dem ersten allgemeinen Reichstage zur Sprache gebracht werden sollte, welchen der neue Kaiser,

---

51. Karl V., 1520—1556,

in Deutschland hielt. — Karl war ein Enkel Maximilian's I.; er stammte aus der Ehe von dessen Sohne Philipp, dem Erben der Niederlande, mit der spanischen Prinzessin Johanna her, und erbte, da Philipp früh starb, schon als 17jähriger Jüngling die schönen Länder Spanien, Neapel, Sicilien und die Niederlande. Damals ahnten noch wenige, welcher Geist in ihm verborgen war; denn er war streng und einsam in den Niederlanden erzogen und die Rathgeber, die ihm von dort gefolgt waren, schienen ihn ganz zu beherrschen. Nach seines Großvaters Tode, der bald darauf erfolgte, erbte er auch die östreichischen Erbländer, und zuletzt wählten ihn auch die deutschen Fürsten im Jahre 1520 zu ihrem Kaiser. Zwar hatten sie einige Zeit großes Bedenken gehabt wegen seiner gar zu großen Macht, die der deutschen Freiheit gefährlich werden konnte; auch meldete sich noch ein anderer Bewerber, der kriegerische König Franz I. von Frankreich, und die Franzosen schienen in ihrem Stolze gar keinen Zweifel zu hegen, daß ihr König den Vorzug erhalten werde; allein lieber als diesen französischen König, der kein Herz für Deutschland haben konnte, wollten die Fürsten den jungen Karl wählen, des geehrten Kaisers Maximilian Enkel, der durch seine östreichischen Länder doch auch ein Fürst des Reiches war. Indeß ließen sie seine Gesandten eine Wahlcapitulation unterschreiben, worin Karl versprach: „Bei Krieg und Frieden des Reiches nie ohne Einwilligung der Fürsten zu handeln; kein fremdes Kriegsvolk in das Reich zu bringen; die Reichsämter mit gebornen Deutschen zu besetzen; in allen Reichs-Verhandlungen nur die deutsche Sprache zu gebrauchen; keinen Fürsten ohne Ursache und unerhört in die Reichsacht zu erklären, und endlich so bald als möglich nach Deutschland zu kommen."

So kam für den jungen Karl ein Geschenk des Glücks schnell nach dem andern, und selbst in dem erst seit wenig Jahrzehnten neu entdeckten Welttheile, Amerika, eroberten ihm seine Krieger das Mexikanische Reich, größer als sein Kaiserthum in Europa. Wäre Karl ein gewöhnlicher Geist gewesen, so möchte ihn diese Fluth des Glückes betäubt und aus der Fassung gebracht haben; er wäre übermüthig geworden, oder hätte andern die Sorgen der Regierung überlassen, um sich selbst in die Genüsse der Sinnlichkeit zu stürzen. Allein der 20jährige Jüngling zeigte eine bewundernswürdige Ruhe bei allen diesen großen Botschaften. Ein Augenzeuge spricht mit Bewunderung so darüber: „Unser König, der jetzt Kaiser ist, scheint das größte, was das Glück gewähren kann, für nichts zu achten; seine Geistesgröße und sein Ernst sind so außerordentlich, daß er das Ansehen hat, als hätte er den Erdball unter seinen Füßen."

Dem Wunsche der deutschen Fürsten, daß er bald nach Deutschland kömmen möchte, genügte er sehr bald; er wurde schon im Oktober desselben Jahres 1520 zu Aachen gekrönt und schrieb seinen ersten Reichstag auf den Dreikönigstag des nächsten Jahres nach Worms aus.

58. Die Religionsangelegenheiten in Deutschland.

1. Der Reichstag zu Worms. 1521. — Die Hauptverhandlung auf diesem Reichstage war das Verhör Luther's. Der päpstliche Legat, Kardinal Aleander, der auf demselben gegenwärtig war, stellte den versammelten Reichshäuptern die Gefahr der Kirche vor, wenn die Ketzerei nicht schnell und kräftig ausgerottet würde, und verlangte ein strenges Gericht über Luther. Dieser hatte aber auch schon Freude unter den Fürsten; besonders nahm sein Landesherr, Friedrich der Weise, Churfürst von Sachsen, sich seiner an und verlangte, daß Luther doch erst selbst gehört werden müßte, ehe man ihn vernrtheilte. Der Kaiser stimmte ein und versprach ihm ein sicheres Geleit. Luther vertraute auf das kaiserliche Wort und erschien; und Karl hat es besser gehalten, als einst Kaiser Sigismund gegen Huß. — Als Luther vor Kaiser und Fürsten in der großen Versammlung dastand, wurden ihm seine bis dahin erschienenen Schriften vorgelegt und er befragt, ob er sie als die seinigen erkenne. Er bejahte es. Auf die Frage, ob er auf den darin ausgesprochenen Grundsätzen beharre, bat er sich Bedenkzeit bis auf den folgenden Tag aus. An diesem erschien er wieder und erklärte: „daß er nichts von dem, was er in Glaubenssachen gelehrt und gegen die Gewalt des Papstes geschrieben habe, widerrufen könne; wenn man ihm aber aus der heiligen Schrift beweisen könne, daß er im Irrthume sei, so werde er der erste sein, der seine Schriften in's Feuer werfe." — Alle Versuche, ihn auf andere Gesinnungen zu bringen, waren vergebens; er blieb bei dem Ausspruche: „Ist dieses Werk ein Menschenwerk, so wird es aus sich zergehen, ist es aber von Gott, so werdet ihr es nicht zerstören können."

Der Kaiser dagegen erklärte seinerseits den versammelten Fürsten mit gleichem Ernste: „Er sei entschlossen, alle seine Reiche, Länder, Freunde, Leib und Blut, und das Leben selbst, dahin zu verwenden, daß dieses gottlose Unternehmen keinen weitern Fortgang habe, indem es sonst ihm und der deutschen Nation zur ewigen Schande gereichen werde. Seine Vorfahren seien sämmtlich, bis auf den letzten Augenblick, der römischen Kirche treu geblieben; sie hätten ihm die katholische Lehre und Kirchenverfassung gleichsam erblich überlassen, nach welcher er bis dahin gelebt habe und auch zu sterben gedenke. Er wolle daher Luthern keineswegs mehr hören, sondern wieder entlassen, wie er versprochen, und sodann gegen ihn als Ketzer verfahren."

Nach dieser Erklärung entließ er ihn wirklich mit sicherm Geleit auf 21 Tage, und Luther reiste nach Sachsen zurück. Der Churfürst sah nun wohl, daß die schärfste Reichsacht gegen Luther erfolgen werde, und beschloß, ihn auf einige Zeit den Augen seiner Feinde zu entziehen. Er gab daher Befehl, daß einige seiner Reiter ihm auf der Rückreise vermummt bei Eisenach auflauern, ihn wie mit Gewalt fortführen, und bei Nacht, auf verborgenen Wegen, auf das Schloß Wartburg bringen sollten. Der Anschlag wurde ausgeführt.

Zu Worms wurde jedoch die Reichsacht gegen Luther und alle diejenigen, die ihn schützen würden, ausgesprochen und seine Schriften öffentlich verbrannt. Aber so groß war schon die Vorliebe des Volkes für seine Lehre und die Nichtachtung des Verdammungsurtheils gegen ihn, daß in Worms selbst, während der Kaiser noch da war, die Schriften Luthers schon wieder zum Verkauf offenbar herumgetragen wurden. Nach Beendigung des Reichstages verließ der Kaiser Deutschland bald wieder, um andere Angelegenheiten seines großen Reiches, die wir später erzählen werden, zu besorgen, und ist in den nächsten 9 Jahren nicht wieder nach Deutschland gekommen.

2. Die ersten Religionsunruhen. — Während Luther auf der Wartburg verborgen lebte und sich mit der Uebersetzung des Neuen Testaments beschäftigte, war die von ihm ausgegangene Bewegung nicht etwa zum Stillstande gebracht, sondern wurde vielmehr heftiger und stürmischer, als er selbst wünschte. Einer seiner Anhänger, Carlstadt, ebenfalls Professor der Theologie in Wittenberg, ein Mann, der in seinem Eifer keine Gränzen kannte, ging so weit, daß er an der Spitze des Volkshaufens die Kirchen stürmte, die Heiligenbilder, Altäre und Beichtstühle zerstörte, um von dem alten Gottesdienste keine Spur zurückzulassen. Auf diese Nachricht verließ Luther, keine Gefahr achtend, 1522 seine Burg, kam nach Wittenberg, predigte gegen die Unruhestifter und stellte die Ordnung schnell wieder her.

Bald aber brach das Feuer auf einer andern Seite aus; denn bei einer großen, weiteingreifenden Veränderung wissen sich die Menschen nicht sogleich in den Schranken der Mäßigung zu halten; die Leidenschaften überwältigen die Vernunft, und neben den bessern Triebfedern erlangen auch die schlechteren, Zorn, Rachsucht und Eigennutz, leicht eine große Gewalt. Luther hatte vorzüglich auf die Masse des Volkes gewirkt, denn er verstand es meisterhaft, in der Sprache des Volks zu reden und seinem Worte eine sehr eindringliche Kraft zu geben. Bei dem Volke, und besonders dem Bauernstande, der unter allen Ständen noch am meisten gedrückt war, machte seine Lehre von der christlichen Freiheit den tiefsten Eindruck. Sie nahmen dieses Wort in äußerer Bedeutung und verstanden darunter auch die Freiheit von den Lasten, unter denen sie seufzten, von Zehnten, Frohndienste und Leibeigenschaft. In Schwaben, wo sie den freien Schweizer Landmann zum Nachbar hatten, der in seiner Freiheit wohlhabend und glücklich war, brach zuerst ein Bauernaufstand aus und verbreitete sich schnell durch Franken und am Rheine, bis nach Lothringen. Zahllose Haufen strömten zusammen, fielen die Schlösser der Adeligen und die reichen Sitze der Geistlichen an, verbrannten und zerstörten sie, und verübten die empörendsten Grausamkeiten gegen ihre bisherigen Herren; denn wenn der Unterdrückte seine Fesseln zerbricht, dann kann er grausamer werden, als das reißende Thier des Waldes. — Bald sammelte sich aber auch ein Heer des schwäbischen Bundes, der wieder erneuert war, unter dem Hauptmann Georg Truchseß von Waldburg und trieb die schlecht bewaffneten, zum Kriege nicht geübten, Haufen der Bauern auseinander, an welchen die von ihnen verübten Grausamkeiten nun mit gleicher Härte vergolten wurden. Tausende der Bauern wurden unter Martern hingerichtet.

Ehe noch dieser Aufruhr gestillt war, hatte sich ein anderer in Thüringen gebildet. Ein Weltgeistlicher, Thomas Münzer mit Namen, der ein Zuhörer Luther's gewesen war, rühmte sich, daß er die christliche Freiheit noch

besser kenne, als sein Lehrer. Gott habe die ganze Erde zum Erbtheil der Gläubigen gemacht, aller Unterschied zwischen Reichen und Armen müsse aufhören, und der Fürsten und Obrigkeiten, des Adels und der Priester, bedürfe man nicht, wenn das Regiment nur genau nach dem Worte der Schrift geführt werde. — Mit dieser Lehre fand er vorzüglich in Mühlhausen in Thüringen Beifall; Gütergemeinschaft, die er einzuführen versprach, gefiel dem Pöbel sehr wohl; mit dessen Hülfe vertrieb er die Obrigkeiten aus der Stadt, und die gefährliche Lehre konnte leicht weit und breit das Volk in Aufruhr bringen. Luther eiferte auch gegen diesen Unfug auf das Heftigste und beredete den Churfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen, daß sie mit Gewalt die Aufrührer bekämpfen möchten, die in ihrem Wahnsinn immer weiter gingen. Die Fürsten sammelten ein Heer und trafen am 15. Mai 1525 auf Münzers Haufen bei Frankenhausen. Der Churfürst wollte gern Blut schonen, und schickte noch einmal einen Herold, der ihnen Verzeihung versprechen sollte, wenn sie ihre Verführer auslieferten. Allein Münzer benutzte den Augenblick als gerade ein Regenbogen am Himmel erschien, und rief: „Sehet da ein Zeichen von Gott zum Unterpfande des Sieges! Er wird Legionen Engel zu unserer Hülfe herabsenden!“ — und in rasender Wuth hieben die Verblendeten den Herold nieder und stürzten zum Angriff gegen die Fürstlichen. In wenig Augenblicken war jedoch ihr Ungestüm gebrochen, ihre Reihen auseinander gesprengt, und Münzer war einer der ersten, der die Flucht ergriff. In der Angst versteckte er sich in einem Hause zu Frankenhausen in dem Bette eines Knechtes auf dem Boden; er wurde aber entdeckt und, wie er es verdient hatte, hingerichtet. Er starb wie ein Feiger.

So waren die, in der That gefährlichen, Unruhen alle gedämpft; aber es war leider viel Blut geflossen; man rechnete, daß mehr als 100,000 Bauern in Thüringen und Schwaben ihr Leben verloren hatten. Dies alles war bis zum Jahre 1526 geschehen.

3. Die Protestanten. 1529. — In der hierauf folgenden ruhigeren Zeit breitete sich die neue Lehre immer weiter in Deutschland aus. Das Volk war ihr fast überall gewogen; der niedere Adel, welcher jedem kühnen Unternehmen gern Beifall schenkte, ebenfalls, und unter den Fürsten die meisten im nördlichen Deutschland. Sie richteten den Gottesdienst nach neuer Weise ein, schafften viele alte Gebräuche ab, hoben die Stifter und Klöster mit reichen Gütern auf und machten auf solche Weise sehr durchgreifende Veränderungen. Diejenigen Reichsstände, welche der alten Ordnung anhingen, beklagten sich laut darüber und faßten auf dem Reichstage zu Speier, 1529, den Beschluß; „es solle bei dem Wormser Achtsedikte gegen Luther und seine Freunde bleiben und die, bei denen seine Lehre dennoch Eingang gefunden hätte, sollten sich aller weiteren Neuerungen enthalten.“ — Gegen diesen Beschluß protestirten die lutherisch Gesinnten förmlich und erhielten von dieser ihrer Protestation oder Verwahrung den Namen Protestanten. Ihre Zahl war schon nicht mehr unbedeutend, es waren: der Churfürst Johann der Standhafte von Sachsen — Friedrich der Weise war 1525 gestorben; — der Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen, der Markgraf Albrecht von Brandenburg, die Herzöge von Grubenhagen und Celle und von Mecklenburg, der Fürst von Anhalt, die Grafen von Mans-

feld, und dann die freien Reichsstädte: Magdeburg, Straßburg, Nürnberg, Ulm, Kostnitz, Reutlingen, Windheim, Memmingen, Lindau, Kempten, Heilbronn, Isny, Weissenburg, Nördlingen und St. Gallen.

4. Die Augsburgische Confession. 1530. — Im folgenden Jahre kam Kaiser Karl selbst, nach 9jähriger Abwesenheit, wieder nach Deutschland zum großen Reichstage zu Augsburg. Beide Parteien waren in der größten Spannung, wie er sich gegen sie bezeigen würde. Er aber blieb ernst und verschlossen, behandelte übrigens auch die Protestanten ohne Unwillen; denn in seiner Seele lebte noch immer die Hoffnung, den Streit, wenn nur der erste Eifer vorüber sei, durch Vergleich beizulegen; und in diesem Sinne hat er noch eine Reihe von Jahren zwischen den Parteien gewirkt. Die evangelischen Stände baten es sich auf diesem Reichstage aus, daß sie die Hauptsätze ihres Glaubensbekenntnisses öffentlich vortragen dürften, damit ein jeder wisse, worin eigentlich ihre Abweichung von der alten Kirche bestehe. Melanchthon, Luthers Freund, hatte dieses Glaubensbekenntniß, nach 13 Artikeln Luthers und den Schriften anderer Lehrer, abgefaßt, und es ist dieses die sogenannte augsburgische Confession, welche von der Zeit an als der Inbegriff der evangelischen Lehre angesehen worden ist. Der Kaiser ließ, nach Berathung mit den katholischen Fürsten, eine Widerlegung der augsburgischen Confession aufsetzen und den Evangelischen vorlegen, mit dem Bedeuten, sich dabei zu beruhigen und zu bedenken, ob sie sich wieder mit der Kirche, dem Papste und den übrigen Fürsten vereinigen wollten; bis zu ihrem Entschlusse aber nichts Neues drucken zu lassen, auch keinen zu ihrer Sekte zu ziehen." — Die Protestanten waren aber nicht gesonnen, der Ausbreitung ihrer Lehre so geduldig zu entsagen, und die Spaltung zwischen den Parteien wurde durch diesen Reichstag nur noch ärger; denn in dem Reichstagsschlusse wurde die lutherische Lehre noch einmal als Ketzerei in sehr harten Ausdrücken verdammt. Die protestantischen Fürsten dagegen versammelten sich noch am Ende dieses Jahres zu Schmalkalden und schlossen ihren Bund noch enger und fester; sie erhielten davon den Namen der schmalkaldischen Bundesgenossen.

5. Ferdinand, römischer König. 1531. — Von Augsburg reiste Karl nach Köln und brachte es bei den Fürsten dahin, daß sie, wegen seiner häufigen Abwesenheit aus dem Reiche, seinen Bruder Ferdinand zum römischen Könige wählten. Er selbst hatte ihm schon seine östreichischen Erbländer abgetreten und außerdem war derselbe durch Erbvertrag König von Ungarn geworden. Ferdinand hat das in ihn gesetzte Vertrauen trefflich gerechtfertigt. Er war friedliebend und milde und hielt die Ruhe in Deutschland noch so lange, als irgend möglich war, aufrecht. Hierzu wirkte auch noch eine andere Ursache mit; das war die gemeinschaftliche Gefahr vor den Türken, die nicht nur Ungarn wiederholt angriffen, sondern sogar Wien bedrohten. Grade um diese Zeit rüstete der Sultan Soliman 300,000 Mann aus, um diese Hauptstadt selbst anzugreifen, und unter diesen Umständen hielt der Kaiser es für das beste, 1532 den vorläufigen Religionsfrieden zu Nürnberg aufzurichten, vermöge dessen, bis auf ein allgemeines Concilium, oder bis die Stände des Reiches wiederum zusammen kämen, keiner den andern des Glaubens oder einer andern Ursache wegen, befehden sollte. — Die hergestellte Einigkeit in Deutschland war das kräftigste

Hülfsmittel gegen die Türken; Katholiken und Protestanten zogen dem Kaiser mit ihren Haufen zu, und Soliman, der drei Jahre zu diesem Zuge gerüstet hatte, kehrte plötzlich in Ungarn wieder um, als er jene Einigkeit sah.

6. Die Wiedertäufer in Münster. 1533—1534. In den zunächst folgenden Jahren fielen unglückliche Auftritte zu Münster in Westphalen vor. In Holland hatte sich die Sekte der Wiedertäufer gebildet, welche Thomas Münzers Lehren von der Gleichheit aller Menschen, der Gütergemeinschaft, und von unmittelbaren göttlichen Eingebungen, deren einige Geweihte gewürdigt würden, aufgefaßt und noch die Lehre von der Nothwendigkeit einer zweiten Taufe für diejenigen, welche den Zorn Gottes vermeiden wollten, hinzugefügt hatte. Diese Lehre kam durch einen Schneider, Johann Bockholt von Leyden, einen feurigen, schwärmerischen Mann, nach Münster. Er brachte den Prediger Rottmann, der eben die lutherische Lehre in Münster ausgebreitet hatte, auf seine Seite und beide zusammen hatten bald, wie einst Münzer in Mühlhausen, durch ihre, der Sinnlichkeit schmeichelnde, Schwärmerei die Masse des Volkes bethört. Der alte Magistrat wurde abgesetzt, die vermögenderen und besonnenern Bürger aus der Stadt getrieben und der Pöbel führte die Herrschaft. Es traten Propheten auf, welche göttliche Eingebungen wollten erhalten haben, um das Unerhörteste einzuführen. Jeder Bürger mußte sein Gold und Silber und sonstige Kostbarkeiten in den allgemeinen Schatz liefern, woraus natürlich die Anführer das beste nahmen; es wurde sogar das Gesetz gegeben, daß es der christlichen Freiheit gemäß sei, mehrere Frauen zu haben, und Johann von Leyden gab das Beispiel, indem er ihrer dreie nahm. Ja, endlich wurde Johann nach dem Worte eines der Propheten, zum König des ganzen Erdkreises ausgerufen, der den Stuhl Davids wieder aufrichten werde; und mit dieser Verkündigung wurden 28 Apostel in alle Welt ausgesendet, sie dem neuen Könige zu unterwerfen. Sie wurden indeß, wohin sie kamen ergriffen und meistentheils hingerichtet.

Eine Zeitlang erhielten Lustbarkeiten und Ausschweifungen den allgemeinen Taumel, bald aber erschien das Heer des Bischofs und seiner Verbündeten, dem Unwesen ein Ende zu machen. Um Blut zu schonen, und weil der schwärmerische Haufe sich auf das Tapferste wehrte, wurde kein Sturm unternommen; der Hunger sollte die Uebergabe erzwingen. Mit unglaublicher Hartnäckigkeit, die bei einer bessern Sache des höchsten Lobes würdig gewesen wäre, hielten die Belagerten auch das Elend der Hungersnoth aus, bis endlich ein paar Bürger, des Jammers müde, das bischöfliche Heer bei Nacht, auf geheimem Wege, in die Stadt führten. Nach blutigem Kampfe in den Straßen und auf dem Markte wurden die Wiedertäufer überwältigt, Johann von Leyden, Knipperdolling, sein Scharfrichter, und Krechting, sein sogenannter Minister, gefangen genommen und mit dem Tode bestraft. Nachdem sie mit glühenden Zangen gezwickt waren, wurde ihnen ein Schwert in's Herz gestoßen, ihre Körper aber in eisernen Käfigen an dem höchsten Thurme der Stadt aufgehängt.

59. Karls V. Kriege mit Franz I. von Frankreich.

Während alles dieses in Deutschland vorging, war der Kaiser Karl meistentheils mit wichtigen auswärtigen Unternehmungen beschäftigt. In Frank-

reich regierte der kriegerische und ehrgeizige König Franz I., der auf des Kaisers große Macht höchst eifersüchtig war. Er hatte schon zu Maximilians Zeit Mailand erobert und richtete ferner seine Blicke auf das schöne Land Neapel, wogegen ihm Karl nicht einmal den ungerechten Besitz von Mailand zu belassen gesonnen war. Der Krieg zwischen beiden fing bald nach Karls Regierungsantritt an, und nach mehreren minder wichtigen Begebenheiten kam es im Jahre 1525 zu einer Hauptschlacht bei Pavia in Oberitalien. Karl selbst war nicht zugegen, aber treffliche Feldherren führten sein Heer unter dem Oberbefehl des Marquis von Pescara; die Franzosen wurden durch ihren König selbst angeführt. Dieser hatte besonders seine Zuversicht auf die schweizerischen und deutschen Miethstruppen gesetzt, die in seinem Heere dienten; denn mit Miethsoldaten wurden jene Kriege hauptsächlich geführt und diese Haufen, bald diesem, bald jenem dienend, keinem Vaterlande mehr angehörig, fochten meistentheils sehr tapfer in den Schlachten, wenn sie nur die Hoffnung guter Beute hatten. Diesesmal aber wurde die Zuversicht des französischen Königs getäuscht. Im kaiserlichen Heere waren auch 15,000 deutsche Landsknechte unter dem tapfern Hauptmann Georg Freundsberg; diese drangen mit solcher Erbitterung auf ihre vaterlandsvergessenen Landsleute ein, daß diese sammt den Schweizern ihren Angriff nicht aushalten konnten und bald das französische Heer in Unordnung brachten. Alles floh. Der König hatte sein Pferd verloren und vertheidigte sich noch zu Fuß gegen einen Haufen Spanier, die ihn umringt hatten und nicht kannten. Zum Glück sah ihn ein französischer Edelmann und rief den kaiserlichen Feldherrn Lannoy herbei. Diesem überreichte der König seinen Degen. Lannoy nahm ihn knieend an und überreichte dem Könige sogleich den seinigen mit den Worten: „es ist ungeziemend, daß ein so großer König vor einem Unterthan des Kaisers waffenlos da stehen soll."

Franz wurde nach Spaniens Hauptstadt Madrid gebracht und hat dort ein Jahr als Gefangener gelebt. Karl verlangte als Preis der Loslassung das Herzogthum Burgund, welches einst zu der Erbschaft Karls des Kühnen gehört hatte und von den Franzosen widerrechtlich weggenommen war. Um nur aus der Gefangenschaft zu kommen, versprach endlich der König, was von ihm verlangt wurde, und beschwor es auf die heiligen Evangelien; allein, da er frei war, hielt er sein Versprechen doch nicht, unter dem Vorwande, die Stände seines Reichs wollten nicht darin willigen; und als ihm Karl sein wortbrüchiges Betragen mit harten Ausdrücken vorwarf und ihn zum ritterlichen Zweikampfe herausforderte, wich er auch diesem aus. Der Krieg fing wieder an, und Tausende haben für diese Wortbrüchigkeit des Königs ihr Leben verlieren müssen. Dennoch wurde durch alles Blut in drei nachfolgenden Kriegen nichts Entscheidendes ausgemacht; Franz bekam das Herzogthum Mailand, welches er durch die Schlacht von Pavia verloren hatte, nicht wieder: aber eben so wenig konnte Karl das Herzogthum Burgund wieder von Frankreich abreißen.

60. Karls V. Züge gegen die Raubstaaten Tunis und Algier, 1535 und 1541.

Ein Lieblingsgedanke des Kaisers Karl ist immer der gewesen, gegen den Hauptfeind der Christenheit, die Türken und ihre Helfer, seine ganze Macht zu kehren und nur die übrigen wichtigen Geschäfte seines Lebens haben ihn verhindert, seinen Wunsch ganz auszuführen. Sobald er indeß einen Augenblick Ruhe vor sich sah, benutzte er denselben zur Bekriegung der mohamedanischen Raubstaaten an der Nordküste von Afrika, welche die Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere unaufhörlich beunruhigten, alle Schiffe kaperten und die Christen, die sie darauf fanden, in die Sclaverei fortschleppten. Besonders machte sich ein kühner Seeräuber, Haradin Barbarossa, der sogar die Stadt Tunis eroberte, den König Hascen daraus vertrieb und von hier und von Algier aus dem spanischen Handel außerordentlichen Schaden zufügte. Gegen diesen brach Karl im J. 1535 mit 30,000 Mann, worunter auch 8000 Deutsche unter dem Grafen Max von Eberstein waren, auf, landete bei Tunis, eroberte das feste Schloß Goletta, welches den Hafen beschützte, schlug in der Ebene von Tunis Haradins Heer und nahm die Stadt ein. Diesen Tag pries Karl als den schönsten seines Lebens, denn er hatte die unaussprechliche Freude, 22,000 Christensclaven, die von den unmenschlichen Räubern in der härtesten Sclaverei gehalten waren, zu befreien und in ihr Vaterland, in die Arme ihrer trauernden Anverwandten, zurückzuschicken.

Der grausame Haradin war nach Algier entflohen; im nächsten Jahre gedachte ihn Karl auch hier anzugreifen; allein einer von den schon erwähnten Kriegen mit Franz I. hinderte ihn daran: denn Franz hatte des Kaisers Abwesenheit sogleich benutzt, seine alten Eroberungsgedanken von neuem zu verfolgen. Erst 1541 konnte Karl wieder Zeit gewinnen, an den Zug nach Algier zu denken. Sein Eifer war so groß, daß er den Augenblick kaum erwarten konnte und gegen den Rath seines erfahrenen Admirals, Andreas Doria, noch im Octobermonat, da das mittelländische Meer schon viel zu stürmisch war, mit der Flotte absegelte. Am 20. October erreichte er zwar das Ufer bei Algier und das Heer stieg an's Land; aber noch an demselben Abend, ehe Geschütz und Lebensmittel ausgeschifft werden konnten, erhob sich ein starker Sturm, riß die Schiffe von ihren Ankern und warf sie in die hohe See. Zugleich strömte der Regen wie in Bächen vom Himmel herab und der Sturm wüthete auch gegen die Krieger am Lande so entsetzlich, daß sie ihre Lanzen fest in die Erde stoßen mußten, um sich nur daran festzuhalten. So brachten sie, bis über die Füße im Wasser stehend, eine traurige Nacht zu und am andern Morgen, als das Ungewitter etwas nachgelassen hatte, kamen die leichten türkischen Reiter zum Angriffe angesprengt. Ein weniger großsinniger Anführer hätte unter solchen Gefahren den Muth verloren, sich selbst mit seinen Getreuen auf eins von den übriggebliebenen Schiffen gerettet und das Heer seinem Schicksale überlassen. Aber Kaiser Karl blieb mitten unter seinen Schaaren, munterte sie durch sein Beispiel zur Entschlossenheit auf, theilte mit dem gemeinen Krieger Arbeit und Entbehrungen und führte so das Heer, in guter Ordnung, unter beständigen Angriffen der

Feinde, durch Schlamm und Wasser, drei Tage lang an der Küste her nach dem Meerbusen von Metasuz, wo sich ein Theil der Flotte wieder gesammelt hatte, denn an die Eroberung von Algier war nun nicht mehr zu denken. Karl hatte wenigstens die Beruhigung, den größten Theil des Heeres wieder auf die Schiffe und nach Italien zurückzubringen.

61. Der erste Religionskrieg in Deutschland, der schmalkaldische genannt. 1546 und 1547.

In Deutschland war unterdeß die Erbitterung der Religionsparteien immer größer geworden. Die Evangelischen breiteten sich immer weiter aus, und die Katholischen forderten dagegen vom Kaiser, daß er die Schlüsse der verschiedenen Reichstage, worin die Neuerungen verdammt waren, mit Strenge zur Ausführung bringen sollte. Er, und besonders sein Bruder Ferdinand, glaubten aber noch immer auf gütlichem Wege zum Ziele zu kommen; er erneuerte daher mehrmals den Nürnberger Religions-Frieden und wandte alle Mühe an, den Papst dahin zu bringen, daß er ein allgemeines Concilium beriefe, weil er hoffte, daß von einer solchen allgemeinen Versammlung der Kirchenhäupter und Lehrer die Punkte müßten gefunden werden, worin sich alle Parteien vereinigen könnten. Allein in Rom wünschte man kein Concilium, weil man noch ganz wohl im Gedächtniß hielt, was auf den Versammlungen zu Kostniz und Basel vorgegangen war; und als nun endlich doch, nach vielem Zögern, im J. 1545 die Kirchenversammlung zu Trient oder Trident im südlichen Tyrol zusammen kam, war der rechte Zeitpunkt schon vorüber. Die Evangelischen hatten schon zu viel Macht erlangt und weigerten sich, die Entscheidung einer solchen Versammlung über ihre Sache anzuerkennen. „Denn, sagten sie, das Concilium ist an einem Orte, an der Grenze Italiens, wo die Geistlichkeit aus diesem, mit dem deutschen Wesen viel zu unbekannten Lande das Uebergewicht haben wird; und ferner soll der Papst als unser Richter den Vorsitz führen, der uns schon als Ketzer verdammt hat. Wenn das Concilium als ein freies betrachtet werden soll, so müssen unsere Geistlichen auf demselben gleiche Rechte mit allen andern genießen. Wir verlangen ein gerechtes Concilium deutscher Nation."

Da nun auf solche Weise auch das Mittel fehlschlug, von welchem Karl sich am meisten versprochen hatte, glaubte er endlich das letzte, die Gewalt der Waffen, versuchen zu müssen, welches er bisher immer noch gescheut hatte. Er schloß ein Bündniß mit dem Papste, versprach: „die Widerspenstigen in Deutschland mit Kriegsgewalt zur alten Religion und zum Gehorsam gegenden römischen Stuhl zurückzubringen," und erhielt dafür vom Papste eine Hülfe von 12,000 Mann italienischen Fußvolks und 500 leichten Reitern, nebst beträchtlichen Geldsummen.

Nun sahen die evangelischen Stände deutlich genug, daß sie alle ihre Kräfte anstrengen müßten, wenn sie ihre Selbstständigkeit behaupten wollten; und wäre nur die rechte Einheit in ihnen gewesen, so würde auch ihre Macht der des Kaisers gewachsen gewesen sein. Allein mehrere der protestantischen Fürsten nahmen nicht Theil am schmalkaldischen Bunde, wie z. B. der Pfalzgraf Friedrich, der Churfürst sowie der Markgraf Albrecht von Brandenburg, und der Herzog Moritz von Sachsen, welche beiden letzteren es sogar mit

dem Kaiser hielten; und zweitens waren die Hauptanführer des Bundes, der Churfürst von Sachsen und Landgraf von Hessen, in ihrem ganzen Wesen zu sehr verschieden, als daß sie sehr kräftig zusammen handeln konnten. Der Churfurst, Johann Friedrich, welcher 1532 seinem Vater Johann gefolgt war, war treu in seinem Glauben und fest entschlossen, Gut und Blut dafür zu opfern; allein er war langsam, bedächtlich, und noch immer voller Scheu vor Verletzung der kaiserlichen Majestät. Der Landgraf Philipp dagegen war rasch, feurig und ehrgeizig, und hätte schon längst gern die Sache durch kühne Unternehmungen entschieden; aber mit seiner Macht allein konnte er es nicht wagen. — Der dritte Theil der schmalkaldischen Macht bestand aus den Heerhaufen der deutschen Städte, die zum Bunde gehörten: Augsburg, Ulm, Rothenburg, Nördlingen, Reutlingen, Heilbronn und die andern. Es war ein guter Haufe unter dem tapfern Hauptmann Sebastian Schärtlin von Burtenbach, einem Ritter, der schon gegen Türken und Franzosen gefochten hatte und unter anderm mit in der berühmten Schlacht von Pavia gewesen war. Aber auch Schärtlin hatte seien eigenen Plan und wollte immer das kühnste Wagestück unternehmen.

Die drei Heerestheile stießen im Sommer 1546 in Schwaben zusammen und bildeten nun eins der stärksten Heere, welche seit langer Zeit in Deutschland gesehen waren; es war 70 bis 80,000 Mann stark und mit allem wohl gerüstet. Der Kaiser dagegen hatte erst einen kleinen Theil seiner Macht zusammen; noch fehlten die Bundesgenossen aus Italien und der Haufe des Grafen von Büren, der aus den Niederlanden herbeikam. Ein rascher Angriff der Verbündeten hätte ihnen große Vortheile verschaffen können; allein in der Unentschlossenheit ließen sie dem Kaiser alle Zeit, die Italiener an sich zu ziehen und ein festes Lager bei Ingolstadt aufzuwerfen. Sie begnügten sich, ihm eine Schrift zuzusenden, worin sie erklärten: „sie wüßten sich keines Ungehorsams schuldig, weßhalb er sie mit Krieg überziehen wolle; seine Absicht sei nur, die Lehre des Evangelii und die Freiheit des deutschen Reiches zu unterdrücken." — Karl nahm diese Schrift gar nicht an, sondern beantwortete sie auf der Stelle durch die Achtserklärung gegen die beiden Fürsten von Sachsen und Hessen, „die ihm, — so sagte er, — Krone und Scepter nehmen und am Ende alles unter ihre Tyrannei bringen wollten." — So hart beschuldigte ein Gegner den andern, wie immer in den Zeiten heftiger Parteiung zu geschehen pflegt.

Nach langem Zögern rückten die Verbündeten endlich vor des Kaisers Lager bei Ingolstadt; aber anstatt einen kühnen Sturm auf dasselbe zu wagen, beschossen sie es 5 Tage lang mit dem schweren Geschütz, ohne etwas auszurichten; und nachdem sie nun genug Kugeln verschossen hatten, zogen sie ab. Schärtlin war höchst niedergeschlagen darüber und versichert in seiner Lebensbeschreibung, daß er von dieser Zeit an kein Herz mehr zu diesem Kriege habe fassen können, „denn er sehe keinen Ernst zu einem rechtschaffenen Kriege." Der Kaiser war ebenfalls ganz erstaunt, als er das große Heer schmählich abziehen sah, zog ihm nach, vereinigte sich mit dem Grafen von Büren, und war nun stark genug, dasselbe im offnen Felde zu bekämpfen. Aber der Muth war gewichen und die schmalkaldischen Bundesgenossen machten den Versuch vom Kaiser Frieden zu erhalten. Dadurch verriethen sie aber ihre Schwäche nur noch mehr und der Kaiser ließ ihr Schreiben öffentlich

vor der Schlachtordnung seines Heeres ablesen, um dessen Muth zu stärken, und gab ihnen zur Antwort: „er wisse keinen Weg zum Frieden, als wenn der Churfürst und der Landgraf sich, ihr Heer und ihre Unterthanen seiner Gnade und Ungnade übergäben." — Mit dieser Antwort zogen die Fürsten in ihre Heimath zurück, der Kaiser aber benutzte seine Zeit besser und brachte die süddeutschen Städte eine nach der andern zur Unterwerfung. Sie mußten seine Verzeihung mit großen Geldsummen erkaufen; Augsburg z. B. mit 150,000 Goldgulden, Ulm mit 100,000, und mußten spanische Besatzung einnehmen.

Unterdeß hatte der Churfürst von Sachsen sein eigenes Land von seinem Vetter, dem Herzog Moritz, wieder gewinnen müssen, der sich in seiner Abwesenheit offenbar als Freund des Kaisers kund gethan und in dessen Namen dasselbe in Besitz genommen hatte. Moritz, der viel geringere Macht hatte, als der Churfürst, mußte weichen und floh zum König Ferdinand nach Böhmen. Wenn der Churfürst nun Zeit behielt, sich wieder gehörig zu verstärken, so war der Kampf noch eben so schwierig als zuerst; darum eilte der Kaiser Karl, ohne seinem Heere irgend eine Winterruhe zu gestatten, durch Franken nach Böhmen und von da mit seinem Bruder und dem Herzog Moritz nach Sachsen. Er kam so plötzlich und unerwartet, daß er am 22. April 1547 bei Meißen stand, als der Churfürst ihn noch weit entfernt glaubte.

Die Schlacht bei Mühlberg, den 24. April 1547. — Der überraschte Churfürst suchte so schnell als möglich mit seinen Truppen an der Nordseite der Elbe nach Wittenberg, seiner Hauptstadt, zu kommen; sie war eine gute Festung und er hoffte sich so lange darin zu vertheidigen, bis seine Bundesgenossen ihm zu Hülfe kommen könnten. Der Kaiser dagegen wünschte nichts mehr, als ihn auf dem Zuge anzugreifen; wenn nur nicht der breite Elbstrom zwischen ihnen gewesen wäre. Als er nun selbst noch, gegen Abend, nachdenklich am Ufer desselben hinritt, brachte der Herzog von Alba, einer seiner spanischen Anführer, einen Bauern, der ihm eine Furth durch den Fluß zu zeigen versprach. Die Sachsen hatten ihm zwei Pferde weggeführt, aus Rache wollte er ihren Feinden die Furth zeigen. Der Herzog Moritz versprach ihm dafür 100 Kronen und zwei andere Pferde. — Am andern Morgen, — es war ein Sonntag, — setzten die spanischen und neapolitanischen Reiter, ein jeder mit einem Fußgänger hinter sich, durch die Furth; der Bauer führte des Kaisers Pferd am Zügel hindurch und der König Ferdinand, Herzog Moritz, und die anderen Anführer folgten. Der Churfürst war in dem benachbarten Städtchen Mühlberg in der Kirche. Als die Nachricht kam, der Kaiser sei über den Fluß gesetzt, konnte er es nicht glauben und wollte auch den Gottesdienst nicht unterbrechen. Aber kaum war derselbe beendigt, als er zu seinem Schrecken die Wahrheit der Nachricht sah und kaum Zeit behielt, auf seinen Wagen zu steigen und die nöthigen Befehle zu geben. Das Geschütz war schon nach Wittenberg voraus; er befahl, daß das Fußvolk schnell folgen und die Reiter nur suchen sollten, den Feind aufzuhalten. Allein es war zu spät. Die spanischen und ungarischen Reiter warfen die seinigen über den Haufen, erreichten das Fußvolk auf der Lochauer Haide, am Saum eines Waldes; mit dem lauten Kriegsgeschrei: Hispania! Hispania! durchbrachen sie die eiligst aufgestellten Reihen. Es entstand eine schreckliche Unordnung. Der Churfürst, der ein sehr dicker Mann war, bestieg einen schweren friesischen Hengst, um sich schneller zu retten; aber die leichten Reiter

holten ihn ein und ein Ungar verwundete ihn, während er sich vertheidigte, durch einen Hieb in die linke Backe. Das Blut strömte über sein Gesicht und sein Panzerhemd. Er wollte sich nicht ergeben. Da kam ein Ritter des Herzogs Moritz, Thilo von Trodt, herbei und rief ihm zu, seines Lebens zu schonen. Ihm, als einem Deutschen, ergab er sich. Der Kaiser hielt zu Pferde mitten in der Haide als Sieger; vor ihn wurde der mit Blut bedeckte Churfürst geführt. Er stieg vom Pferde und wollte sich vor dem Kaiser auf die Kniee lassen, indem er zugleich den Blechhandschuh auszog, ihm nach deutscher Sitte die Hand zu reichen. Aber Karl wendete sich finster zur Seite. Da fing der Churfürst an: „Großmächtigster, Allergnädigster Kaiser!" — So, nun bin ich euer gnädigster Kaiser? unterbrach ihn dieser; so habt ihr mich lange nicht geheißen! — Der Churfürst erwiederte: „Ich bin euer kaiserlichen Majestät Gefangener und bitte um fürstlichen Gewahrsam." — Wohl, ihr sollt gehalten werden, wie ihr es verdient, antwortete dieser und ließ ihn mit dem Herzog Ernst von Braunschweig-Lüneburg, der auch gefangen war, in das Lager führen.

Nun zog Kaiser Karl vor Wittenberg und drohete, des Churfürsten Haupt in die Stadt zu senden, wenn ihm nicht sofort die Thore geöffnet würden. Die Churfürstin und die Söhne erschracken sehr, aber sie glaubten doch nicht, daß der Kaiser die Drohung wahr machen werde, und zögerten. Da versammelte Karl ein Kriegsgericht nnd ließ wirklich bas Todesurtheil über Johann Friedrich aussprechen. Das war eine Verletzung der Reichsrechte, nach welchen nur auf einem Fürstentage ein solches Urtheil gesprochen werden konnte. Der Churfürst saß mit dem Herzog von Lüneburg in seinem Zelte am Schachbrett, als ihm das Todesurtheil angekündigt wurde. Mit Ruhe erwiederte er: „Ich kann nicht glauben, daß der Kaiser dermaßen an mir handeln werde; ist es aber gänzlich also bei der kaiserlichen Majestät beschlossen, so möge man es mir fest zu wissen thun, damit ich wegen meiner Gemahlin und meiner Kinder das Nöthige bestellen möge."

Auf die Nachricht dieses Urtheils eilte indeß der Churfürst Joachim von Brandenburg, obwohl er am schmalkaldischen Bunde nicht Theil hatte, sogleich in's Lager und verwendete sich auf's Eifrigste für den Gefangenen. Mit vieler Mühe und unter harten Bedingungen erhielt er endlich das Leben desselben; aber sein Land und seine Churwürde mußte Johann Friedrich an den Herzog Moritz abtreten, von dem es nun offenbar wurde, wonach er bei seiner Freundschaft mit dem Kaiser getrachtet hatte. Johann Friedrich sollte Gefangener bleiben, so lange es dem Kaiser gefallen würde, den nöthigen Unterhalt für ihn und seine Familie aber sollte der neue Churfürst Moritz darreichen. Dieser bestimmte dazu die Einkünfte der Aemter Eisenach, Gotha, Weimar und Jena, und diese sind späterhin den Nachkommen Johann Friedrichs ganz überlassen. So wechselten damals die beiden sächsischen Linien Würde und Besitz. Die jüngere, die albertinische, erhielt die Churwürde und die dazu gehörigen Länder; die ältere dagegen, die ernestinische, bekam die oben genannten Aemter und hat sich später in mehrere herzoglich sächsische Linien getheilt.

Nach Abschließung des Vertrages mußte auch die Festung Wittenberg ihre Thore öffnen und die kaiserliche Besatzung zog ein. Der Kaiser selbst begab sich in die Stadt und besah sie. „Es ist doch alles ganz anders im evange-

lischen Lande und unter evangelischen Leuten, als ich es mir gedacht habe," — äußerte Karl; und als er hörte, daß während seiner Anwesenheit der lutherische Gottesdienst eingestellt sei, tadelte er dieß und ließ auf der Stelle das Verbot zurücknehmen. In der Schloßkirche besah er auch Luthers Grab, der den Anfang dieses unglücklichen Krieges nicht mehr gesehen, sondern am 18. Februar 1546 zu Eisleben im 63. Jahre seines Alters gestorben war. Einer aus des Kaisers Gefolge rieth, Luthers Gebeine ausgraben und verbrennen zu lassen; aber der Kaiser erwiederte: „Laßt ihn ruhen, er wird seinen Richter schon gefunden haben; ich führe Krieg mit den Lebendigen und nicht mit den Todten."

Karl hatte zwar in dem Bündnisse mit dem Papste versprochen, die evangelische Partei gänzlich zum Gehorsam gegen den römischen Stuhl zurückzuführen, allein er mochte nun doch wohl eingesehen haben, daß dieß mit Gewalt nicht möglich sein werde, und hoffen, es nach diesen Siegen desto sicherer durch gelinde Mittel und allmählig zu bewirken. Zunächst war ihm Alles daran gelegen, auch den Landgrafen Philipp von Hessen in seine Gewalt zu bekommen, um so den schmalkaldischen Bund mit einem Mal seiner Häupter zu berauben. Der Landgraf ließ sich gern auf Unterhandlungen ein, und da ihm sein Schwiegersohn Moritz und der Churfürst von Brandenburg versicherten, der Kaiser wollte ihn weder am Leben, noch mit Verlust seiner Länder und Freiheit bestrafen, wenn er sich ihm freiwillig unterwürfe, kam er in's kaiserliche Lager, warf sich, in großer Versammlung von deutschen, spanischen und italienischen Großen, am Throne des Kaisers in die Kniee und ließ von seinem Kanzler eine demüthige Abbitte herlesen. Er glaubte damit die schlimme Sache abgemacht zu haben; allein zu seinem Schrecken kündigte ihm der Herzog von Alba, in dessen Zelt er geführt war, an, daß er ein Gefangener sei. Die Vermittler, Moritz und Joachim, erschraken ebenfalls auf das Heftigste und beriefen sich auf das kaiserliche Wort; allein umsonst. Der Kaiser erklärte, er habe ihnen zwar versprochen, den Landgrafen von ewiger, aber nicht von einiger Gefängniß frei zu lassen. Er mußte, so wie der Churfürst, dem kaiserlichen Hoflager als Gefangener folgen.

62. Karl V. und Moritz von Sachsen.

In Trident war noch immer das Concilium versammelt und hatte bereits eine Anzahl von Decreten abgefaßt. Aber die protestantischen Theologen, die davon ausgeschlossen waren, erkannten jene Decrete nicht an. Endlich wurde sogar die Versammlung, nach dem Wunsche der italienischen Bischöfe, ganz nach Italien, in die Stadt Bologna, verlegt. Der Kaiser und die deutschen Bischöfe waren sehr unzufrieden darüber und Karl selbst erklärte dem päpstlichen Legaten, daß man den Protestanten nicht zumuthen könnte, sich einem Concilium in Italien zu unterwerfen, indem sie immer ein freies Concilium deutscher Nation verlangten. Um nun noch einmal zu versuchen, ob man sich in Deutschland selber helfen könnte, ließ er im Jahr 1548 durch einige gemäßigte katholische und protestantische Theologen eine Vereinigung abfassen und nannte sie das Interim, d. h. eine einstweilige Anordnung, wie es mit der Religionsübung in Deutschland gehalten werden sollte,

so lange bis das allgemeine Concilium mit seinen Bestimmungen über das ganze Glaubens- und Kirchen-Wesen fertig sein werde. Er, der Sieger in dem eben beendigten Kampfe, verlangte nun, daß sich die evangelischen Stände nach diesem Interim richten sollten. Die Ehe der Geistlichen und der Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt war ihnen zwar darin einstweilen zugestanden, aber im übrigen sollten sie die Macht des Papstes, die Messe und die übrigen Hauptpunkte der katholischen Kirchenordnung anerkennen und beibehalten. Die protestantischen Theologen erhoben sich fast einstimmig gegen dieses Interim, indem sie erklärten, daß die Hauptgrundlage ihres Glaubensbekenntnisses aufgeopfert sei. Ja, auch die Katholiken waren damit unzufrieden, „weil eine Anordnung in Religionssachen von keinem Layen, selbst nicht vom Kaiser, ausgehen könne." Unter den Evangelischen erklärten sich die Städte: Kostnitz, Bremen und Magdeburg am heftigsten dagegen. Um an ihnen ein Beispiel zu geben, daß er sich Gehorsam werde zu erzwingen wissen, sprach Karl die Acht gegen sie aus, und als die beiden erstgenannten sich fügten, Magdeburg aber hartnäckig blieb, gab er dem Churfürsten Moritz den Auftrag, die Strafe an der Stadt zu vollziehen. Er selbst begab sich 1552 nach Innspruck in Tyrol, um dem Concilium nahe zu sein, welches der neue Papst Julius III. wieder nach Trident verlegt hatte.

Eine ängstliche Erwartung herrschte unter den Evangelischen in Deutschland. Magdeburgs Beispiel zeigte ihnen, daß der Kaiser entschlossen sei, gegen diejenigen, welche seine Anordnungen in Religionssachen nicht befolgen würden, Gewalt zu gebrauchen. Man fürchtete, daß er nur den Schluß des Tridentiner Conciliums erwarte, um dessen Beschlüsse anstatt des Interims mit voller Strenge zur Ausführung zu bringen. Alle blickten auf den Churfürsten Moritz, als den Einzigen, der Macht und Klugheit genug habe, den evangelischen Glauben zu retten; und so war jetzt für ihn der Augenbick gekommen, die gute Meinung seiner Glaubensgenossen, die er durch sein Benehmen zur Zeit des schmalkaldischen Krieges verloren hatte, wieder zu gewinnen. Moritz war ein junger, kraftvoller Mann, erst 30 Jahre alt, kühn und schlau, wie Karl V. selbst. Dieser, der sonst die Deutschen nicht besonders achtete, hatte eine große Meinung von dem jungen Fürsten und schätzte ihn vor allen andern hoch. Wir haben auch gesehen, wie Moritz sich zu ihm gehalten und ihm wesentliche Dienste geleistet hatte. Allein von dem Augenblicke, da Karl seinen Schwiegervater, den Landgrafen Philipp, widerrechtlicher Weise und trotz des von Moritz an Philipp gegebenen Ehrenwortes, in der Gefangenschaft hielt, hatte er sein Gemüth vom Kaiser abgewendet und glaubte auch das Recht zu haben, den ersten günstigen Augenblick für des Landgrafen Befreiung und seiner Glaubensgenossen Rettung benutzen zu dürfen. In den Zeiten so heftigen Streites gebiert gewöhnlich eine Ungerechtigkeit die andere und nur wenige Menschen wissen die grade Bahn ganz streng zu bewahren. Moritz benutzte den kaiserlichen Auftrag der Achtvollstreckung gegen Magdeburg, um sich ein ansehnliches Heer zu sammeln, und als er sich stark genug glaubte, schloß er Frieden mit der Stadt und brach plötzlich mit seinem Heere nach dem südlichen Deutschland auf. Derselbe Markgraf Albrecht von Brandenburg-Culmbach, der in dem schmalkaldischen Kriege auf des Kaisers Seite gewesen war, zog jetzt ebenfalls mit Moritz gegen ihn. Sie erließen eine Erklärung, worin sie sich über die fortdauernde Gefangenschaft des Landgrafen

und über Karl's Eingriffe in die Freiheit Deutschlands beschwerten. „Er habe fremdes Kriegsvolk in das Reich geführt, die Reichssiegel fremden Personen anvertraut, die weder mit der Sprache noch mit dem Rechte in Deutschland bekannt wären, und so sei es dahin gekommen, daß die Deutschen fremde Sprachen lernen müßten, um nur ein Anliegen an ihren Kaiser zu bringen. Ueberhaupt sei sein Trachten darauf gerichtet, allen eine schändliche Knechtschaft aufzubürden."

Unter diesen Beschuldigungen waren zwar manche übertrieben, allein die Hauptsache war gegründet, daß nämlich Karl viele Punkte seines Wahlvertrages nicht gehalten und besonders, daß er die Deutschen seinen Spaniern und Niederländern nachgesetzt, ja sogar sie oft verachtet hatte. Das mußte Karl jetzt schwer büßen, daß er sich keine Liebe in Deutschland zu erwerben gewußt hatte. Kein Reichsstand, selbst nicht von den katholischen, rührte sich zu seiner Hülfe; er selbst befand sich krank in Innspruck und hatte kein Heer zu seinem Schutze. Moritz aber zog mit unglaublicher Geschwindigkeit heran uns war ganz nahe bei Innspruck, ehe auch nur die Kunde von seinem Anrücken da war; es fehlte wenig, daß er den Kaiser gefangen nahm. Dieser behielt nur ebenso viel Zeit, in der Nacht, im schrecklichsten Regenwetter, nach Trient zu entfliehen, indem Diener mit Fackeln die engen Gebirgswege erleuchten mußten. Der Kaiser saß seiner Krankheit wegen in einer Sänfte, sein Bruder Ferdinand und das Gefolge zu Pferde; einige gingen auch zu Fuß. Auch der gefangene Churfürst Johann Friedrich war dabei. Wie kränkend mußte es für den Kaiser sein, daß dieser Mann, dem er vor fünf Jahren sein Churfürstenthum genommen und dasselbe Moritz gegeben hatte, nun Augenzeuge war, wie er vor eben diesem Moritz in finsterer Regennacht durch die rauhen Tyroler Gebirge fliehen mußte! Er gab ihm gleich darauf die Freiheit und reiste von Trient, wo er sich noch nicht sicher hielt, nach Villach in Kärnthen; Moritz kehrte indeß von Innspruck wieder um, da er den Kaiser nicht fand, und begab sich nach Passau, wohin eine Fürstenversammlung berufen war.

63. Der Augsburger Religionsfriede. 1555.

Zu Passau kam ein Vertrag 1552 zwischen beiden Theilen zu stande des Inhalts: der gefangene Landgraf Philipp sollte seine Freiheit erhalten; alle, die noch von dem schmalkaldischen Kriege her mit der Acht belegt seien, derselben entledigt und wegen der Religionsbeschwerden ein Reichstag berufen werden. Dieser Reichstag kam 1554 in Augsburg zu Stande, und durch die eifrigen Bemühungen des Königs Ferdinand, der beide Parteien immer wieder auf den rechten Weg brachte, wenn sie in Gefahr waren, sich von neuem zu entzweien, wurde wirklich am 26. September 1555 der berühmte Religionsfriede zu Augsburg geschlossen. Die Protestanten erhielten freie Religionsübung und blieben im Besitz aller bisher eingezogenen geistlichen Güter. Weder Protestanten noch Katholiken sollten einander zum Uebertritt zu verleiten suchen, sondern ein jeder frei seinem Glauben folgen. Doch behielt jeder Landesherr das Recht, die herrschende Kirche seines Landes zu bestimmen, mußte aber die, welche sich nicht zu derselben halten wollten, frei

auswandern lassen. — Dieser Friede hat unserm Vaterlande die lange entbehrte Ruhe wieder gegeben. Aber weder der Kaiser Karl noch der Churfürst Moritz genossen die Früchte davon, wie sie auch nicht mehr Theilnehmer der Verhandlungen gewesen waren. Karl war unterdeß mit seinem letzten Kriege gegen Frankreich beschäftigt, der in den Niederlanden geführt wurde. Drei Jahre verwendete er noch auf diesen Krieg, aber es wurde wenig darin ausgerichtet und er hat ihn unvollendet seinem Sohne hinterlassen müssen. Moritz aber war schon todt. Er wurde tödtlich verwundet in der Schlacht gegen seinen ehemaligen Freund, Albrecht von Brandenburg, der, nachdem kein Krieg mehr mit dem Kaiser war, einen wahren Räuberkrieg gegen die geistlichen Bisthümer angefangen hatte. Er durchzog Deutschland die Kreuz und die Quere und verheerte zuletzt den niedersächsischen Kreis. Da verband sich Moritz, dem die Ruhe des Vaterlandes jetzt über alles wichtig war, mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig und beide griffen den Markgrafen 1553 auf der Heide bei Sievershausen zwischen Hannover und Braunschweig an. Es war ein blutiges Treffen und zwei Söhne des Herzogs von Braunschweig, nebst vielen Grafen und Edelleuten, blieben auf dem Platze, obwohl Albrecht geschlagen wurde. Auch Moritz empfing die Todeswunde und starb nach zwei Tagen, allgemein betrauert von der evangelischen Partei, welcher er den Religionsfrieden erkämpft hatte. — Albrecht wollte nachher noch einmal Banden werben, aber zum Glück für Deutschland starb er 1556.

---

61. Karl V. legt die Regierung nieder und stirbt. 1558.

In Kaiser Karl's Seele war unterdeß ein außerordentlicher Entschluß reif geworden. Die großen Entwürfe, denen er sein Leben gewidmet hatte, waren vereitelt. Er hatte Frankreich demüthigen wollen; allein in dem letzten Kriege mußte er leider erkennen, daß die Macht dieses ehr- und ländersüchtigen Volkes immer höher stieg und dereinst für Europa's Ruhe gefährlich werden würde. Er selbst beherrschte halb Europa und hatte dies Volk doch nicht niederhalten können. Die Erbfeinde der Christenheit, die Türken, auf das kräftigste niederzuwerfen, war ein anderes Hauptziel seiner Wünsche gewesen; allein er sah ihre Macht eher wachsen als abnehmen, und war froh, daß sie Ungarn und Oestreich nicht noch heftiger angriffen. Die Kirchentrennung endlich, die ihn bitter schmerzte und die er mehr als dreißig Jahre hindurch durch alle Mittel, durch Güte und Ernst, durch Worte und Gewalt, zu verhindern gesucht hatte, war endlich unheilbar geworden und durch den Religionsfrieden nun förmlich anerkannt. — Zu allem diesen plagte ihn in den letzten Jahren immer heftiger sein kränklicher Körper und machte ihm die Lasten der Regierung ganz unerträglich. Daher beschloß er endlich die Regierung ganz niederzulegen und die letzten Jahre seines Lebens in völliger Abgeschiedenheit von der Welt der Vorbereitung zum Tode zu widmen. Im Herbst 1555 übergab er seinem Sohne Philipp zu Brüssel feierlich die Regierung der Niederlande. Er hielt dabei eine so rührende Rede, daß die ganze Versammlung zu Thränen bewegt wurde. „Seine Regierung sei, sagte er, von seinem 17. Jahre an eine stete Pilgerschaft gewesen; neunmal habe er Deutschland, sechsmal Spanien, siebenmal Italien, viermal Frankreich und

zehnmal die Niederlande besucht; zweimal sei er in England, eben so oft in Afrika gewesen und habe überhaupt elf Seereisen gemacht. Jetzt ermahne ihn sein hinfälliger Körper, sich aus dem Gewühl der irdischen Geschäfte zu entfernen und ihre Last auf jüngere Schultern zu legen. Habe er während so vieler Anstrengungen etwas versäumt oder nicht recht gemacht, so bitte er alle, die dadurch gekränkt worden, recht herzlich um Verzeihung. Dann ermahnte er seinen Sohn Philipp, der vor ihm kniete, mit den rührendsten Worten zu einer gerechten und ruhmwürdigen Regierung. Zuletzt sank er athemlos in den Sessel zurück. Im folgenden Jahre 1556 trat er eben so feierlich die Regierung von Neapel und Spanien an seinen Sohn und die des deutschen Reiches an seinen Bruder Ferdinand ab und am 17. September schiffte er sich nach Spanien ein. Hier begab er sich ganz allein, ohne auch nur eine seiner Schwestern mit sich zu nehmen, in eine kleine Wohnung bei dem Hieronymitenkloster St. Juste in Estremadura und lebte hier noch zwei einsame Jahre, indem er seine Stunden zwischen Andachtsübungen und Beschäftigungen seiner Hände theilte. Er bebaute seinen Garten und verfertigte Uhren und andere künstliche Werke. Den Tod wünschte er sich als einen Freund herbei, und dieser erlöste ihn auch am 21. Sept. 1558, im 56. Jahre seines Alters, von den Fesseln seines Leibes.

Karl V. war ein schöner und stattlicher Mann, dessen Anblick Ehrfurcht einflößte. Das blonde Haar und die blauen Augen zeugten von seiner niederländischen Abkunft, auf dem blassen Gesichte aber zeigte sich der Ernst des Spaniers, der nur selten durch ein Lächeln gemildert wurde. Hätte Karl V. nicht in einem Zeitalter der heftigsten Gährungen gelebt, so würde er ohne Zweifel außerordentliche Werke hinterlassen haben; nun aber glaubte er sich berufen, den Bewegungen einer neuen Zeit mit aller Macht entgegen zu wirken, und in solchem Kampfe des Einzelnen gegen ein ganzes Zeitalter verzehrt sich selbst die ausgezeichnetste Kraft; ja, sie wird oft auf einen Weg geleitet, der mit der Geradheit und Gerechtigkeit nicht immer zusammenstimmt, weil der Streit gar zu leicht auch zum Gebrauche unedler Mittel verführt; und dieser Verführung hat Karl nicht immer widerstehen können.

---

65. Ferdinand I. 1556—1564.

Sein Bruder Ferdinand, der nun 8 Jahre allein die kaiserliche Gewalt besaß, hat die geradere Laufbahn, die er schon als römischer König angefangen hatte, fortgesetzt. Er hat die Ehre eines Erhalters des innern Friedens rühmlichst behauptet; denn obgleich er mit ganzer Seele dem Glauben seiner Vorfahren zugethan war, so war doch das Gefühl der Duldung gegen Andersgesinnte eben so lebendig in ihm, weil Güte und menschliches Wohlwollen in seinem Herzen wohnten. Bei seinem redlichen Verlangen nach Frieden suchte er immer noch durch seine Gesandten bei dem Concilium zu Trident die möglichste Nachgiebigkeit gegen die Evangelischen zu bewirken, damit der Weg zur Wiedervereinigung noch offen bliebe für eine Zeit, wo die Gemüther von beiden Seiten wieder ruhiger geworden wären Allein die Deutschen hatten auf diesem Concilium noch weniger Einfluß als einst auf dem zu Kostnitz, und so endigte dasselbe im Jahre 1563 damit, daß es, nachdem die

Lehre und Verfassung der katholischen Kirche in einer Reihe von Beschlüssen von neuem festgestellt waren, über jeden davon Abweichenden den Fluch aussprach. Uebrigens verdankt die katholische Kirche dem Concilium zu Trident viele weise Verordnungen, wodurch Mißbräuche abgeschafft und andern vorgebeugt worden; so wie auch die Grundsätze der christlichen Sittenlehre, welche für alle Parteien dieselbe ist, von demselben treffend aufgestellt sind. — Seit jener Zeit ist keine allgemeine Kirchenversammlung wieder gehalten worden und die Trennung der beiden Kirchen war nun völlig entschieden.

Von katholischer Seite wirkte schon bei dem Concilium, so wie nachher, vorzüglich der Jesuiter-Orden, gestiftet durch den Spanier Ignaz Loyala und vom Papste im Jahre 1540 bestätigt, gegen die neue Kirche. Er hatte sich den Krieg gegen dieselbe zu seiner eigentlichen Bestimmung gemacht und seine Einrichtung war sehr geschickt darauf berechnet. Junge Leute von ausgezeichneten Anlagen wurden für den Orden ausgesucht und, nachdem sie hinlänglich unterrichtet und erprobt waren, wurde ein jeder auf den Platz gestellt, wohin er am beßten paßte: entweder als Lehrer bei den Schulen oder als Prediger, oder Erzieher junger Fürsten, oder endlich als Beichtvater an einem fürstlichen Hofe. Dabei waren sie von den geistlichen Verrichtnngen anderer Orden befreit, um ihre ganze Zeit den Studien und Beschäftigungen, die einem jeden oblagen, widmen zu können. Und damit Ein Geist und Ein Streben in dem ganzen Orden beständig bliebe, war der strengste Gehorsam gegen die Obern jeder Provinz, und aller dieser wieder gegen den Vorsteher oder General des Ordens, der in Rom seinen Sitz hatte, unwandelbares Gesetz. Von dem Letzteren gingen alle Befehle aus, an ihn mußten regelmäßig Berichte der Vorsteher aus allen Ländern erstattet werden. — Die Verbreitung des Ordens ging außerordentlich schnell; im Jahre 1540, da Loyala die päpstliche Bestätigung erhielt, zählte er nur 10 Mitglieder, im Jahre 1608 schon über 10,000 und im Jahre 1700 gegen 20,000.

Die Protestanten trugen von ihrer Seite auch nicht wenig dazu bei, die Ausbreitung ihrer Lehre in Deutschland, die bisher so schnell gegangen war, zum Stillstande zu bringen. Anstatt durch Einigkeit sich stark zu erhalten, überließen sie sich den heftigsten Streitigkeiten über einzelne Lehren, in welchen eine Verschiedenheit unter ihnen aufgekommen war. Zwei Hauptparteien hatten sich gebildet: die Lutheraner, die sich genau an Luthers Lehren hielten, und die Reformirten, welche die, in einigen Stücken davon abweichenden, Grundsätze des Züricher Reformators Ulrich Zwingli und des Genfers Johann Calvin angenommen hatten. Der Streit wurde immer heftiger; die Leidenschaften betäubten die Vernunft, und es war traurig zu sehen, wie statt der christlichen Liebe, die das eigentliche Merkmal des wahren Christen ist, der Haß die Herrschaft eingenommen hatte. Von der Zeit an konnte die neue Lehre die Herzen der Menschen nicht mehr gewinnen, und erst späterhin hat sie sich da, wo sie einmal ihren Sitz genommen hatte, durch innere Läuterung ganz befestigt.

Kaiser Ferdinand starb 1564 und hinterließ seinem Sohne

66. Maximilian II. 1564—1576.

die deutsche Krone. Auch Maximilian gehört in die Reihe derjenigen Kaiser, welche ihr hohes Amt in Milde und Gerechtigkeit verwaltet haben. Ein sehr

ehrenwerthes Zeugniß legten seine böhmischen Unterthanen über ihn ab, als sie ihn den Polen, die einen König suchten, empfahlen. „Unser Böhmen befindet sich unter Maximilians Regierung besser, als wenn es von einem angestammten Vater regiert würde; unsere Gesetze, Vorrechte und Freiheiten werden von ihm geschützt, und was man fast ein Wunderwerk nennen möchte, ist die große Klugheit und Unparteilichkeit, mit welcher er den verschiedenen Glaubensgenossen begegnet und sie dadurch zur Einmüthigkeit, Duldung und gegenseitigen Liebe führt." Die Polen, bestärkten dieses Zeugniß durch den Zusatz: „Er habe das ganze christliche gemeine Wesen, welches durch Empörung und Zwietracht erschüttert sei, so in Ordnung gebracht, daß er mehr Triumphe durch seinen Verstand im Frieden, als andere durch Kriege erhalten habe." — Und so steht in der That sein Ruhm in der Geschichte da. Während in den Niederlanden der lange und blutige Befreiungskrieg gegen die spanische Herrschaft seinen Anfang nahm, und in Frankreich ebenfalls der Religion wegen in den Hugenotten-Kriegen viel unschuldiges Blut vergossen und zur Schande der Menschheit in der Bartholomäusnacht oder sogenannten Pariser Bluthochzeit in der Nacht vom 24. auf den 25. August 1572 die schrecklichsten Gräuel verübt wurden, genoß Deutschland unter dem trefflichen Kaiser Maximilian einer erfreulichen Ruhe. Seine beiden Söhne jedoch,

67. Rudolf II. 1576—1612, und Mathias 1612—1619.

die ihm nacheinander folgten, haben nicht in dem Sinne des Vaters regiert. Unter ihnen ist die Zwietracht zwischen den Religionsparteien wieder bis auf den höchsten Grad gestiegen, so daß sie zuletzt in den schrecklichen dreißigjährigen Krieg ausbrach. Rudolf war träge und nachlässig und ließ sich in Regierungssachen von schlechten Rathgebern leiten. Seine beste Zeit brachte er mit Betrügern hin, von denen er die Alchymie, oder die Kunst Gold zu machen, lernen wollte. Doch war er daneben nicht ohne Kenntnisse und Liebe für Kunst und Wissenschaft; er war ein Liebhaber von schönen Gemälden und Bildsäulen, und ausgezeichnete Gelehrte, wie die berühmten Astronomen und Mathematiker Tycho-Brahe und Keppler, haben seine Gunst genossen. Seine Regierung versäumte er aber bald so sehr, daß seine eigenen Brüder, welche die schlimmen Folgen davon erkannten, ihn nöthigten, zuerst die Regierung von Oestreich und Ungarn und 1611 auch die von Böhmen an einen der Brüder, Mathias, abzutreten; und als er im folgenden Jahre starb, wurde dieser Mathias auch zum deutschen Kaiser gewählt.

Aber auch er war nicht gemacht, das heranziehende Ungewitter abzuwehren. In den östreichischen Erbländern selbst sah es sehr unruhig aus. Die Protestanten hatten in allen Theilen derselben, und selbst in der Hauptstadt Wien, Eingang gefunden und in der Nähe derselben, mit der Erlaubniß des Kaisers Maximilian, mehrere Kirchen errichtet. Maximilian gewährte ihnen eine billige Religionsfreiheit, aber Rudolf nahm ihnen jene Kirchen wieder, weil sie sich immer mehr ausbreiteten und weil einige unverständige Eiferer unter ihnen die gegebene Erlaubniß mißbrauchten. Ja, er nahm den Protestanten sogar das Bürgerrecht in den östreichischen Städten und brachte dadurch die größte Unzufriedenheit unter ihnen hervor. In Böhmen hatte er ihnen, weil sie die zahlreichern waren, freie Religionsübung und sogar das Recht

einräumen müssen, außer den vorhandenen noch neue Kirchen und Schulen zu errichten. Die Urkunde, die dieses enthielt, nannten die Böhmen ihren Majestätsbrief, und er ist es, welcher nachher die erste Veranlassung zu dem dreißigjährigen Kriege gab.

Im übrigen Deutschland waren gleichfalls neue Spannungen entstanden und Bündnisse gegen einander errichtet. Ein Theil der Protestanten, besonders von der reformirten Partei, hatte 1608, den Churfürsten von der Pfalz an ihrer Spitze, einen engeren Bund geschlossen, den sie die Union nannten, und 1610 schlossen dagegen die Katholiken die sogenannte Liga oder Ligue, deren Haupt der Herzog Maximilian von Baiern war.

Am Niederrhein war 1609 der Herzog Johann Wilhelm von Jülich ohne Kinder gestorben, der die schönen Länder: Jülich, Berg, Cleve, Mark und einige kleinere hinterließ. Es meldeten sich mehrere Erben: aber der Churfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg griffen zuerst zu und theilten sich die Länder, so daß Brandenburg Mark und Cleve, und Pfalz Jülich und Berg erhielt. Später trat der pfälzische Prinz Wolfgang Wilhelm, nach einer Entzweiung mit dem Churfürsten von Brandenburg, zur katholischen Kirche über, schloß sich enge an das Haus Baiern an, und so waren auch am Niederrhein wieder zwei feindliche Parteien entstanden.

Das überall unter der Asche glimmende Feuer kam zum Ausbruch, als zum Nachfolger des Kaisers Mathias ein Fürst bestimmt wurde, der seinen Haß gegen die Evangelischen ohne Rückhalt aussprach. Mathias nämlich hatte keine Kinder; auf Zureden seiner Brüder Maximilian und Albrecht, die ebenfalls kinderlos waren und keine Neigung zur Regierung hatten, ernannte er zu seinem künftigen Nachfolger in Oestreich und Böhmen seinen Vetter, den jungen Erzherzog Ferdinand, Besitzer von Steiermark, Kärnthen und Krain. Ferdinand war unter den Augen des sehr eifrig katholischen Herzogs Wilhelm von Baiern erzogen und von Jugend auf zu den strengsten Begriffen in Religionssachen angehalten. Seine Kirche hielt er für die allein seligmachende und war überzeugt, daß es seine Pflicht als Landesherr sei, seine Unterthanen durch alle Mittel, selbst durch Gewalt, bei ihr festzuhalten oder zu ihr zurückzuführen. In der Befolgung dieses Grundsatzes verfuhr er offen und ohne Hinterlist und dieses mußten selbst seine Feinde an ihm ehren. In seinen Erbländern Steiermark, Kärnthen und Krain fing er sein Werk an, er reformirte sie, d. h. er führte sie zu der alten Kirche zurück, verschloß alle protestantischen Kirchen, deren schon eben so viele da waren, als der katholischen, und duldete keinen Gottesdienst, außer dem einen. Wer sich nicht dazu halten wollte, durfte auswandern, wie es im Augsburger Religionsfrieden ausgemacht war. Durch rasche und kräftige Maßregeln brachte er es dahin, daß trotz der heftigsten Unzufriedenheit doch kein Aufstand ausbrach, und in wenigen Jahren wurde keine protestantische Predigt mehr in seinen Ländern gehört. Ein solcher Fürst, der nun das Haupt des ganzen östreichischen Hauses, Besitzer so vieler Länder, und wahrscheinlich auch Kaiser werden sollte, mußte in den Evangelischen die größten Besorgnisse erwecken.

68. Anfang des dreißigjährigen Krieges.

In Böhmen brachte diese Besorgniß den ersten Ausbruch von Unruhen hervor. Die protestantischen Unterthanen des Erzbischofs von Prag erbauten eine neue Kirche in dem Städtchen Klostergrab, und die des Abtes von Braunau in Braunau selbst. Obgleich nun in dem Majestätsbriefe den Evangelischen erlaubt war, neue Kirchen zu errichten, so wurde doch auf kaiserlichen Befehl die Kirche Klostergrab niedergerissen und die in Braunau geschlossen; denn, hieß es, nach dem Majestätsbriefe dürften wohl die evangelischen Stände von Böhmen neue Kirchen errichten, nicht aber die Unterthanen katholischer Stände. Die Evangelischen beschwerten sich beim Kaiser über Verletzung des Majestätsbriefes, erhielten aber eine harte Antwort. Diese Antwort sollte, dem allgemeinen Glauben nach, nicht in Wien, sondern in Prag selbst von den kaiserlichen Statthaltern Martinitz und Slawata verfaßt und dem Kaiser zur Unterschrift vorgelegt sein. Die beiden Genannten waren den Protestanten außerordentlich verhaßt; von Martinitz sagte sich das Volk, er habe seine evangelichen Unterthanen mit Hunden in die katholischen Kirchen hetzen lassen; und Slawata sollte ebenfalls die härtesten Mittel angewendet haben, die seinigen zum katholischen Glauben zu zwingen. Der Haß gegen Beide brach am 25. Mai 1618 in eine arge Gewaltthat aus. Die Abgeordneten der evangelischen Stände erschienen an diesem Tage bewaffnet im königlichen Schlosse vor den 4 Statthaltern. Zwei derselben, Sternberg und Lobkowitz, führten sie in ein Nebenzimmer, weil sie, wie einige aus dem Haufen sagten, die Ausfertigung des schweren und nachtheiligen kaiserlichen Schreibens nicht gebilligt hätten; die beiden, Martinitz und Slawata aber, nebst dem Geheimschreiber Fabricius, wurden zu den Fenstern des Saales geschleppt und von einer Höhe von 40 Fuß hinab in den Hof gestürzt. Trotz dieses gewaltigen Sturzes kamen doch alle drei mit dem Leben davon, denn sie waren auf einen Haufen von Papiertrümmern und anderm Kehricht gefallen — Durch diese unerhörte That war die Empörung gegen den Kaiser laut erklärt und die Stände, welche die Folgen wohl vorhersehen konnten, rüsteten sich zu ernsthafter Gegenwehr. Ihr Anführer war der Graf Mathias von Thurn, ein heftiger und kühner Mann. Man trieb die Jesuiten aus dem Lande, die für die Urheber aller Feindschaft gegen die Evangelischen angesehen wurden, und einem Ausschuß von 30 Edelleuten wurde die Verwaltung des Landes anvertraut. Die Böhmen rechneten darauf, daß die evangelischen Stände in Oestreich ihrem Beispiele folgen würden, und in der That gingen diese auch damit um, mit ihnen ein Bündniß zu schließen. Aber die entschlossene Thätigkeit Ferdinand's verhinderte dieses. Er rüstete sich mit Macht, hielt die Oestreicher im Gehorsam und sprach seinen festen Vorsatz aus, auch die Böhmen dahin zurückzuführen. — Unterdeß starb der Kaiser Mathias 1619, und die Böhmen ergriffen diese Gelegenheit, sich ganz vom Hause Oestreich loszusagen; sie entsetzten Ferdinand der Würde eines Königs von Böhmen und erwählten statt seiner den Churfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Er war das Haupt der Union in Deutschland, ein Schwiegersohn des Königs Jacob I. von England, und galt, freilich mit Unrecht, als ein entschlossener großherziger Fürst. Friedrich nahm die gefährliche Krone an, obwohl der Churfürst von Sachsen und sein eigener Schwiegervater ihn davon abmahnten.

69. Ferdinand II. 1619—1637.

Während dieses in Böhmen vorging, war Ferdinand von den deutschen Churfürsten am 28. August 1619 in Frankfurt zum Kaiser gewählt. Außer den geistlichen Churfürsten hielten es auch Sachsen und Brandenburg mit dem Hause Oestreich, und so konnten die Einwendungen von Pfalz allein die Wahl nicht hindern. Auf der Rückreise von Frankfurt schloß Ferdinand mit dem Herzog Maximilian von Baiern ein enges Bündniß, so wie er auch ein gleiches mit Spanien geschlossen hatte, nach welchem der spanische Feldherr Spinola von den Niederlanden aus in die pfälzischen Länder einfallen sollte. Maximilien rückte rasch mit den Baiern und Oestreichern in Böhmen ein. Der neue König Friedrich V. hatte seine Zeit nicht so gut benutzt; anstatt die Böhmen durch Vertrauen zu gewinnen und ihnen durch kräftige Maßregeln Muth einzuflößen, zog er seine mitgebrachten deutschen Rathgeber den Böhmen vor und überließ sich dem sorglosen Genuß seiner Königswürde in Festen und Lustbarkeiten.

Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag, 8. November 1620. — Als daher Maximilian heranrückte, entstand Bestürzung und Verwirrung. Die Böhmen verschanzten sich zwar auf dem weißen Berge bei Prag, allein ein entschlossener Angriff brachte die Verschanzungen in weniger als einer Stunde in die Hände der Oestreicher und Baiern, und Friedrich, der der Schlacht von den Wällen der Stadt zugesehen hatte, wagte nicht einmal, diese selbst zu vertheidigen, sondern floh in der Nacht mit seiner Gemahlin und dem Grafen von Thurn nach Schlesien und von da nach den Niederlanden. Er wurde in die Reichsacht erklärt, Böhmen von Ferdinand in Besitz genommen, die Pfalz von Spaniern unter Spinola besetzt, und so war Friedrich, ehe er sich besinnen konnte, ein länderloser Fürst und mußte von der Gnade seines Schwiegervaters, des Königs von England, leben.

Das böhmische Land erfuhr ein hartes Schicksal. Ferdinand ließ 27 Anführer der protestantischen Partei hinrichten und schenkte ihre Güter seinen Getreuen. Darauf wurden nach und nach alle protestantischen Prediger aus dem Lande gewiesen, die Kirchen geschlossen, und später, im Jahre 1627, allen Unterthanen angekündigt, daß keiner im Lande werde geduldet werden, der sich nicht zur katholischen Kirche bekenne. Man zählte an 30,000 Familien, die in diesen Zeiten Böhmen verlassen mußten, und dieses Land war nun auch, nach der Weise Ferdinand's, reformirt worden.

Der dreißigjährige Krieg.

70. Fortsetzung des Krieges in Deutschland von 1626—1630

Der ganze Streit schien mit der Besiegung Friedrich's V. beendigt zu sein. Böhmen war unterworfen, die Union aufgelöst und das Haus Pfalz gänzlich gestürzt. Aber die aufgeregten Leidenschaften ließen noch nicht so schnell wieder die Ruhe zurückkehren. Da die größeren protestantischen Fürsten von Sachsen und Brandenburg sich nicht rührten, so standen einzelne Männer

aus kleineren Fürstenhäusern auf, warben Schaaren an, besoldeten sie aus der Beute, die sie besonders in den Ländern der geistlichen Fürsten machten, und führten so Krieg, wie zu den Zeiten des Faustrechts, welches von neuem aufzuleben schien. Jene Anführer waren: der Graf Ernst von Mansfeld, der Markgraf Georg Friedrich von Baden Durlach, und der Herzog Christian von Braunschweig. Bei der Schnelligkeit, womit sie bald in diesem bald in jenem Lande erschienen, vermochte das größere Heer der katholischen Ligue, unter dem baierischen General Tilly, ihren Verheerungen nicht Einhalt zu thun. Auf die Dauer zwar hätten sie den Krieg nicht fortführen können, denn ihre geworbenen Haufen, die nur dem glücklichen Anführer folgten, gingen auseinander, wenn es keine Beute mehr gab; aber sie leisteten doch eine Zeitlang Widerstand, und als sie das Tillysche Heer bis an die Gränze des niedersächsischen Kreises gezogen hatten, erhob sich dieser Kreis, der größtentheils aus evangelischen Ständen bestand, 1624 zum Kriege, und an die Spitze desselben stellte sich:

Der König Christian IV. von Dänemark, als Kreisoberster, — Da auf diese Weise der Widerstand der Evangelischen wieder stärker zu wachsen anfing, beschloß der Kaiser ein eignes neues Heer aufzustellen; denn bis dahin war der Krieg hauptsächlich durch die Macht der Baiern geführt worden. Er wählte zum Anführer Albrecht von Wallenstein oder Waldstein, Herzog von Friedland in Böhmen, einen Mann, welcher in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges höchst merkwürdig geworden ist. Sein feuriger, ehrgeiziger Sinn hatte ihn früh in Kriegsdienste getrieben; er hatte dem kaiserlichen Hause wichtige Dienste in Ungarn gegen Bethlen Gabor und zuletzt in der Schlacht auf dem weißen Berge bei Prag geleistet und dafür von Ferdinand die Herrschaft Friedland und den Fürstentitel erlangt. Sein Name war schon so berühmt unter den Kriegern, daß er in kurzer Zeit ein Heer von 50,000 Mann zum dänischen Kriege zusammenbringen konnte; denn Alles drängte sich zu seinen Werbefahnen. Aber der Kaiser hatte ihm den unumschränkten Oberbefehl und die Vollmacht, alle Anführer zu ernennen, zugestehen müssen.

Im Herbst 1625 brach er mit dem Heere nach Niedersachsen auf, hielt Winterquartiere in den reichen Gegenden um Halberstadt und Magdeburg und griff im nächsten Frühjahr den Grafen von Mansfeld an der Elbe an. Dieser, zu schwach gegen Wallenstein, wandte sich plötzlich aus Sachsen in die östreichischen Länder Schlesien und Ungarn und nöthigte Wallenstein, ihn zu verfolgen. Endlich, da er sich nicht länger halten konnte, entließ er in Ungarn seine Haufen, die sich wieder nach allen Gegenden zerstreuten, verkaufte Geschütz und Heergeräth und reiste selbst, mit wenigen Getreuen, durch Bosnien und Dalmatien nach Venedig zu. Unterwegs aber, in dem Dorfe Urakowitz bei Zara in Dalmatien, wurde er krank, und da er die Herannäherung des Todes fühlte, zog er seine Rüstung an, gürtete seinen Degen um, und erwartete, auf zwei seiner Officiere gestützt, stehend sein Ende. So trat dieser rastlose Mann, der eine Haupttriebfeder des Krieges gewesen war, von der Schaubühne ab. Sein Freund, Christian von Braunschweig, starb in demselben Jahre 1626; und der König von Dänemark wurde von Tilly bei Lutter am Barenberge, im Braunschweigischen, gänzlich geschlagen. Zum zweitenmale verließ das Glück in diesem langwierigen Kriege gänzlich

die protestantische Sache und der König Christian IV. mußte seine deutschen Länder: Holstein, Schleswig und Jütland von Tilly's und Wallenstein's Heeren gänzlich verwüstet sehen. Er war froh, im Jahre 1629 einen erträglichen Frieden, welchen man den Frieden zu Lübeck nennt, zu erhalten, mußte aber versprechen, seine Bundesgenossen, die Herzöge von Mecklenburg, nicht ferner zu unterstützen. Diesen hatte nämlich Ferdinand ihre Länder genommen und sie Wallenstein, zum Ersatz der Summen, die er aus seinem Vermögen für den Krieg aufgewendet hatte, gegeben. So war nun der stolze Mann Herzog von Mecklenburg und ein Fürst des deutschen Reiches. Er hätte auch gern noch Pommern dazu gehabt, um eine lange Strecke an der Küste der Ostsee im Besitz zu haben; — er hatte in seiner Zuversicht sogar schon den Titel eines Admirals der Nord- und Ostsee angenommen, — und griff deshalb die feste Stadt Stralsund in Pommern an, die sich weigerte, kaiserliche Besatzung einzunehmen. Aber die Bürger vertheidigten sich auf das Tapferste, schlugen alle Stürme ab, und Wallenstein mußte, nach einem Verluste von wenigstens 12,000 Mann, unverrichteter Sache von ihren Mauern abziehen, obgleich er in seinem Zorne gelobt hatte: er wolle die Stadt herabreißen, und wenn sie mit Ketten an den Himmel gebunden wäre."

Uebrigens galt Pommern als ein befreundetes Land; mit Dänemark war Friede, und überhaupt kein Feind mehr vorhanden; und dennoch blieb Wallenstein mit seinem Heere, das er bis auf 100,000 Mann vermehrt hatte, unbeweglich in Norddeutschland stehen und sog dasselbe auf das Unerhörteste aus. Seine geworbenen Haufen verübten die schrecklichsten Gräuelthaten, brannten und mordeten, und von allen Seiten kamen die bittersten Klagen bei dem Kaiser ein. Es half aber nichts, denn des Feldherrn Wille schien mächtiger zu sein, als selbst der des Kaisers. Endlich drangen alle Fürsten des Reiches, vor allen der Herzog von Baiern, auf dem Reichstage zu Regensburg 1630 so einstimmig in Ferdinand, daß er sich entschließen mußte, Wallenstein den Oberbefehl zu nehmen. Dieser zog sich stolz auf seine Güter zurück, indem er sagte: „Der Kaiser habe mit dem Abdanken seines Heeres den edelsten Stein aus seiner Krone weggeworfen.

Der Theil des kaiserlichen Heeres, der nicht entlassen wurde, vereinigte sich mit dem Heere der Lige unter dem Oberbefehle Tilly's und war dazu bestimmt, die Vortheile des bisherigen Waffenglücks ganz durchzuführen. Dem Kaiser Ferdinand nämlich schien jetzt der günstige Augenblick gekommen zu sein, von den Protestanten einen großen Theil der eingezogenen geistlichen Güter zurückzufordern; und am 6. Mai 1629 erschien daher ein kaiserliches Edikt, nach welchem sie alle Güter, die sie seit dem Passauer Vertrage von 1552 in Besitz genommen hatten, herausgeben sollten: nämlich zwei Erzbisthümer, Bremen und Magdeburg, 12 Bisthümer und eine beträchtliche Menge von kleineren Stiftern. Dieser Befehl, den man das Restitutionsedikt nennt, verbreitete die größte Bestürzung im evangelischen Deutschland; nicht weniger ein Beschluß der Lige: „keines der Länder, die durch ihre Waffen erobert wären, herauszugeben, bis der Bund des Ersatzes seiner Kriegskosten gewiß wäre." Diese mochten sich schon sehr hoch belaufen, demnach schien manches Land in ihrem Besitze bleiben zu müssen. Einen Theil der pfälzischen Länder, nebst der pfälzischen Churwürde, hatte der Kaiser schon vorlängst seinem treuen Bundesgenossen, dem Herzog Maximilian von Baiern, gegeben.

71. Gustav Adolph in Deutschland. 1630—1632

Es war seit der Entstehung der neuen Religionspartei vielleicht noch kein so gefährlicher Augenblick für dieselbe da gewesen, als der jetzige; denn wo ein so eifriger und entschlossener Kaiser, wie Ferdinand II., im Siege stehen bleiben werde, konnte niemand voraussehen. Da trat unerwartet ein neuer Kämpfer für die evangelische Kirche in Deutschland auf: König Gustav Adolph von Schweden. Dieser junge, muthige König, der ein eifriger Anhänger seines Glaubens war, hatte sich schon früher für seine, von Wallenstein abgesetzten, Vettern, die Herzöge von Mecklenburg, verwendet; aber vergebens. Der Kaiser achtete des unbedeutenden Königs aus Norden nicht und hatte sogar schon den Polen, mit denen Gustav im Kriege war, 10,000 Mann gegen ihn zu Hülfe gesendet. Hierdurch beleidigt, vorzüglich aber, weil er die Kirche, zu welcher er sich bekannte, in großer Gefahr schweben sah, nahm er die flehentlichen Bitten der noch immer von den Kaiserlichen bedrängten Stadt Stralsund an, erklärte dem Kaiser den Krieg und landete 1630 mit 15,000 Schweden auf der Insel Rügen, die dicht an Pommern liegt. Es war ein großes Wagestück, mit so geringer Zahl gegen die ganze Macht des Hauses Oestreich und der Lige in den Kampf zu treten; und die Hoffnung, worauf Gustav vorzüglich gebaut hatte, daß die evangelischen Fürsten sich sogleich kräftig für ihn erklären würden, schlug sogar auch fehl. Nur zwei der kleineren, der Landgraf von Hessen-Kassel und der Herzog von Sachsen-Weimar, nebst der freien Stadt Magdeburg, schlossen sich an ihn an; die größeren, besonders die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, zögerten, weil sie vielleicht die Herrschaft eines fremden Eroberers, wofür sie den König halten mochten, eben so sehr fürchteten, als die des Kaisers. Sie schlossen vielmehr unter einander einen Bund zu Leipzig, um sich gegen beide Parteien gewaffnet zu halten. Aber sowohl der Kaiser, als der König von Schweden, nahmen ihnen dieses übel. Der Kaiser verlangte, daß sie als Reichsfürsten es mit ihm gegen den fremden König halten sollten, und befahl seinen Feldherren, die Glieder des Leipziger Bundes mit Gewalt zu entwaffnen; der König aber beklagte sich laut über die Lauigkeit der Fürsten gegen ihren Glauben: Zur Zeit eines solchen Sturmes, sagte er, als worin sich die Evangelischen befinden, will es sich nicht schicken, daß etliche fleißig arbeiten, die andern dem Sturme zusehen und die Hände in den Schooß legen: sondern ein jeder muß das Werk mit Freuden angreifen." — Da seine Worte nicht halfen, mußte er sich auf seine eigene Kraft und sein Waffenglück verlassen, und bald verschafften ihm diese auch, nach Vertreibung der Kaiserlichen aus Pommern, den Herzog dieses Landes zum Bundesgenossen und die Stadt Stettin zu einem vortrefflichen Waffenplatze; und eben so übergab ihm der Churfürst von Brandenburg, als er auf Berlin losrückte, die Festungen Küstrin und Spandau. Auf diese Weise im Rücken gesichert, hatte er jetzt die Absicht, die von Tilly belagerte, wichtige Festung Magdeburg zu befreien, die ihn auf das Dringendste um Hülfe anrief; aber ehe er noch dahin gelangen konnte, war die unglückliche Stadt schon gefallen.

Magdeburgs Zerstörung, 20. Mai 1631. — Tilly hatte die Stadt Magdeburg, weil sie mit dem schwedischen Könige Freundschaft geschlossen hatte, schon eine geraume Zeit belagert. Die Bürger vertheidigten

sich unerschrocken und hofften täglich, daß der König zu ihrer Hülfe erscheinen werde. Tilly, der wohl wußte, wie nahe er schon war, beschloß einen Sturm zu wagen. Am 19. Mai ließ er, als wenn er die Belagerung aufheben wollte, die Kanonen aus den Schanzen rückwärts führen, und die Bürger jubelten schon laut; aber in der nächsten Nacht versäumten sie, von der langen Anstrengung ermüdet und ihrer Rettung schon gewiß, die nöthige Wachsamkeit. Um 5 Uhr des nächsten Morgens werden sie plötzlich durch den Donner des Geschützes aufgeschreckt, und als sie bestürzt an ihre Plätze auf die Mauern eilen, sind diese schon an mehreren Stellen eingeschossen, an andern erstürmt, und die Kaiserlichen dringen unaufhaltsam in die Stadt. Verzweiflungsvoll wollen die Bürger noch die Straßen und selbst ihre Häuser vertheidigen, aber dadurch vermehren sie nur die Wuth der Soldaten. An Barmherzigkeit ist nicht zu denken; Männer, Weiber, Kinder, alles ohne Unterschied wird gemordet und die Häuser werden in Brand gesteckt. — Die ganze große Stadt, bis auf den Dom, das Liebfrauenkloster, und wenige Fischerhäuser an der Elbe, wurde ein Raub der Flammen; nur ein ungeheurer Aschenhaufen blieb übrig, und mehr als 20,000 Menschen kamen an jenem schrecklichen Tage um; Tilly's Sieg aber wurde mit den Worten nach Wien und München berichtet: „Seit Troja's und Jerusalem's Zerstörung sei solch ein Sieg nicht gesehen worden."

Die Schlacht bei Leipzig. 17. Septbr. 1631. — Nach der Eroberung von Magdeburg brach Tilly auf und fiel in das Land des Churfürsten von Sachsen ein, um den Befehl des Kaisers gegen die Theilnehmer des Leipziger Bundes auszuführen. Er plünderte die Städte Merseburg, Zeitz, Naumburg und Weißenfels und rückte auf Leipzig los. Seit beinahe 80 Jahren hatten die Churfürsten von Sachsen es immer mit dem Hause Oestreich gehalten; diese Gewaltthat Tilly's aber brachte den Churfürsten zu dem Entschlusse, sich mit Gustav Adolf zu verbinden, der es schon so lange gewünscht hatte. Er vereinigte sein Heer mit den Schweden und verlangte nun nichts sehnlicher, als eine Schlacht, um sein Land von den Verheerungen der Tillyschen Schaaren zu befreien. Gustav zauderte; er wußte wohl, daß von dieser ersten Hauptschlacht alles abhing; wenn er sie verlor, so mußte er mit Schimpf und Schande nach Schweden zurückkehren. Und Tilly war viel stärker, als er; er hatte ein altes, erprobtes Heer und war selbst ein so bewährter Feldherr, daß er, obgleich er schon über 70 Jahr alt war, von sich rühmen konnte, noch nie eine Schlacht verloren zu haben. Dennoch mußte sich der König zur Schlacht entschließen, wenn er seinen Bundesgenossen nicht im Stich lassen wollte. Er rückte gegen Tilly, als dieser eben Leipzig eingenommen hatte, und auf den Feldern des Dorfes Breitenfeld, nicht weit nördlich von der Stadt, wurde die entscheidende Schlacht geschlagen. Mit großem Ungestüm drangen die Kaiserlichen auf die Sachsen ein, die den linken Flügel ausmachten, und trieben sie in die Flucht; es waren neugeworbene, des Krieges noch unerfahrene Haufen. Darauf wurden die Schweden von zwei Seiten angegriffen, von der einen durch die Reiter unter Pappenheim, dem tapfersten Reiteranführer seiner Zeit, von der andern durch das Fußvolk unter Tilly selbst. Aber sie standen wie Mauern; nichts konnte sie erschüttern; und Tilly fand hier eine ganz neue Schlachtordnung, die Gustav Adolphs

großer Geist geschaffen hatte. Bis dahin hatte man immer sehr viele, oft 16 Reihen hinter einander gestellt; Gustav ordnete bei dem Fußvolk nur 6 und bei den Reitern nur 4 Reihen hintereinander. Dadurch wurde seine Schlachtordnung länger und die Kugeln des feindlichen Geschützes konnten nicht so viel Schaden in seinen dünnern Reihen anrichten. Indem Tilly durch diese neue Kriegsweise, sowie durch der Schweden Standhaftigkeit, aus der Fassung gebracht, nicht wußte, wie er es eigentlich angreifen sollte, benutzte der König den Augenblick seiner Unentschlossenheit, ließ durch eine schnelle Wendung den Hügel angreifen, wo Tilly sein meistes Geschütz aufgestellt hatte, nahm es weg und richtete es auf des Feindes gedrängte Haufen selbst. Dieser Augenblick entschied. Die Kaiserlichen kamen in Unordnung und Flucht und litten eine gänzliche Niederlage. Nur zerstreute Haufen sammelten sich am folgenden Tage um Tilly, der selbst in Lebensgefahr gewesen und nur durch glücklichen Zufall entkommen war. Er wandte sich nun gänzlich aus dem nördlichen Deutschland weg, und dieses war durch den Einen Sieg für Gustav Adolph gewonnen. Ein noch viel größerer Gewinn für ihn war aber die Begeisterung des Volkes in allen evangelischen Ländern und der feste Glaube, daß er als ein Retter der Kirche gesandt sei. Er wurde fast angebetet, wohin er kam, und seine hohe, Ehrfurcht erweckende Gestalt, das Erhabene und zugleich Treuherzige in seinem Gesicht und Auge, trugen nicht wenig zu dem außerordentlichen Eindrucke bei, welchen er machte. Auch in seinen Schweden war in jener ersten Zeit des Krieges ein ganz anderer Geist, als in den geworbenen Schaaren, die den Krieg fast nur als ein Räuberhandwerk trieben, sowol in denen, die Mansfeld und Christian von Braunschweig für die Evangelischen, als die Tilly und Wallenstein für den Kaiser aufgestellt hatten. Zucht, Ordnung und Gottesfurcht waren die Triebfedern, durch die Gustav seine Schweden zur Tapferkeit im Kampfe und zur Standhaftigkeit in Gefahren begeisterte. Zweimal des Tages war andächtiges Gebet im schwedischen Lager und die Geistlichen, die mit dem Heere zogen, waren in hoher Achtung.

Der König erkannte mit seinem Scharfblicke schnell, wie günstig der Augenblick für ihn war. So vorsichtig und langsam er bis dahin vorwärts gegangen war, so rasch drang er, nach der Leipziger Schlacht, über Thüringen und Franken an den Rhein und von da sogar bis in das Herz von Baiern vor. Tilly wagte es nicht mehr, ihm in offener Schlacht zu begegnen; er versuchte es nur, ihm den Uebergang über den Lechfluß, der Baiern von Schwaben trennt, zu verwehren, aber er wurde dabei von einer Stückkugel schwer verwundet und starb nach 15 Tagen. Gustav Adolph zog als Sieger in die baierische Hauptstadt München ein, ohne jedoch der Stadt und dem Lande ein Leid zuzufügen. — Zu gleicher Zeit war der Churfürst von Sachsen, nach dem mit dem Könige verabredeten Plane, in das Königreich Böhmen eingefallen und hatte seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt Prag gehalten.

72. Gustav Adolph und Wallenstein.

So hatte die einzige Schlacht bei Leipzig dem Kaiser die Früchte des vorhergegangenen zwölfjährigen Krieges wieder genommen und er sah sich so-

gar in seinen eigenen Ländern angegriffen. In dieser Bedrängniß wußte er keinen Feldherrn zu finden, den er dem siegreichen König entgegenstellen konnte, außer Wallenstein. Dieser lebte in stolzer Zurückgezogenheit auf seinen Gütern in Böhmen, noch immer zürnend über die Kränkung seiner früheren Absetzung. Die Millionen, die er im Kriege erpreßt hatte, wandte er dazu an, eine glänzende Hofhaltung um sich zu versammeln, prächtiger, als selbst der Kaiser. Sechszig Edelknaben, in hellblauen Sammet mit Gold gekleidet, bedienten ihn, und 300 auserlesene Pferde standen in seinen Ställen und fraßen aus marmornen Krippen. Als jetzt die kaiserlichen Abgeordneten zu ihm kamen und ihn baten, dem Kaiser wieder ein Heer zu werben und es selbst anzuführen, ließ er sich lange bitten; endlich willigte er ein unter Bedingungen, die ihm eine fast kaiserliche Gewalt gaben. Er erhielt den Oberbefehl ganz unumschränkt, konnte über Leben und Tod seiner Offiziere entscheiden, und sollte sogar über die Eroberungen im Reiche frei schalten und allein Begnadigungen ertheilen können. Der Kaiser sollte nie beim Heere selbst erscheinen und Wallenstein beim Frieden Mecklenburg oder ein anderes Land als Entschädigung erhalten.

Nun pflanzte er seine Werbefahne wieder auf und Tausende, die schon unter ihm gedient hatten, strömten zu ihr. Er hatte bald 40,000 Mann zusammen und vertrieb die Sachsen leicht aus Böhmen. Dann wandte er sich gegen Gustav Adolph, der ihm bei Nürnberg entgegen kam, und beide Feldherren schlugen ein verschanztes Lager gegen einander auf, so wie zwei Gegner, die sich stark genug fühlen und einer des andern Schwäche ablauern wollen. Eilf Wochen lagen sie gegen einander und das Land umher seufzte schwer unter der Last der großen Heere. Ungeduldig entschloß sich endlich der König, Wallenstein auf seinen Bergen anzugreifen; aber sie waren zu gut verschanzt; ganze Reihen seiner Schweden, wurden von den Feuerschlünden niedergeschmettert und er mußte den Sturm aufgeben. Vierzehn Tage wartete er noch, ob Wallenstein nicht herabkäme; da er sich nicht rührte, wandte er sich wieder nach Baiern. Darnach brach auch Wallenstein auf und zog plötzlich nach Sachsen, um den Krieg nach dem nördlichen Deutschland zu versetzen. Der König hinter ihm her; und bei Lützen, nicht weit von den Feldern, wo er schon mit Tilly gestritten hatte, traf er mit Wallenstein zusammen.

Die Schlacht bei Lützen. 16. Nov. 1632. — Des Königs Seele war mit einer trüben Ahndung erfüllt. Als er einige Tage vorher in Naumburg einzog, empfing ihn das Volk als einen schützenden Engel, umfaßte seine Steigbügel und küßte seine Füße. Nachher sprach er zu seinem Hofprediger Fabricius: „Unsere Sachen stehen gut, allein ich fürchte, daß mich Gott wegen der Thorheit dieser Leute strafen wird. Hat es nicht das Ansehen, als ob sie mich zu ihrem Gotte machen? Wie leicht könnte der Gott, der den Stolzen demüthigt, sie und mich selbst empfinden lassen, daß ich nichts als ein schwacher sterblicher Mensch bin!“ — Die Nacht vor der entscheidenden Schlacht brachte er in seinem Wagen zu und entwarf den Plan. Der Morgen brach an, aber ein dicker Nebel bedeckte das Gefilde; erst um Mittag blickte die Sonne durch; da schwang sich der König nach kurzem Gebet auf sein Pferd und ließ zur Schlacht blasen. Die Kaiserlichen hatten sich auf dem Steinwege, der von Lützen nach Leipzig führt, stark verschanzt; dort hatten die Schweden einen harten Streit, drangen aber endlich doch über die

Gräben und trieben die Gegner zurück. Indeß war der tapfere General Pappenheim, den Wallenstein eiligst von Halle herbeigerufen hatte, mit seinen Reitern auf dem Schlachtfelde angekommen und griff die ermüdeten Schweden mit frischen Kräften an. Ihr linker Flügel fing an zu weichen; der König, um schnell die Ordnung wieder herzustellen, eilte quer über das Schlachtfeld dahin, nur von wenigen Reitern begleitet. In seinem Eifer, und von seinem kurzen Gesichte verführt, gerieth er zu nahe an eine Schwadron kaiserlicher Reiter und erhielt einen Schuß durch den Arm; indem er sich wandte, traf ihn ein zweiter durch den Rücken. Mit dem Seufzer: „Mein Gott! Mein Gott!" sank er vom Pferde. Der Reitersturm ging über ihn her, und die Hufe der Pferde zertraten ihn so, daß er am andern Tage, als man ihn unter den Todten hervorzog, kaum noch zu kennen war. Sein zurückkehrendes, blutiges Pferd und die Trauer der wenigen, die seinen Fall gesehen hatten, verkündigte bald dem schwedischen Heere seinen Tod. Verzweiflung und Rache bemächtigte sich aller Herzen; unter der Anführung des tapfern Prinzen Bernhard von Weimar drangen sie von Neuem vor und die Schlacht wurde noch mörderischer als vorher. Der edle Pappenheim wurde von einer Kugel tödtlich verwundet. „Die Schlacht ist verloren, der Pappenheimer ist todt, die Schweden kommen über uns!" erscholl es im kaiserlichen Heere und Wallenstein mußte zum Rückzug blasen lassen. Er verlor einen großen Theil seines Geschützes; aber die Schweden waren zu sehr ermüdet, um weit verfolgen zu können; sie blieben die Nacht auf dem Schlachtfelde. Wallenstein mußte das sächsische Land verlassen, wo er seine Winterquartiere hatte halten wollen, und diese in Böhmen suchen.

Gustav Adolphs blutiges Koller wurde nach Wien zum Kaiser Ferdinand gebracht; er vergoß Thränen bei diesem Anblick, denn seine Seele war groß genug, um auch im Feinde die Heldentugend zu ehren. Im evangelischen Deutschland aber brachte des Königs Fall die unbeschreiblichste Bestürzung hervor und es sah in der That schlimm mit dieser Partei aus; denn wer mochte jetzt einem Feldherrn, wie Wallenstein, die Spitze bieten?

---

73. Fortsetzung des Krieges.

Wallenstein indeß erschien auf einmal wie umgewandelt. Sein Heer hatte er bald wieder im furchtbarsten Stande; aber er gebrauchte es nicht. Unthätig verweilte er in Böhmen; und als der Kaiser verlangte, daß er dem Churfürsten von Baiern zu Hülfe kommen sollte, dessen Land von dem schwedischen Feldmarschall Horn verheert wurde, schlug er es ab und verbot sogar seinen Anführern, dem kaiserlichen Befehle zu gehorchen. Welche Beweggründe ihn zu diesem Benehmen gebracht haben, das ist dunkel in der Geschichte geblieben, weil der geheimnißvolle Mann seines Herzens Gedanken niemanden offenbart hat und weil die Nachrichten über seine letzten Zeiten von seinen Gegnern absichtlich entstellt sind. Unwahrscheinlich ist es, daß er, wie seine Feinde ihn beschuldigt haben, wirklich im Sinne gehabt habe, vom Kaiser abzufallen und sich vielleicht gar zum Könige von Böhmen zu machen; allein wohl sah er die Nothwendigkeit ein, sich gegen die Ränke seiner Feinde zu schützen, deren er viele am kaiserlichen Hofe hatte, besonders die baierische Par-

tei, die schon einmal seine Absetzung bewirkt hatte. Deshalb suchte er die Anführer seines Heeres durch alle Mittel zum unbedingten Gehorsam für sich zu gewinnen, um auf der Erfüllung des vom Kaiser mit ihm geschlossenen Vertrages bestehen zu können. Dieses benutzten seine Feinde, dem Kaiser den Glauben beizubringen, als unterhandle er mit den Schweden, um mit dem ganzen Heere zu ihnen überzugehen. Da nahm ihm der Kaiser den Oberbefehl und gab ihn dem General Gallas, und dieser trug wieder dem Obersten Buttler auf, Wallenstein todt oder lebendig in seine Hände zu liefern. Buttler folgte diesem nach Eger, und weil er es nicht wagte, ihn offenbar gefangen zu nehmen, indem ihm noch viele Soldaten anhingen, ließ er ihn in der Nacht des 25. Febr. 1634 durch einige Dragoner im Bette überfallen. Der Feldherr raffte sich auf; als er aber keine Rettung sah, entblößte er selbst seine Brust und wurde, ohne eine Klage von sich zu geben, durchbohrt.

Die Schlacht bei Nördlingen. 1634. — Nach Wallensteins Tode erhielt des Kaisers Sohn, der römische König Ferdinand, den Oberbefehl des Heeres, mit welchem sich auch 15,000 Mann spanischer Hülfsvölker vereinigten. Nun suchte er die Schweden auf und schlug sie in einer blutigen Schlacht bei Nördlingen in Franken gänzlich auf's Haupt. Ihre Anführer, der erfahrene Feldmarschall Horn und der junge ungestüme Prinz Bernhard von Weimar, waren nicht einig; jener widerrieth die Schlacht, dieser verlangte sie; darüber ging sie verloren und Horn wurde selbst gefangen. 20,000 Schweden lagen auf dem Schlachtfelde oder wurden gefangen, und ihre Macht in Deutschland schien vernichtet. — Des blutigen Krieges schon längst müde, schloß der Churfürst Johann Georg von Sachsen im nächsten Jahre 1635 zu Prag mit dem Kaiser Frieden. Er erhielt die Lausitz wieder, dazu einen Theil des Magdeburgischen und völlige Religionsfreiheit auf 40 Jahre. Auch Brandenburg, Mecklenburg, Weimar, Braunschweig-Lüneburg und andere folgten dem Beispiele, und es schien, als wenn der Wiederherstellung des allgemeinen Friedens nun nichts im Wege stehe. — Aber die Hoffnung wurde bitter getäuscht.

Frankreich nimmt Theil am Kriege. Noch 13 Jahre lang hat unser armes Vaterland unter der Geißel dieses schrecklichen Krieges seufzen müssen, und zwar hauptsächlich durch die Schuld der Franzosen, die ihre Freude an der Uneinigkeit in Deutschland hatten und nur darauf ausgingen, ihren Vortheil davon zu ziehen. Der französische Minister, Kardinal Richelieu, ließ in Frankreich die Protestanten auf das Bitterste verfolgen und hinrichten, aber in Deutschland nahm er die Miene an, als wollte er ihr Beschützer sein. Er schloß ein Bündniß mit dem schwedischen Kanzler Axel Oxenstierna, der für Gustav Adolphs Tochter, die Königin Christina, die Regierung in Schweden und den Krieg in Deutschland leitete; und leider verband sich auch der tapfere Bernhard von Weimar mit den Franzosen, warb mit französischem Gelde ein neues Heer und setzte damit den Krieg am Rheine fort, so daß die schönen Länder an diesem Strome bald eben so verheert waren, als die an der Elbe, Oder und Weser, wo die Schweden hausten. Seit Gustav Adolphs Tode war auch aus dem schwedischen Heere die Zucht gewichen. Seine frommen Krieger, die er zuerst mit über's Meer gebracht hatte, waren längst gefallen; das Heer bestand auch fast nur aus geworbenen

Leuten, und in welches Lager man kam, in das kaiserliche, schwedische oder französische, da konnte man ein Gemisch aus allen Völkern Europa's und von allen Religionsparteien finden, denn dieser Krieg wurde nun nicht mehr für Religion oder Freiheit, sondern aus Raubluft geführt. Es war, als wenn alle Länder ihren Auswurf ausgeschickt hätten, um sich auf dem deutschen Boden in allem Frevel und in aller Zügellosigkeit herumzutummeln. Da konnte der friedliche Bürger und Landmann nicht mehr bestehen. Wer irgend die Waffen zu tragen im Stande war, ließ sich anwerben, denn es war viel leichter, auf anderer Kosten zu leben, als sich sein Brot durch saure Arbeit zu verdienen. Dazu kamen, wie immer in schweren Kriegen, wüthende Seuchen, welche Tausende von Menschen hinwegrafften, und so geschah es, daß ganze Landstriche verödet und die Felder wüst da lagen, weil keine Hand sie bebauete, und daß viele Städte und Dörfer nur noch Schutthaufen waren. Durch so viel Jammer und Elend mußten auch die Gemüther der Menschen ganz verwildern, und eine traurigere Zeit hat unser Vaterland überhaupt wohl niemals erlebt.

Noch mancher tapfere Anführer hat in den letzten 12 Jahren des Krieges kühne Thaten verrichtet: Bernhard von Weimar, die schwedischen Generale Banner, Torstenson und Wrangel, und von kaiserlicher Seite Johann de Werth, Piccolomini und andere. Allein es wurde durch alles vergossene Blut nichts Großes entschieden und die Erzählung solch nutzloser Kriegsthaten kann nicht erfreuen.

Der Kaiser Ferdinand II. sah auch das Ende dieses unglücklichen Kampfes nicht; er starb im Jahre 1637, im 59. Jahre seines Alters, und sein Sohn:

Ferdinand III. (1637—1657) wurde sein Nachfolger. Dieser gab sich alle Mühe, dem langen Kriege ein Ende zu machen, und auf seinen Betrieb wurden wirklich die Gesandten der kriegführenden Theile nach zwei Städten Westphalens, Münster und Osnabrück, die von dem Kriegsschauplatze ziemlich entfernt waren, zur Friedensunterhandlung beschieden. In Münster sollte mit den Franzosen, in Osnabrück mit den Schweden unterhandelt werden. Aber so langsam ging es schon mit der Versammlung der Gesandten, daß, da die kaiserlichen sich schon im Sommer 1643 einfanden, die schwedischen erst am Ende des Jahres und die französischen gar erst im folgenden Jahre kamen. Eben so langsam ging es mit den Verhandlungen selbst. Die Fremden trachteten nur danach, so viel als möglich von Deutschland abzureißen, und warteten deshalb immer, ob nicht neue Siegesnachrichten von ihren Generalen eingingen, um ihre Forderungen noch höher spannen zu können; denn der Krieg wurde unterdeß unaufhörlich fortgesetzt. Mit dem unerträglichsten Uebermuthe schrieben die französischen Gesandten Gesetze vor und erlangten auch am Ende die größten Vortheile aus diesem, von Frankreichs Seite wahrhaft schändlichen, Kriege.

---

74. Der westphälische Friede. 24. Octbr. 1648.

Nach vierjährigen Unterhandlungen kam man endlich dahin überein, daß:

1. Frankreich die Bisthümer Metz, Toul und Verdün, das Elsaß, so weit es östreichisch gewesen, den Sundgau, und die wichtigen Festungen, Breisach und Philippsburg erhielt, wodurch es sich den freien Eingang in das südliche Deutschland eröffnete.
2. Schweden begnügte sich mit Vorpommern und Stettin, der mecklenburgischen Stadt Wismar und den Bisthümern Bremen und Verden, nebst 5 Mill. Thalern für aufgewandte Kriegskosten.
3. Der Churfürst von Brandenburg erhielt, für die Abtretung von Vorpommern, ganz Hinterpommern, das Erzbisthum Magdeburg und die Bisthümer Halberstadt, Minden und Kamin als weltliche Fürstenthümer.
4. Mecklenburg und Hessen-Kassel erhielten kleine Entschädigungen.
5. Braunschweig-Lüneburg, welches Ansprüche auf das Bisthum Osnabrück hatte, bekam das Recht, daß abwechselnd mit einem katholischen Bischofe ein braunschweigischer Prinz das Land besitzen sollte.
6. Der älteste Sohn des unglücklichen Friedrichs V. von der Pfalz erhielt seine Erbländer wieder bis auf die Oberpfalz, die Baiern, nebst der siebenten Churwürde, behielt. Um Pfalz nicht ganz zurückzusetzen, wurde für dasselbe eine achte Churwürde errichtet.
7. Was die Religionsangelegenheiten betraf, so wurde der Passauer Friede bestätigt, und, damit von dem Restitutionsedikt nicht ferner die Rede wäre, wurde ausgemacht, daß die Evangelischen alle geistlichen Güter, die sie im J. 1624 besessen, auch ferner ungestört besitzen sollten. Kein Landesherr sollte die, einer andern Religionspartei angehörigen, Unterthanen irgend drücken, und damit man der Unparteilichkeit des Reichskammergerichts gewiß wäre, sollte die Zahl der Räthe von beiden Kirchen gleich sein. — Durch Hülfe dieser gesetzlichen Bestimmungen ist denn auch von nun an der Religionsfriede nicht wieder gestört worden. Die Gemüther beruhigten sich nach und nach, der Haß verschwand und die Duldung nahm immer fester ihren Wohnsitz in den Herzen ein, so daß die Kirchenverschiedenheit nicht mehr als eine schroffe Scheidewand zwischen den deutschen Stämmen dastand.
8. In Absicht der Fürsten des Reiches sprach der westphälische Friede allen die Landeshoheit zu und machte dadurch die kaiserliche Gewalt so gut wie zum bloßen Schattenbilde. Die Fürsten sollten Krieg und Frieden und Bündnisse, sogar mit Fremden, beschließen dürfen, und so wurden die alten Bande des Reiches in der That schon damals zerrissen, obgleich sie dem Namen nach noch anderthalb Jahrhunderte bestanden haben.

Nach diesem Frieden wird überhaupt die äußere Geschichte unseres Vaterlandes, als eines Ganzen, nur immer trauriger. Die Einigkeit verschwindet immer mehr, die Fremden gewinnen immer stärkeren Einfluß, und die vielen Kriege, die seitdem auf unserm Grund und Boden geführt sind, haben, bis auf den letzten Freiheitskrieg, entweder einen traurigen Anfang oder ein schimpfliches Ende genommen, oder doch die Auflösung des Reichsverbandes befördert. Im Innern ist indeß recht viel für die Aufklärung des Geistes, für Kunst und Wissenschaft, für Gesetzlichkeit und Ordnung geschehen; und auch darin hat Deutschland sehr gewonnen, daß der Ackerbau sich bald wieder

emporhob und daß der Bauernstand, der die Grundkraft eines jeden Volkes ausmacht, nach und nach immer mehr frei und geehrt wurde. Dagegen aber sanken die vielen blühenden Städte herab, weil der Handel sich zu andern Völkern gewendet hatte; und so haben wir uns, bis auf den heutigen Tag, zwischen Sorge und Hoffnung und dem Wechsel guter und schlimmer Zeiten, immer durch das Vertrauen aufrecht halten müssen, daß die göttliche Vorsehung, die uns aus so vielen großen Gefahren errettet hat, uns nie verlassen werde, wenn wir uns nur selbst als ein würdiges Volk zeigen wollen.

Der Kaiser Ferdinand III. hat nach dem westphälischen Frieden noch 9 Jahre verständig und ruhig regiert. Er starb 1657, nachdem er schon früher seinen vielversprechenden älteren Sohn Ferdinand an den Blattern verloren hatte. Sein zweiter Sohn,

75 Leopold I., 1658—1705.

wurde im nächsten Jahre zum Kaiser gewählt. Die lange Regierung dieses Kaisers ist voll der schreiendsten Ungerechtigkeiten der Franzosen, besonders ihres ehrgeizigen und habsüchtigen Königs, Ludwigs XIV., gegen unser Vaterland. Leopold war ein gutmüthiger und frommer, aber wenig scharfsichtiger Kaiser und war seinem schlauen Gegner Ludwig nicht gewachsen. Die Franzosen verfolgten schon damals den Plan, alle die schönen deutschen Länder an der linken Seite des Rheines, wovon sie im westphälischen Frieden einen Theil erhalten hatten, vollends an sich zu reißen. Um dazu zu gelangen, mußten sie zuerst die spanischen Niederlande, den ehemals zu Deutschland gehörigen burgundischen Kreis, erobern, und wirklich fingen sie auch ganz ungerechter Weise 1664 mit den Spaniern Krieg an und nahmen ihnen einen Theil dieses Landes weg. Darnach kam die Reihe 1672 an die Nachbarn der spanischen Niederlande, die eben frei gewordenen Holländer; denn wenn es den Franzosen gelang, die Küsten der Nordsee immer mehr in ihre Gewalt zu bringen, so hofften sie auch Herren zur See werden zu können. Die Holländer konnten zuerst nicht einmal einen Bundesgenossen gegen die ungerechten Angreifer finden; bis der kluge und kriegerische Churfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, gewöhnlich nur der große Churfürst genannt, der die Gefahr für sein Klevisches Land voraussah, wenn die Holländer unterdrückt sein würden, sich mit ihnen verband und auch den Kaiser und das Reich dahin vermochte, sich den Anmaßungen der Franzosen entgegenzustellen. Zwar wurde der Krieg nicht mit großer Kraft geführt, aber Ludwig erreichte doch seinen Zweck nicht, die Holländer zu unterdrücken. — Gegen den Churfürsten von Brandenburg, dem er vorzüglich gram war, hetzte er die Schweden auf, daß sie von Pommern aus in seine Marken einfallen mußten. Der Churfürst war eben am Rhein; aber in Eilmärschen kam er mit seinem trefflichen Heere herbei und traf die Schweden am 28. Juni 1675 bei Fehrbellin in der Mittelmark. Sein Heerhaufe bestand zwar fast nur aus Reiterei; der größte Theil des Fußvolks war noch auf dem Zuge von Magdeburg her; aber Friedrich Wilhelm wollte keine Stunde zögern, die Verwüster seines Landes zu bestrafen, griff sie muthig an und schlug sie nach einem harten Kampfe gänzlich in die Flucht. Die Uebriggebliebenen mußten schleunig nach ihrem Pommern fliehen.

Im J. 1678 u. 79 wurde endlich zu Nymwegen Friede gemacht und Ludwig erhielt leider wieder eine der Festungen, die Deutschland igegen Frankreich vertheidigen sollten, Freiburg im Breisgau. — Das war hm aber lange nicht genug. Was er im Kriege nicht hatte erlangen können, versuchte er durch freche List im Frieden. Besonders reizte die große und feste Stadt Straßburg seine Habsucht, welche eigentlich der Schlüssel des Oberrheins und so wichtig ist, daß Karl V. einst sagte: „wenn Wien und Straßburg zugleich in Gefahr wären, so würde er Straßburg zuerst zu Hülfe kommen." Ludwig XIV. ließ nun durch seine dienstfertigen Räthe, welche eine Sache am besten zu verdrehen verstanden, alte, ganz nichtige Ansprüche auf jene Stadt und das ganze umliegende Land an der linken Rheinseite hervorsuchen, um nur irgend einen Vorwand, gleichviel ob gut oder schlecht, zu haben, und darauf rückte er auf einmal, mitten im Frieden, gegen Straßburg, welches eine freie Stadt des deutschen Reiches war, heran und ehe sich die Bürger nur besinnen oder irgend zur Gegenwehr rüsten konnten, nahm er sie in Besitz. Da half kein Gegenreden des Kaisers und Reiches, er behielt die Stadt und Landschaft, und damit der Kaiser genug in seinem eigenen Lande zu thun hatte, hetzte er noch dazu die Türken gegen ihn auf.

Belagerung von Wien durch die Türken. 1683. — Der türkische Sultan hatte zu jener Zeit einen sehr kriegslustigen Großvezier, Kara Mustapha, der seinen Herrn gern beredete, ein großes Heer gegen Oestreich auszurüsten und gerade auf die Hauptstadt Wien loszugehen. Dies geschah mit solcher Schnelligkeit, daß im Frühjahr 1683 zweimalhunderttausend Türken vor Wien standen, ehe sich das östreichische und deutsche Heer zur Gegenwehr hatte sammeln können Sie beschossen die große, nur in der Eile befestigte Stadt auf das furchtbarste, sprengten die Wälle durch angelegte Minen und waren ganz nahe daran mit Sturm einzudringen, obwohl sich die Besatzung unter dem Grafen von Starhenberg mit Heldenmuth vertheidigte. Als die Noth am größten war, erschien endlich am Abend des 11. Sept. das Befreiungsheer auf den Höhen des Kalenberges und gab seine Ankunft durch ein paar Kanonenschüsse zu erkennen. Es bestand aus 46,000 Mann kaiserlicher, deutscher und vorzüglich polnischer Hülfstruppen, die der tapfere König Johann Sobieski selbst befehligte. Am nächsten Morgen kam das Heer in die Ebene herab. Sobieski fiel mit seinen leichten Reitern wie ein Sturmwind über die türkischen Reiter her und trieb sie in die Flucht; die Hauptschlacht sollte am nächsten Tage geschehen; aber die Türken hatte solcher Schrecken ergriffen, daß sie in der größten Verwirrung ihr Lager verließen und sich auf die Flucht begaben. Ihre zusammengeraubten Schätze fielen in die Hände der fröhlichen Sieger und man schätzte den Werth der ganzen Beute auf wenigstens zehn Millionen Thaler. Viel wichtiger aber als diese Beute war die Errettung der hartgeängstigten 200,000 Einwohner Wiens, die gemordet oder als Sclaven fortgeschleppt sein würden, wenn die Türken die große Hauptstadt mit Sturm erobert hätten.

Neuer Krieg mit Ludwig XIV. 1688—1697. — Kaum war diese Gefahr vorüber, so fing der französische König wieder einen Krieg an. Sein Uebermuth brachte jedoch den größten Theil Europa's gegen ihn in Waffen: außer Deutschland auch England, Holland, Spanien und Savoyen. Um gegen so viele Gegner nicht alle Theile der Gränze bewachen zu müssen,

gebrauchte Ludwig ein sehr grausames Mittel. Damit nämlich die feindlichen Heere in einigen Gegenden keinen Unterhalt fänden, ließ er durch seine Raubhorden die blühenden deutschen Länder am Oberrhein, die Pfalz mit ihren Städten: Heidelberg, Mannheim, Baden, Rastadt u. s. w. in Einöden verwandeln, die Städte an allen vier Enden in Brand stecken und die Einwohner nackt und hülflos in die Fremde treiben. Die Reichsstädte Speier und Worms und die ganze umliegende Gegend hatten dasselbe Schicksal. „Der König will's," war die einzige Antwort der Anführer, wenn die Unglücklichen mit herzzerreißenden Klagen um Schonung flehten. Ihr Verzeichniß enthielt nicht weniger als 1200 Städte und Dörfer, die alle in Aschenhaufen verwandelt werden sollten. Mit kälterer, schändlicherer Grausamkeit haben niemals die rohesten Barbaren an ihren Feinden gehandelt; und dies war ein König und ein Volk, die sich die gebildetsten und feinsten in ganz Europa nannten und leider auch von Tausenden unter uns dafür gehalten wurden! — Diese Grausamkeit half indeß dem Könige doch nicht zum Ziele. Im zwölften Jahre des Krieges 1697 mußte er, aus Entkräftung seines Landes, zu Ryswik Frieden machen und mehrere Festungen, die er früher erhalten hatte, herausgeben. Straßburg aber gab er nicht heraus.

Der spanische Erbfolgekrieg. 1701—1715. — Eine Hauptursache, weshalb Ludwig Frieden schloß, war auch die, daß er einen neuen, wichtigen Krieg voraussah, zu welchem er sich rüsten wollte. Der alte König von Spanien, Karl II., war dem Tode nahe, und da er keine Kinder hatte, so machten sich mehrere Seitenverwandte Hoffnung zum spanischen Throne, namentlich die Häuser Oestreich, Frankreich und Baiern. Der baierische Prinz Joseph Ferdinand, der eigentlich zum Nachfolger bestimmt war, starb indeß früher als der König, und als dieser nun 1701 gleichfalls starb, ergriffen der Kaiser Leopold und der König Ludwig die Waffen, jener um seinen Sohn Karl, dieser um seinen Enkel Philipp von Anjou auf den Thron von Spanien zu heben. Auf Leopolds Seite waren die Seestaaten England und Holland, welche die gar zu große Macht Frankreichs fürchteten, und besonders war der König von England und zugleich Statthalter der Niederlande, Wilhelm III. von Oranien, der eifrigste Gegner des stolzen französischen Königs. Deutschland war leider in sich selbst getheilt; der größte Theil der Fürsten stand zwar auf Oestreichs Seite, allein der Churfürst Maximilian Emanuel von Baiern und sein Bruder, der Erzbischof von Köln, hielten es mit Frankreich; denn Ludwig hatte dem Churfürsten von Baiern die Niederlande versprochen, wenn er siegte. Zum Unglück mußte eben deshalb wieder Deutschland hauptsächlich der Schauplatz des Krieges werden, welcher ihm eigentlich ganz fremd war, und Spanien, um welches er geführt wurde, litt viel weniger dadurch. Zwar begaben sich die beiden Bewerber, der Erzherzog Karl und Philipp von Anjou, selbst nach Spanien und kriegten mit einander, aber die Hauptschlachten sind doch in Deutschland, Italien und den Niederlanden gefochten.

Ein großes Glück für den Kaiser war es, daß er und seine Bundesgenossen zwei Feldherren hatten, welche alle andern ihrer Zeit übertrafen, den Prinzen Eugen von Savoyen, Feldmarschall des Kaisers und treuen Anhänger des östreichischen Hauses, und den Engländer Herzog von Marlborough. Eugen war ein kleiner magerer Mann, dessen großer Geist nur

in dem Feuer seiner durchdringenden Augen zu erkennen war; aber sowohl im Rathe, wenn mit kluger Berechnung ein Anschlag entworfen werden sollte, als im Getümmel der Schlacht, wo vielleicht Alles an einem augenblicklichen Entschlusse hing, war sein Geist Allen überlegen. Dabei war er bescheiden, wahrhaft und treu, und konnte das Muster eines vollendeten Mannes heißen. Marlborough war gleich groß als Feldherr in der Schlacht, ein geborner Kriegsheld, groß, schön und Achtung gebietend; aber es fehlte ihm die einfache menschliche Würde, die Eugen besaß; er war herrschsüchtig und wurde des Geizes beschuldigt. — Diese beiden Männer haben den Stolz des Königs Ludwig auf das Empfindlichste gedemüthigt.

Eugen eroberte sogleich im ersten Jahre des Krieges einen großen Theil von Oberitalien. Dann vereinigte er sich mit Marlborough, der aus den Niederlanden herbeikam, um die Franzosen und Baiern zu bekämpfen, die sich vereinigt und schon einen vergeblichen Versuch gemacht hatten, das treue Tyroler Land dem Kaiser zu entreißen. Die beiden Feldherren trafen den Marschall Tallard 1704 bei Hochstädt in Baiern zu einer sehr blutigen Schlacht. Die Baiern und Franzosen fochten sehr tapfer, aber die beiden Helden lenkten die Schlacht so klug, daß ihnen endlich ein vollkommener Sieg zu Theil wurde. 16,000 Feinde bedeckten das Schlachtfeld, 12,500 mit dem Marschall Tallard und 818 Officieren wurden gefangen, und Kanonen, Fahnen, Wagen, Zelte und andere große Beute fielen in die Hände der Sieger. Der Churfürst von Baiern mußte sein eigenes Land verlassen und den Franzosen über den Rhein folgen.

Im folgenden Jahre starb der Kaiser Leopold, nachdem er noch die Freude gehabt hatte, seinen Erbfeind gedemüthigt zu sehen. Sein ältester Sohn

76. Joseph I. 1705—1711.

folgte ihm und setzte den Krieg für seinen Bruder Karl mit gleichem Eifer fort. Das Glück blieb seiner Sache auch noch immer getreu. Prinz Eugen schlug im Jahre 1706 die Franzosen in einer großen Schlacht bei Turin in Italien so gänzlich auf's Haupt, daß sie gezwungen waren, alle ihre Eroberungen in Italien herauszugeben und zu versprechen, daß sie während des ganzen Krieges gar keinen Soldaten wieder nach Italien schicken wollten. Diesen wichtigen Sieg hatte Eugen vorzüglich mit den deutschen Hülfsvölkern erfochten, die er führte, den Preußen unter dem Fürsten von Dessau, der später nur der alte Dessauer genannt wurde, den Würtembergern, Badenern und Darmstädtern.

Auch Marlborough, der in diesem Jahre in den Niederlanden den Krieg führte, erfocht einen großen Sieg bei Ramillies gegen den französischen General Villeroi, vernichtete ihm 20,000 Mann und eroberte ganz Brabant und Flandern. Nachher vereinigte sich wieder der Prinz Eugen mit ihm, da er in Italien nichts mehr zu thun hatte, und beide schlugen 1708 die Franzosen bei Oudenarde und bei Malplaquet. Dazu kam, daß der Winter von 1708 auf 9 so außerordentlich hart war, wie seit Menschen Gedanken kein Winter gewesen war. Das Wild in den Wäldern und die Vögel in der Luft erstarrten, die Weinstöcke und Obstbäume, wovon viele Menschen in Frankreich ihre Nahrung ziehen, erfroren, und es entstand überhaupt solche Noth, daß

die Mittel zur Fortsetzung des Krieges fast unmöglich herbeizuschaffen waren. Durch so viel Unglück wurde König Ludwigs Stolz ganz niedergebeugt; er erbot sich nun, den Frieden, den er schon öfter angeboten hatte, durch sehr große Opfer zu erkaufen, ja endlich, die ganze spanische Erbschaft dem Erzherzog Karl zu überlassen. Allein die Verbündeten kannten schon die Unsicherheit seiner Versprechungen; sie verlangten von ihm, er solle selbst seinen Enkel Philipp, der sich indeß in Spanien festgesetzt hatte, daraus vertreiben helfen daran wollten sie erkennen, daß es ihm Ernst sei. Das war freilich eine sehr harte Bedindung und Ludwig konnte sich auch nicht dazu entschließen. Der Krieg fing wieder an. Allein, gleich Vals wenn die Verbündeten nun auch dafür bestraft werden sollten, daß sie im Glücke nicht mäßig genug gewesen waren traten unerwartet ein paar Umstände ein, die für Frankreich günstig waren. Zuerst wurde in England die Partei des Herzogs von Marlborough, die den Krieg unterstützte, aus der Gunst der Königin Anna verdrängt und die Freunde des Friedens kamen an ihre Stelle; und zweitens starb in Deutschland der Kaiser Joseph I. ohne Erben und sein Bruder

77. Karl VI. 1711—1740.

folgte ihm sowohl in Oestreich als in der Kaiserwürde. Jetzt bedachten die Bundesgenossen, daß die Macht des Hauses Oestreich leicht wieder zu hoch steigen könnte, wenn Karl VI., wie einst Karl V., Herr der ganzen spanischen und östreichischen Monarchie und zugleich Kaiser wäre. Daher machten England und Holland im J. 1713 zu Utrecht Frieden mit Frankreich, erkannten Philipp von Anjou als König von Spanien an und machten dagegen aus, daß er Mailand, Sardinien und die spanischen Niederlande an Oestreich abtreten sollte. England erhielt durch diesen Frieden große Besitzungen in Amerika und die Festung Gibraltar in Spanien, nebst der Insel Minorka. — Der Kaiser wollte anfangs in einen solchen Frieden nicht willigen und setzte den Krieg noch im J. 1714 fort. Allein es ging unglücklich, da er die ganze französische Macht nun allein gegen sich hatte, und so mußte er in dem Frieden zu Rastatt in demselben Jahre jene Bedingungen doch annehmen, mußte ferner die Churfürsten von Baiern und Köln der Reichsacht entbinden und ihnen ihre Länder wiedergeben, und endlich sogar die wichtige Festung Landau in den Händen der Franzosen lassen, so daß diese nach allen verlorenen Schlachten am Ende doch Vortheile über Deutschland davon trugen. Preußen erhielt in diesem Frieden noch das Oberquartier von Geldern und die Oberhoheit über Neufchatel und Valengin.

Zugleich mit dem eben beschriebenen Kriege endigte sich ein anderer, den der ehrgeizige schwedische König Karl XII. angeregt hatte und den man gewöhnlich der großen nordischen Krieg nennt, weil er die nördlichen Länder von Europa eben so ängstigte, als der spanische Erbfolgekrieg die südlichen und westlichen. Deutschland hatte aber weniger davon erfahren und nur Sachsen war auf kurze Zeit beunruhigt worden. — Nun folgte Gottlob! eine ruhigere Zeit von ungefähr 25 Jahren. Karl. VI. wandte diese Zeit dazu an, die innere Verwaltung seiner schönen Länder zu verbessern, was nach den langen Kriegen eine große Wohlthat für sie war. Nach seinem Tode, 1740, fingen aber wieder stürmische Zeiten an.

78. Maria Theresia und Friedrich II. von Preußen.

Karl war ohne Söhne gestorben und hatte seine Länder seiner einzigen Tochter Maria Theresia hinterlassen. Nun trat aber der Churfürst Karl Albert von Baiern auf und behauptete, ihm gebührten die östreichischen Länder, weil nach dem alten Rechte der Erbfolge eine Frau die Regierung nicht führen könnte; er aber sei der nächste männliche Seitenverwandte, da er von der ältesten Tochter Kaiser Ferdinands I. herstamme. Der Churfürst hätte solche Ansprüche nicht erhoben, wenn er nicht von Frankreich angetrieben worden wäre, welches aus alter Feindschaft gegen das Haus Oestreich diese neue Gelegenheit gern ergreifen wollte, dasselbe ganz zu zerstückeln. Es war ein gefährlicher Augenblick für das östreichische Haus; denn auch von einer andern Seite trat ein kühner Bewerber um östreichische Länder, der junge König Friedrich II. von Preußen, hervor.

Die Churfürsten von Brandenburg, welche zugleich das alte Herzogthum Preußen besaßen, waren vor 40 Jahren zur Königswürde emporgestiegen. Der Großvater Friedrichs II., der Churfürst Friedrich, hatte sich am 18. Januar 1701 zu Königsberg selbst die Krone aufgesetzt und den Namen Friedrich I., König von Preußen und Churfürst von Brandenburg, angenommen, und der Kaiser, so wie die übrigen europäischen Fürsten, hatten ihn in dieser Würde anerkannt. Sein Sohn, Friedrich Wilhelm I., füllte durch Sparsamkeit seinen Schatz und bildete mit besonderer Vorliebe für den Soldatenstand ein wohlgeübtes Heer. Solche Hülfsmittel fand der junge König Friedrich II. vor, als er 1740, in demselben Jahre, als der Kaiser Karl VI. starb, zur Regierung kam. Sein kühner Geist war nicht gemacht, sich mit dem Namen eines Königs zu begnügen, ohne ein wirkliches Königreich zu besitzen, welches sich durch seine eigene Kraft in Ansehen zu erhalten vermöchte. Daß sein Volk unter die kleineren gehören und jeden Augenblick von dem Willen der größeren Mächte abhängig sein sollte, war ihm ein unerträglicher Gedanke und er ergriff sogleich diese Gelegenheit, seine Macht zu vergrößern. So wie daher nach Karls VI. Tode der Churfürst von Baiern mit seinen Ansprüchen auf die östreichischen Länder im Ganzen hervortrat, und es wirklich schien, daß er mit Frankreichs Hülfe etwas ausrichten werde, so suchte Friedrich II. ebenfalls auf einige östreichische Länder, nämlich die Fürstenthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau in Schlesien, alte Ansprüche hervor, die noch aus der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege herstammten. Zugleich rückte er rasch mit seinen Truppen in Schlesien ein, um seinen Forderungen Nachdruck zu geben. Hiermit fing:

Der östreichische Erbfolgekrieg an, der mit einigen Unterbrechungen von 1740 bis 1748 gedauert hat. Friedrichs ersten Krieg gegen Maria Theresia, der einen Theil davon ausmachte, nennt man insbesondere den ersten schlesischen Krieg. Er dauerte zwei Jahre und wurde durch die beiden Siege des Königs bei Molwitz in Schlesien und Czaslau in Böhmen glücklich für ihn entschieden. Die erste Schlacht war eine schwere Waffenprobe für den jungen König selbst, so wie für seine Krieger, die bis dahin größtentheils nur auf dem Paradeplatze geübt waren. Die östreichische Reiterei, besser als die preußische, durchbrach die Reihen derselben, erobert Kanonen und richtete sie auf die Preußen selbst. Friedrich, der nie eine Schlacht ge-

sehen hatte, verlor die Fassung; aber sein erfahrener Feldmarschall Schwerin machte einen raschen Angriff auf die Flanke der Oestreicher und lenkte dadurch den, freilich blutig erkauften Siege auf die Seite seines Königs. Dieser rückte nun rasch in die benachbarten Länder Mähren und Böhmen ein, und als ihm hier das östreichische Heer abermals wieder in den Weg trat, schlug er es zum zweitenmale in der Schlacht bei Czaslau. Die Folge dieses Sieges war der erste, oder der Breslauer Friede mit Maria Theresia, worin ihm diese den größeren Theil von Schlesien wirklich abtrat.

Die bedrängte Fürstin hatte sich außerdem gegen eine Ueberzahl anderer Feinde vertheidigen müssen. Mit dem Churfürsten von Baiern hatten sich noch Frankreich, Spanien und Sachsen gegen sie verbunden. Frankreich wollte überhaupt Oestreichs Fall; Spanien strebte nach Besitzungen in Italien; Sachsen machte Ansprüche auf andere Stücke der Erbschaft. Der Sturm brach von allen Seiten los. Der Churfürst von Baiern rückte in Oestreich ein und ließ sich in Linz zum Erzherzog ausrufen; dann wandte er sich nach Böhmen, überrumpelte Prag und nahm den Namen eines Königs von Böhmen an. Ja, das Glück verfolgte ihn mit seinen Gaben so sehr, daß er am 22. Januar 1742, nachdem der Kaiserthron anderthalb Jahre unbesetzt gewesen war, sogar als:

79 Karl VII. 1742—1745.

zum deutschen Kaiser gewählt wurde. Das Haus Baiern stieg; Maria Theresia schien verloren zu sein; allein ihre Seelenstärke rettete sie. Von ihren großen Besitzungen war ihr einzig das ungarische Land übrig geblieben, ein Land von einem kräftigen, kriegerischen Volke bewohnet. Wohl wissend, daß die Liebe eines treuen Volkes Wunder zu thun vermag, berief sie einen großen Reichstag der Ungarn nach Presburg und hier trat sie mit ihrem Säuglinge, dem nachherigen Kaiser Joseph II., auf dem Arme in die Mitte der Versammlung und sprach mit Thränen in den Augen: „Eurer Tapferkeit und Heldentreue, ihr braven Ungarn, übergeben wir Uns und Unsere Kinder, auf Euch setzen wir Unser ganzes Vertrauen!“ und begeistert riefen die versammelten Großen: „Laßt uns sterben für unsere Königin, Blut und Leben wollen wir für sie lassen!“ — und in kurzer Zeit waren 15,000 Ungarn zu Pferde in den Waffen, es versammelten sich Haufen aus Oestreich, Tyrol, Slavonien und Croatien dazu; in 6 Tagen war Oberöstreich von Feinden befreit, dann drang das Heer in Baiern ein und nahm die Hauptstadt München weg an demselben Tage, da Karl VII. in Frankfurt zum deutschen Kaiser gekrönt wurde. Der neue Kaiser mußte seine Wohnung, fern von seinem Lande, in Frankfurt nehmen. Als bald nachher auch der Breslauer Friede mit Friedrich II. geschlossen war, konnte sich die ganze östreichische Macht gegen die Franzosen wenden, die sich in Böhmen festgesetzt hatten, und diese mit hartem Verluste aus dem Lande schlagen. So hatte das Schicksal Maria Theresia's Standhaftigkeit mit Glück gekrönt.

Zweiter schlesischer Krieg. 1744—1745. Indeß sah Friedrich II. voraus, daß die Oestreicher den Verlust von Schlesien nicht so ruhig verschmerzen würden; und wirklich hatten sie auch schon sich mit Sachsen versöhnt und sogar ein Bündniß geschlossen, woraus die feindselige Absicht gegen

ihn offenbar wurde. Zu gleicher Zeit bat ihn der deutsche Kaiser, Karl VII., den er mit gewählt hatte, dringend um seinen Beistand, damit er Baiern wieder erhielte. Friedrich rüstete sich also von neuem und rückte mit 100,000 Mann „kaiserlicher Hülfsvölker," wie er sie nannte, in Böhmen ein. Und wirklich schaffte er seinem Bundesgenossen, dem Kaiser, sein Land wieder, aber nur, um darin zu sterben; denn schon am 20. Jan. 1745 starb Karl VII. in seiner Hauptstadt München, aus welcher er zweimal vertrieben war. Als durch seinen Tod eine Hauptursache des Krieges weggefallen war und Maria Theresia sah, daß sie Schlesien nicht so leicht wieder erobern würde; — denn Friedrich hatte wieder zwei Schlachten bei Hohenfriedberg und Sorr in Schlesien gewonnen, — so wurde zu Dresden Frieden geschlossen und Preußen in dem Besitze von Schlesien bestätigt. Friedrich erkannte zugleich den Gemahl der Maria Theresia, den Großherzog Franz von Toskana, der bereits von den übrigen Churfürsten gewählt war, als deutschen Kaiser an.

80. Franz I. 1745—1765.

Friede zu Aachen. 1748. — Nachdem der östreichische Erbfolgekrieg noch einige Jahre mit Frankreich in den Niederlanden fortgeführt war, kam endlich auch der allgemeine Friede zu Aachen zu stande. Die Franzosen gewannen für alles verschwendete Menschenblut nichts, sondern mußten das Haus Oestreich, welches sie zu Grunde richten wollten, wieder blühend und sogar von neuem im Besitze der Kaiserwürde sehen.

Nach dem Aachener Frieden hat Europa 8 Jahre lang Ruhe gehabt und fing eben wieder an, die Früchte des Friedens, der die Völker beglückt, zu empfinden; allein dieses Glück war von kurzer Dauer. Es war eine Zeit, wo die Leidenschaften wieder aufgeregt waren; so wie früher der Eifer für die Religions-Parteien, so herrschten jetzt die Leidenschaften des Ehrgeizes, der Habsucht und der Mißgunst. Drei Minister waren es vorzüglich, welche von diesen Leidenschaften zum Hasse gegen den König von Preußen getrieben wurden; der Fürst Kaunitz, Minister der Kaiserin Maria Theresia, der Graf Brühl, Minister des Churfürsten von Sachsen, August III., der zugleich König von Polen war, und der Kanzler Bestuchef Minister der Kaiserin Elisabeth von Rußland. Sie gönnten dem großen Könige sein Glück und seinen Ruhm nicht und verbanden sie zusammen, ihn mit den vereinten Kräften der drei Reiche zu bekämpfen und ihn wieder zum unbedeutenden Churfürsten von Brandenburg herabzusetzen. Ja sie fanden noch einen vierten Bundesgenossen an Frankreich, welches sonst immer gegen Oestreich gewesen war, nun aber für dasselbe streiten wollte, weil England es mit Preußen hielt; und endlich war sogar Schweden auch mit ihnen, welches damals blindlings dem Beispiele Frankreichs folgte. Oestreich, Rußland, Frankreich, Schweden und Sachsen, also der größte Theil von ganz Europa, mußten den einzigen König von Preußen wohl unterdrücken können. Sie meinten auch, es könne ihnen gar nicht fehlen, weil ihrer so viele wären; denn sie bedachten nicht, was ein großer und kräftiger Geist und ein Volk, welches für seinen König leben und sterben will, zusammen vermögen. Doch wäre es dem Könige gleich zu Anfange recht schwer geworden, wenn die Gegner, wie sie ganz heim-

lich mit einander verabredet hatten, ihn ungerüstet überfallen hätten. Allein Friedrich, der mit seinem Scharfblicke wohl erkannte, daß ein Plan zu seinem Verderben geschmiedet werde, wußte sich durch einen Schreiber in Dresden die Abschriften aller geheimen Verhandlungen des Bundes zu verschaffen. Kühn und entschlossen, wollte er die ihm drohende Gefahr nicht abwarten, sondern selbst ihr rasch entgegen gehen, um den Krieg nicht auf seinem, sondern auf fremdem Boden zu führen.

81. Der siebenjährige Krieg. 1756—1763.

Das Jahr 1756.

Anstatt, daß die Verbündeten also den König Friedrich überraschen wollten, wurden sie von ihm überrascht. Seine Rüstungen waren so geheim und schnell, daß er im August 1756 mit 70,000 Mann in Sachsen einrückte, ehe man irgend seine Absicht errathen hatte. Er hoffte durch die schnelle Besetzung des sächsischen Landes August III. vielleicht zu einem Bündnisse zu nöthigen; allein diese Hoffnung schlug fehl, und die sächsischen Truppen 17,000 Mann an der Zahl, zogen sich in der Eile, wenn gleich schlecht gerüstet und ohne Vorräthe, in einem festen Lager bei Pirna zusammen. Friedrich schloß sie von allen Seiten ein. Sie hofften durch die Oestreicher von Böhmen aus Hülfe zu erhalten, und wirklich rückte auch bald General Brown mit einem guten Heere durch die Gebirge, die Sachsen von Böhmen trennen, heran. Friedrich zog ihm entgegen und lieferte ihm eine Schlacht bei dem Städtchen Lowositz. Der Kampf war sehr hartnäckig. Schon hatte der linke preußische Flügel alle Patronen verschossen und die Soldaten wurden unruhig; da rief der Herzog von Bevern, der diesen Flügel anführte: „Habt ihr nicht gelernt, Kameraden, den Feind mit gefälltem Gewehr anzugreifen?" Und auf dieses Wort drangen sie mit dem Bajonett gegen die Oestreicher vor und nahmen das Städtchen Lowositz mit Sturm ein. Darauf zog sich der östreichische Feldherr zurück, obgleich ein beträchtlicher Theil seines Heeres noch nicht im Gefecht gewesen war. Der König aber schrieb nach dieser Schlacht: „Jetzt habe ich gesehen, was meine Krieger vermögen. Nie haben sie solche Wunder der Tapferkeit gethan, seit ich die Ehre habe, sie anzuführen."

Durch diesen Sieg war das Schicksal der eingeschlossenen Sachsen entschieden. Statt der Hülfssignale der Oestreicher, mußten sie nun das Viktoria-Schießen der Preußen wegen der Lowositzer Schlacht hören; und nachdem sie fast 2 Monate lang den äußersten Mangel ausgehalten hatten und auch der letzte Versuch, sich durchzuschlagen, mißlungen war, mußten sich die noch übrigen 14,000 Mann am 14. Oct. zu Gefangenen ergeben. Die Officiere wurden auf ihr Ehrenwort entlassen, die Gemeinen aber unter die preußischen Regimenter gesteckt. Allein sie blieben ihrem ersten Schwure gegen ihren angestammten Landesherrn getreu und verließen in ganzen Haufen, bei der ersten günstigen Gelegenheit, die preußischen Fahnen, um zu ihrem Könige nach Polen oder zu den Oestreichern zu gehen.

82. Das Jahr 1757. Die Schlachten bei Prag, Kollin, Roßbach und Leuthen.

Zu den schon verbündeten Feinden des Königs kam noch das deutsche Reich, welches dessen Einfall in Sachsen als einen Reichsfriedensbruch betrachtete. Sie alle vereint konnten eine furchtbare Macht aufstellen: Oestreich wenigstens 200,000 Mann, Rußland 100,000, Frankreich eben so viel, das deutsche Reich 60,000 Schweden 20,000. Dagegen hatte Friedrich nur England mit dem Churfürstenthum Hannover, den Landgrafen von Hessen-Kassel und die Herzoge von Braunschweig und von Gotha zu seinem Beistande, und konnte der halben Million von Feinden höchstens 200,000 entgegenstellen. Dennoch zagte er nicht. Durch die herrliche Ordnung und Schnelligkeit, die in seinem Heere war, und durch seinen Geist, womit er es beseelte, hoffte er die Zahl zu ersetzen und die Feinde nach einander einzeln zu schlagen. Diese große Feldherrnkunst hatte er auch sogleich in dem zweiten Jahre des Krieges sehr nöthig, denn es war ein schweres Jahr für ihn.

Die Schlacht bei Prag. 6. Mai. — Zwar der Anfang war glücklich genug. Um den Hauptfeind, die Oestreicher, auf ihrem eigenen Boden anzugreifen, rückte er im Frühjahr mit unerhörter Schnelligkeit in Böhmen ein, grade auf die Hauptstadt Prag los. Der Oberfeldherr der Oestreicher, der Prinz Karl von Lothringen, hatte noch eben so viel Zeit, sein Heer auf den Höhen bei Prag zu verschanzen. Die Stellung war außerordentlich fest, fast unangreifbar; allein Friedrich mußte jetzt rasch siegen, oder seine Sache verloren geben, denn von allen Seiten bedrohten erbitterte Feinde seine Länder. Kaum war er daher vor den östreichischen Schanzen angekommen, so befahl er den Angriff. Der alte Feldmarschall Schwerin war erst am Morgen mit ermüdeten Haufen angelangt; er rieth, den folgenden Tag abzuwarten, allein der König verwarf jeden Aufschub. Da drückte der 73jährige tapfere Krieger seinen Hut in die Augen und rief: „Soll und muß denn grade heute geschlagen werden, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe," und nun ging es gegen die mit Kanonen dicht besetzten Berge. Aber das Feuer des Geschützes streckte ganze Reihen der Preußen in wenigen Augenblicken zu Boden. Es schien unmöglich, gegen solche Verschanzungen auch mit der unerschrockensten Tapferkeit etwas auszurichten. Da ergriff der alte Schwerin eine Fahne, trat selbst an die Spitze der Angreifenden und schritt muthig voran. Kaum hatte er einige Schritte gemacht, so wurde er von 4 Kartätschenkugeln durchbohrt und sank. Der General Manteuffel nahm die blutige Fahne aus seiner Hand und trug sie weiter; und nichts konnte jetzt mehr die zornigen Krieger, die den Tod ihres geliebten Feldherrn rächen wollten, aufhalten. Die ganze Schlachtreihe drang vorwärts. Die Oestreicher fochten ihrerseits auch auf das tapferste und hielten vortreffliche Ordnung, so lange der erfahrene Feldmarschall Brown in ihren Reihen war. Aber auch er fiel, tödtlich verwundet, und nun sank ihr Muth; sie wichen zürück und räumten das Schlachtfeld. Ein Theil warf sich in Prag, ein anderer zog sich zu dem Feldmarschall Daun, der mit einem Hülfsheere bei Kuttenberg stand. Von preußischer Seite war der Sieg theuer erkauft; 12,500 Mann waren gefallen oder verwundet.

Die Schlacht bei Kollin. 18. Juni. — 46,000 Oestreicher waren in Prag eingeschlossen und konnten sich aus Mangel an Vorrath nicht lange halten. Wenn es gelang, sie gefangen zu nehmen, so konnte Oestreich in diesem Feldzuge nicht viel mehr ausrichten, ja, vielleicht hätte sich die Kaiserin sogleich zum Frieden bereit erklärt. Allein der Feldmarschall Daun, der sein Heer bis auf 66,000 Mann verstärkt hatte, zog heran, die Armee in Prag zu entsetzen, und ihm konnte der König nur 32,000 Mann entgegenstellen, wenn er Prag eingeschlossen halten wollte. Dennoch beschloß er eine Schlacht und griff selbst die Oestreicher am 18. Juni bei dem Dorfe Kollin an. Der erste Angriff der Preußen unter Ziethen auf den rechten östreichischen Flügel war so heftig, daß dieser zurückweichen mußte. Nun befahl der König, auch ihren Mittelpunkt, der auf stark verschanzten Hügeln stand, zu bestürmen. Seine Feldherren riethen davon ab, denn die Schanzen waren zu stark und der Preußen zu wenige; aber der König wiederholte mit strengen Worten seinen Befehl. Hätte er noch etwas gewartet, so wäre der ganze Angriff nicht nöthig gewesen, denn schon war, nach der Niederlage des rechten Flügels der Befehl zum Rückzüge gegeben; als aber die preußischen Regimenter mit vergeblicher Anstrengung gegen die Schanzen anstürmten und immer dünner wurden und anfingen sich aufzulösen, da hielt der Generaladjutant von Hennebrith den Befehl zurück; die Oestreicher gingen zum Angriff über und besonders richteten die sächsischen Reiterschaaren, die auf Seiten der Oestreicher fochten, mit Erbitterung große Verwüstungen unter den weichenden Preußen an. Wenn nicht alles verloren gehen sollte, so mußte Friedrich den allgemeinen Rückzug befehlen, und Daun, der froh war, die Preußen nur abziehen zu sehen, störte denselben auch gar nicht. Sie hatten leider 14,000 Mann, also fast die Hälfte ihrer ganzen Zahl und 45 Kanonen verloren.

Es war die erste Schlacht, die Friedrich verlor; und die Folgen für ihn waren hart. Er mußte die Belagerung von Prag aufheben und ganz Böhmen verlassen, und sein Unglück machte nicht nur den Oestreichern, sondern allen ihren Bundesgenossen, neuen Muth. Die Russen rückten in das Königreich Preußen ein, die Schweden in die Mark Brandenburg; sie konnten Berlin, welches fast gar nicht geschützt war, leicht erobern; — aber zum Glück war es ihnen nicht recht ernst mit diesem Kriege; die Franzosen endlich waren mit zwei großen Armeen über den Rhein gegangen, hatten das englisch-hannöversche Heer bei Hastenbeck an der Weser geschlagen, bis hinter die Elbe getrieben und zu einer Convention gezwungen, worin ihnen ganz Hannover, Braunschweig und Hessen eingeräumt wurde. Nun konnten sie von dieser Seite sowohl in die preußischen Länder dringen und die Festung Magdeburg angreifen, als auch Sachsen wegnehmen, welches der Mittelpunkt aller Kriegsunternehmungen des Königs war. Wenn er Sachsen verlor, so war es gewiß, daß sein eigenes Land der Schauplatz des Krieges werden mußte; und woher sollte er dann sein Heer und seine Kriegskasse ergänzen? Deshalb beschloß er zuerst von allen die Franzosen anzugreifen und sie, es koste was es wolle, von Sachsen zurückzutreiben.

Die Schlacht bei Roßbach. 5. Nov. — Er traf sie bei dem Dorfe Roßbach nicht weit von der Saale in der Gegend von Weißenfels. Sein kleines Heer war nur 22,000 Mann stark und hatte 60,000 gegen sich;

daher bildeten sich die Franzosen in ihrem Hochmuthe schon ein, es werde ihnen leicht sein, den König mit sammt seinem Heere gefangen zu nehmen. Sie marschirten daher an den Hügeln, auf welchen er mit seiner kleinen Schaar gelagert war, ganz eilig vorüber, um ihn von dem Rückzuge nach seinem Lande abzuschneiden. Es war um Mittagszeit; ruhig dampften die Kochfeuer der Preußen, als wenn gar kein Feind in der Welt gewesen wäre, und der König saß mit seinen Generalen im Zelt an der Tafel. Aber nun gab er das Zeichen, die Zelte verschwanden in einem Augenblicke, die versteckten Batterien donnerten los, und der tapfere General Seidlitz, der der beste Reiter im ganzen Heere war, drang mit seiner Reiterei unaufhaltsam in die französischen Züge. Solche Schnelligkeit hatten die Franzosen bei den Deutschen nimmermehr vermuthet. Erschrocken stoben sie auseinander; es war keine rechte Schlacht, es war ein Jagen; in wenigen Stunden waren 7000 Gefangene, unter denen neun Generale, 63 Kanonen und 22 Fahnen in den Händen der Preußen, die bei diesem fröhlichen Siege nur 165 Todte und 350 Verwundete zählten.

Sachsen war befreit, aber dagegen war unterdeß das wichtige schlesische Land in die Hände der Oestreicher gekommen. Sie hatten Schweidnitz und Breslau erobert, und wenn sie das Land den Winter über behielten und sich darin festsetzten, so war es für Preußen vielleicht ganz verloren. Darum mußte noch jetzt, obgleich schon fast mitten im Winter eine Schlacht gewagt werden. Es war aber ein schweres Wagestück, denn der König konnte nur 30,000 Mann gegen die schöne östreichische Armee von 80,000 zusammenbringen, und diese war ihres Uebergewichts so gewiß, daß man die heranrückenden Preußen nur die Berliner Wachtparade nannte.

Die Schlacht bei Leuthen. 5. Decbr. — Grade einen Monat nach der Roßbacher Schlacht stand der König schon wieder zu einem verzweiflungsvollen Kampfe dem Feinde gegenüber und erklärte seinen Generälen den festen Entschluß, hier entweder zu siegen oder zu sterben. Dieser Sinn theilte sich wie ein Blitz dem ganzen Heere mit und brachte solche Begeisterung hervor, daß schon in drei Stunden der vollkommenste Sieg erfochten war. Die Oestreicher hatten ihre Schlachtordnung zu weit ausgedehnt, sie war wohl eine Meile lang; nun ließ Friedrich ihren linken Flügel mit aller Macht, angreifen, während ein verstellter Angriff auf ihren rechten gemacht wurde; und dadurch kam bald allgemeine Unordnung unter sie. Der König, der in Benutzung eines Sieges sich vorzüglich als großer Feldherr zeigte, verfolgte auch diesen, trotz der Ermüdung seiner Krieger, auf das äußerste. Der tapfere Husaren-General Ziethen mußte die Oestreicher durch ganz Schlesien bis an die böhmische Grenze verfolgen und ihnen weder Tag noch Nacht Ruhe lassen; dadurch schmolzen sie so zusammen, daß von den 80,000 Mann, die Schlesien betreten hatten, kaum 17,000 in streitbarem Zustande nach Böhmen kamen; und außer den 20,000 Gefangenen, die der König in und nach der Schlacht gemacht hatte, fielen ihm auch noch 17,000 in der Stadt Breslau in die Hände.

83. Das Jahr 1758. Zorndorf und Hochkirch.

Nach jenem so blutigen Jahre, mit 4 Hauptschlachten und vielen kleineren Gefechten, ließ der König den Frieden anbieten. Er wollte nichts als Schlesien behalten. Aber seine Feinde wollten nichts vom Frieden hören; sie konnten aus ihren weiten Ländern Menschen genug in den Krieg führen; er dagegen wurde sogar durch seine Siege immer schwächer. Also fing der Kampf mit neuer Erbitterung wieder an. Zum Glück für Preußen war in England der berühmte William Pitt erster Minister geworden und hatte es dahin gebracht, daß das Heer verstärkt, und auch von dieser Seite der Krieg kräftig fortgesetzt wurde. Zum Feldherrn über das vereinigte Heer der Engländer, Hannoveraner und Hessen gab Friedrich aus seinen Feldherren den besten, um einen vollständigen Oberbefehl zu führen, den Prinzen Ferdinand von Braunschweig ab. Dieser eröffnete den Feldzug damit, daß er noch im Winter plötzlich die Franzosen aus ihren Winterquartieren in Hannover und Hessen, wo sie in schwelgerischer Ueppigkeit das Land aussogen, aufjagte, ihnen nicht Ruh noch Rast gönnte und so in wenigen Wochen die 100,000 Fremdlinge über den Rhein trieb. Selbst über diesen Fluß verfolgte er sie und schlug sie in einem Treffen bei der Stadt Crefeld. Das war ein guter Anfang auf dieser Seite und verbreitete den Ruhm des Prinzen Ferdinand durch ganz Europa.

Der König Friedrich hatte unterdeß einen Feldzug nach der östreichischen Provinz Mähren gemacht und die Stadt Olmütz belagert. Hätte er sie erobert, so konnte er immer die kaiserliche Hauptstadt Wien in Schrecken halten. Aber diese Unternehmung mißlang. Die Besatzung vertheidigte sich auf das tapferste, die Einwohner des Landes hielten es treu mit ihrem Kaiserhause und thaten den Preußen manchen Abbruch, und dem Feldmarschall Daun gelang es, ihnen eine Zufuhr von 3000 Wagen wegzunehmen. Der König mußte die Belagerung aufheben und zurückziehen. Hierzu trieb ihn auch die Gefahr seiner eigenen Länder, in welche die Russen eingefallen waren; sie sengten und brennten furchtbar in Pommern und der Neumark.

Die Schlacht bei Zorndorf, 25. August. — Als er ihnen nun bei Zorndorf gegenüber stand und die ganze Stadt Küstrin, bis auf 3 Häuser, in Asche liegen sah, faßte ihn ein glühender Zorn gegen diesen barbarischen Feind. Sein Heer theilte denselben mit ihm, und als es zur Schlacht kam, wurde mit unbeschreiblicher Erbitterung gestritten. 37,000 Preußen fochten gegen 60,000 Russen. Die Schlacht dauerte vom Morgen 9 Uhr bis 10 Uhr in der Nacht; die Russen standen fest wie Mauern, wie ihre Art ist; am Abend lagen neben den 19,000 Russen, die das Schlachtfeld bedeckten, 11,000 Preußen hingestreckt. Und hätte nicht der kühne Seidlitz an diesem Tage mit seinen Reitern Wunder der Tapferkeit gethan und überall, wo der Kampf am härtesten war, den Ausschlag gegeben, so möchte der Sieg wohl zweifelhaft geblieben sein. — Der russische General Fermor zog sich mit den Ueberbleibseln seines Heeres nach Preußen zurück, der König aber, dem niemals Ruhe gegönnt war, mußte schon wieder nach Sachsen und Schlesien eilen, um diese Länder gegen die Oestreicher zu beschützen.

Der Ueberfall bei Hochkirch. 14. Oct. — Daun hatte ein festes Lager in der Lausitz bezogen, um den König von Schlesien abzuschnei-

den, und dieser lagerte sich ganz nahe bei ihm, an einem offenen Platze. Die Seinigen warnten ihn vor einem Ueberfall, allein er traute dem langsamen Daun dazu die Entschlossenheit nicht zu, weil er es noch nie gewagt hatte, selbst anzugreifen. Diesesmal hatte er sich aber doch verrechnet. Früh Morgens, am 14. Octbr., als eben der Tag graute, schlichen sich die Oestreicher an das Dorf Hochkirch, wo das preußische Hauptquartier war, überfielen die Vorposten, nahmen die große Schanze am Eingange des Dorfes und richteten das Geschütz mitten in die große Straße desselben, welche zum Sammelplatz der Soldaten bestimmt war. Zu Hunderten wurden sie hier niedergeschmettert, als sie, durch das Geschütz aus dem Schlaf aufgeschreckt, halb angezogen hier zusammenströmten. Es war ein fürchterliches Blutbad. Indem die Anführer die Reihen zu ordnen suchten, riß eine Kanonenkugel dem Prinzen Franz von Braunschweig den Kopf weg, wurde der tapfere Feldmarschall Keith von zwei Kartätschenkugeln durchbohrt, und der Prinz Moritz von Dessau schwer verwundet. Der Tag brachte keinen Vortheil, denn ein dicker Nebel bedeckte alles. Das Dorf, das Lager, alles Gepäck, 100 Kanonen gingen verloren; und dennoch brachte der König, als endlich um neun Uhr die Sonne durchbrach, die Seinigen in so guter Ordnung zusammen und zog so entschlossen vom Schlachtfelde ab, daß die Oestreicher seinen Rückzug nicht zu stören wagten. Ja, was noch erstaunenswerther ist, das Unglück hatte seinen und des Heeres Muth so wenig gebeugt, daß nicht Daun, sondern er der Sieger zu sein schien, daß er denselben durch kluge Märsche völlig täuschte, in Schlesien eindrang und den östreichischen General Harsch zwang, die Belagerung von Neisse aufzuheben. Voller Unmuth, durch seinen Sieg gar nichts gewonnen zu haben, kehrte Daun nach Böhmen zurück und Friedrich hatte am Ende des Jahres nicht nur alles wieder im Besitz, was er am Ende des vorigen Jahres gehabt hatte, sondern auch das wiedereroberte Schweidnitz dazu; und der Prinz Ferdinand hatte des Königs westphälische Länder von den Franzosen befreit.

---

84. Das Jahr 17569. Minden. Kunersdorf. Maxen.

Aber dennoch wurde des großen Königs Lage mit jedem Jahre schlimmer. Die Oestreicher behielten, trotz der großen Verluste, immer noch einen Kern alter Soldaten, von welchem die Neugeworbenen den Krieg lernen konnten. Friedrich aber mußte mit demselben Heere gegen Oestreicher, Russen, Franzosen, Schweden und Reichsvölker fechten, und daher schmolz dasselbe so zusammen, daß von seinen alten Kriegern nur sehr wenige dem Schwerte und den Krankheiten entronnen waren. Sein Heer wurde mit jedem Jahre schlechter; die östreichischen schienen dagegen besser zu werden; und außerdem rüsteten sich die Franzosen und Russen mit verdoppelter Thätigkeit zu diesem vierten Feldzuge des Krieges. Die Franzosen wollten durchaus das hannöversche Land wieder erobern, um daran ihre Rache für die vielen Verluste zu nehmen, welche sie zur See durch die Engländer erleiden mußten. Sie rüsteten zwei starke Heere aus, von denen das eine von Frankfurt her in Hessen, das andere von Düsseldorf aus durch Westphalen gegen Hannover vordringen sollte. Dagegen hatte der Prinz Ferdinand nur ein mäßiges Heer von Engländern,

Hannoveranern und Hessen und sollte damit die weite Landstrecke von Frankfurt bis an die holländische Grenze vertheidigen. Er wandte sich zuerst gegen das Heer, welches von Frankfurt kommen sollte, und griff es bei dem Dorfe Bergen, nicht weit von Frankfurt, an. Aber die Stellung der Franzosen war zu fest; er mußte den Angriff aufgeben, um nicht sein ganzes Heer auf's Spiel zu setzen, und nun kam der französische Marschall Contades durch Westphalen her in seine rechte Flanke, so daß er eiligst an der Weser hinunter bis Bremen zurückweichen mußte. Münster, Minden, Paderborn und Kassel kamen in die Hände der Franzosen, und auch Hannover schien verloren zu sein. In Paris war lautes Frohlocken. Plötzlich aber rückte der unermüdete Ferdinand mit seinem Heere wieder vor und griff den französischen Marschall am 1. August bei Minden an. Dieser hatte eine ganz neue Stellung seines Heeres angeordnet und die schwere Reiterei in die Mitte der Schlachtordnung gestellt. Er wollte vielleicht im entscheidenden Augenblick damit den Mittelpunkt des verbündeten Heeres durchbrechen. Ferdinand aber ließ sich dadurch nicht irre machen. Er versuchte auch eine ganz neue Art des Kampfes, die der französische Marschall gewiß nicht erwartet hatte; er ließ das hannöversche und englische Fußvolk, auf welches er sich ganz verlassen konnte, grade auf die feindliche Reiterei im Centrum losgehen, anstatt daß sonst die Reiterei das Fußvolk anzugreifen pflegt. Die Reiter stutzten über die Kühnheit, griffen zwar ihrerseits mehrmals an, konnten aber die geschlossenen Reihen des tapfern Fußvolks nicht durchbrechen. Festen Schrittes, beständig mit dem kleinen Gewehr und mit dem Geschütze feuernd, rückte es vorwärts, und endlich ergriff die ganze Schlachtordnung der Reiter die Flucht. Wäre nun in die dadurch entstandene Lücke der englische General Sackville mit seiner Reiterei eingebrochen, wie ihm der Prinz Ferdinand befehlen ließ, so wäre wahrscheinlich das ganze französische Heer verloren gewesen; der Engländer aber, auf den Ruhm des Prinzen eifersüchtig, zögerte, ließ den rechten Augenblick vorübergehen, und so behielt der französische Marschall Zeit, seine Haufen wieder zu sammeln und einen ziemlich geordneten Rückzug anzutreten. Doch verlor er achttausend Gefangene und dreißig Kanonen. Er zog immer weiter zurück, räumte Kassel und den größten Theil des hessischen Landes; in Westphalen nahm Ferdinand auch Münster wieder ein und hatte so am Ende des Feldzuges die Franzosen aus allen ihren Eroberungen wieder vertrieben.

Die Schlacht bei Kunersdorf. 12. Aug. — König Friedrich war in diesem Feldzuge nicht so glücklich. Das große östreichische Heer bedrohte Schlesien und Sachsen, und gegen die Oder rückten 45,000 Russen unter dem General Soltikov heran, um sich mit 25,000 Oestreichern unter Laudon zu vereinigen. Zwar versuchte der König diese Vereinigung zu verhindern und die Russen einzeln zu schlagen; allein der ihnen entgegengeschickte General Wedel wurde vielmehr von ihnen bei dem Dorfe Kay, nicht weit von Züllichau, geschlagen, und nun vereinigten sich beide feindliche Heere auf den Anhöhen von Kunersdorf, bei der Stadt Frankfurt a. d. Oder, also nur 12 Meilen von Berlin. Der König eilte schnell mit einem Theile seines Heeres, es waren 43,000 Mann, zur Hülfe herbei, nachdem er die Beschützung von Sachsen und Schlesien seinem Bruder Heinrich übertragen hatte. Mit großer Erbitterung, wie immer, wenn sie zusammenstießen, griffen

die Preußen die Russen an, und in wenigen Stunden war der linke Flügel derselben gänzlich geschlagen und 70 Kanonen erobert. Ihr rechter Flügel aber und die Oestreicher standen noch unerschüttert. Da riethen die Feldherren des Königs, heute ein Ende zu machen, weil die Soldaten gar zu sehr ermüdet waren; in der Nacht, meinten sie, würden die Feinde sich von selbst zurückziehen. Allein der König wollte kein halbes Werk gethan haben und befahl den Angriff. Es war ein sehr heißer Tag und die ermatteten Soldaten sollten nun gegen stark verschanzte Anhöhen und ganz frische Haufen ankämpfen; das war von der menschlichen Kraft zu viel gefordert. So oft auch die Angriffe erneuert wurden, und so viel Mühe sich der König selbst gab, die Reihen immer wieder zu ordnen, so war doch alles vergeblich. Weil der Rückzug nicht zur rechten Zeit angetreten wurde, da noch Ordnung im Ganzen war, so entstand zuletzt die größte Verwirrung und Flucht. Der König, der eine solche Niederlage noch nie erlebt hatte, hielt voller Verzweiflung mitein unter den Todten, Verwundeten und Fliehenden. Sein Leben war ihm gleichgültig. Zwei Pferde waren schon unter ihm todt geschossen; eine Kugel drang durch sein Kleid in die Westentasche, wo sie noch glücklicher Weise durch ein goldenes Etui aufgehalten wurde. Oestreichische Reiter sprengten schon heran; da ergriff der Rittmeister von Prittwitz den Zügel von des Königs Pferde und führte ihn halb mit Gewalt aus dem Getümmel. Als er wieder zur Besinnung gekommen war, schrieb er an seinen Minister Finkenstein mit Bleistift auf einen Zettel diese Worte: „Alles ist verloren, retten Sie die königliche Familie! Ich werde den Sturz des Vaterlandes nicht überleben!" Das war die härteste Stunde in König Friedrichs Leben. Und doch rettete ihn die Vorsehung auch aus diesem gefahrvollen Augenblicke, da alle menschliche Hülfe verloren schien. Den Russen stand der Weg nach Berlin offen; die Oestreicher konnten Sachsen und Schlesien erobern. Aber plötzlich hielt der russische Feldherr seinen Feldzug inne und schrieb an den Feldmarschall Daun: „er habe nun zwei Schlachten gewonnen; ehe er weiter vorrückte, erwarte er die Nachricht von zwei Siegen der Oestreicher; denn es sei nicht billig, daß sein Heer alles thun sollte." Diese Eifersucht der Feldherren rettete damals Berlin und den Staat überhaupt. — Das östreichische Heer war unterdeß durch die listige Kriegskunst des Prinzen Heinrich, der ein Meister in verstellten Märschen und Wendungen war, ohne eine Schlacht so aufgehalten, daß es nichts Bedeutendes ausrichten konnte; ja, in dem ganzen unglücklichen Feldzuge dieses Jahres wäre am Ende gar nichts verloren gegangen, wenn nicht durch ein Mißverständniß die sächsische Hauptstadt Dresden von den Preußen geräumt worden wäre. Dieser Verlust war höchst empfindlich für den König und er bot alles auf, wenigstens zu verhindern, daß die Oestreicher ihre Winterquartiere in Sachsen nähmen. Er ließ den General Fink mit 13,000 Mann in den Rücken der Oestreicher nach Maxen, im Gebirge zwischen Sachsen und Böhmen, marschiren, um sie dadurch zum Rückzuge zu bewegen. Allein diese vereinzelte Stellung des kleinen Haufens war unvorsichtig gewählt; die Oestreicher griffen den General Fink mit Uebermacht an und zwangen ihn nach blutigen Gefechten, sich mit seinen noch übrigen 5000 Mann zu ergeben. Das war ein unerhörter Fall im preußischen Heere und ein recht schmerzlicher Beschluß des ganzen Feldzuges für den König.

85. Das Jahr 1760. Liegnitz und Torgau.

Ein ähnliches Unglück traf ihn im folgenden Jahre in Schlesien. Dieses Land sollte der General Fouquet gegen den tapfern Laudon vertheidigen. Fouquet war ebenfalls ein tüchtiger General, aber er hatte nur eine kleine Macht, und da er von den dreimal stärkern Oestreichern von allen Seiten eingeschlossen wurde, mußte er, trotz der verzweifeltsten Gegenwehr, unterliegen. Er selbst wurde schwer verwundet und gefangen, und von seinen 8000 Mann schlug sich bloß die Kavallerie durch. Die wichtige Festung Glatz aber, die wichtigste im ganzen preuß. Staate nach Magdeburg, wurde von Laudon erobert. Wenn nicht auch die Hauptstadt des Landes, Breslau, verloren gehen sollte, so mußte Friedrich selbst Hülfe schaffen. Er hatte unterdeß Dresden belagert, an dessen Besitze ihm sehr viel gelegen war; aber der tapfere östreichische General Maquire ergab sich nicht, obgleich der dritte Theil der schönen Stadt in Asche gelegt wurde, und der Feldmarschall Daun behielt, trotz seiner Langsamkeit, Zeit, der Stadt zu Hülfe zu kommen. Nun mußte Friedrich nach Schlesien durchzukommen suchen, um Breslau zu retten. Das war wiederum ein sehr schwieriger Zug. Zwei östreichische Heere begleiteten ihn auf demselben; auf der einen Seite Daun, auf der andern Lascy. Tag und Nacht mußten die Preußen auf ihrer Hut sein, und unaufhörlich waren die leichten Truppen im Gefecht. Auch konnte der König nicht weiter kommen, als bis in die Gegend von Liegnitz, weil Laudon auch dazu gekommen war und nun drei östreichische Heere den Weg nach Breslau, so wie nach Schweidnitz, wo die Kriegsvorräthe waren, versperrten. Die Preußen hatten nur noch auf wenige Tage zu leben und die Oestreicher waren so nahe, daß der König jede Nacht seine Stellung verändern mußte, um nicht, wie bei Hochkirch, von ihnen überfallen zu werden. So verließ er auch in der Nacht auf den 15. August sein Lager, weil er gemerkt hatte, daß die Oestreicher dasselbe genau ausgekundschaftet hatten, und besetzte die Höhen von Pfaffendorf. Es geschah in der größten Stille; im alten Lager brannten die Wachtfeuer, von Bauern unterhalten, fort und Husarenpatrouillen mußten alle Viertelstunde den Wachtruf hören lassen. Der König schlief indeß auf dem neuen Lagerplatze, in seinen Mantel gehüllt, bei einem kleinen Feuer auf bloßer Erde; neben ihm der treue Ziethen und andere Anführer, und auf den Hügeln umher lagen die Soldaten mit dem Gewehre im Arme. Eine feierliche Stille herrschte über dem Ganzen. Plötzlich aber, um 2 Uhr in der Nacht, weckte ein Husarenoffizier, der die Runde gemacht hatte, den König mit der Nachricht, daß die Oestreicher heranrückten und kaum noch 400 Schritte entfernt wären. Es war der General Laudon, der in derselben Nacht die Höhen von Pfaffendorf besetzen sollte, um am andern Morgen früh das alte preußische Lager anzugreifen. Von beiden Seiten war man sehr überrascht, denn Laudon hatte hier auch die Preußen nicht erwartet. Zu ihrem Glücke hatten diese die Nacht in den Waffen zugebracht; in einem Augenblick waren sie in Reih und Glied, das Geschütz geordnet, die Reiter auf den Pferden, und die Schlacht begann mitten in der Dunkelheit der Nacht. Der Feldmarschall Daun hörte von dem Gefechte nichts Deutliches, weil der Wind den Schall nach der entgegengesetzten Seite trieb, und als er am Morgen um 5 Uhr ausrückte, war die Schlacht schon entschieden;

Laudon mußte sich nach einem Verluste von 4000 Todten und 6000 Verwundeten hinter die Katzbach zurückziehen, der König aber hatte 82 Kanonen erobert. Dies war ein unerwarteter, recht durch das Glück geschenkter Sieg, und er verbesserte die Lage des Königs in Schlesien auf einmal um ein Großes. Der Weg nach Breslau war geöffnet und mit einer Schnelligkeit, welche die größe Bewundrung erregen muß, benutzten die Preußen ihren Vortheil. Drei Stunden nach Beendigung der Schlacht waren sie schon auf dem vollen Marsche, die Gefangenen und eroberten Kanonen in der Mitte und machten an diesem Tage noch 3 Meilen. Schlesien war für jetzt gerettet.

Aber Ruhe sollte dem tapfern Heere und seinem Könige doch noch nicht zu Theil werden, denn auf einer andern Seite hatte sich ein neues Unglück zugetragen. 20,000 Russen in Verbindung mit 15,000 Oestreichern waren plötzlich von der Oder gegen Berlin aufgebrochen und hatten diese Stadt, die keine Festung und fast ohne Besatzung war, am 4. Oct. eingenommen. Zum Glück war der russische General Totleben ein menschlich gesinnter Mann; er ließ die Stadt nicht plündern, so daß sie, mit Zahlung beträchtlicher Geldsummen, erträglich davon kam; und nach 8 Tagen schon erscholl die Nachricht, der König rücke heran: welches einzige Wort die Feinde eiligst aus der Stadt verscheuchte.

Die Schlacht bei Torgau. 3. Nov. — Damit war dieser Feldzug indeß noch nicht vollendet, so spät es auch schon im Jahre war. Der Feldmarschall Daun hatte die Absicht, seine Winterquartiere in Sachsen zu nehmen und dem Könige keinen Platz mehr in diesem Lande zu verstatten; er hatte ein sehr festes Lager bei Torgau bezogen. Wollte Friedrich nicht zum erstenmale den Winter auf seinem eigenen Boden zubringen und dadurch das Geständniß ablegen, daß seine Besiegung nun nahe sei, so mußte er noch eine große Schlacht wagen, und, es koste, was es wolle, sich in Sachsen behaupten. Aber es war ein sehr unsicheres Wagestück, denn die Oestreicher verstanden es besser, als irgend ein anderes Heer, feste Stellungen zu nehmen; sie hatten die Weinberge bei Torgau auf das furchtbarste verschanzt. Der König theilte sein Heer in zwei Theile; mit dem einen wollte er selbst von vorn die Weinberge stürmen, mit dem andern sollte der tapfere Ziethen im Rücken der Oestreicher die Siptitzer Höhen angreifen. Aber in dem Walde, der vor der östreichischen Stellung lag, verwirrten sich einige Kolonnen der Preußen und der Angriff geschah nicht ganz zu gleicher Zeit, wie der König bestimmt hatte. Auch Ziethen kam, wegen mancher Hindernisse, später an Ort und Stelle an, und nun wurden die einzelnen Angriffe der Preußen trotz ihrer verzweifelten Tapferkeit, durch das entsetzliche Feuer aus 200 Kanonen alle zurückgeschlagen. Ganze Reihen lagen neben einander hingestreckt und die preußischen Kanoniere konnten nicht einmal zum Laden ihrer Stücke kommen, sondern Geschütz und Pferde und Menschen wurden in einem Augenblicke niedergeschmettert. Den König selbst traf ein Streifschuß an der Brust, ohne ihn jedoch besonders zu verletzen. Ueber dem blutigen Gefechte brach die Nacht herein. Einzelne Haufen fochten sogar noch in der Dunkelheit und es ging so verworren durch einander, daß um die, in der kalten Herbstnacht hier und da in der Torgauer Haide angezündeten, Feuer Oestreicher und Preußen, Gesunde und Verwundete, sich sammelten und friedlich neben einander wärmten, mit der Abrede, daß am Morgen diejenige Partei sich zu

Gefangenen ergeben sollte, deren Heer die Schlacht verloren habe; denn welche das sei, schien noch gar nicht ausgemacht. König Friedrich wußte es auch noch nicht; sorgenvoll saß er auf den Stufen des Altares in der Kirche des Dorfes Elsnich und schrieb Befehle. Der Kern des Fußvolks lag auf dem Schlachtfelde; wenn der Kampf am andern Morgen wieder anfangen mußte, so war der Ausgang für ihn sehr bedenklich. Aber sein treuer General Ziethen hatte in diesem Augenblick schon die Schlacht für ihn gewonnen. Bis 10 Uhr focht er, in Gemeinschaft mit dem General Saldern, auf das tapferste um die Siptitzer Höhen und eroberte sie wirklich; dadurch war die Schlachtordnung der Oestreicher durchbrochen und diese wollten daher am nächsten Morgen keine neue Schlacht wagen. Daun, der selbst verwundet war, befahl den Rückzug nach Dresden noch in derselben Nacht, und er geschah mit solcher Stille, daß die Preußen nichts merkten. Als der König in der ersten Dämmerung des Morgens hinausritt, fand er den Feind verschwunden und das Schlachtfeld in seiner Gewalt. Nun konnte er seinem Heere die wohlverdiente Winterruhe gestatten und selbst sein Hauptquartier in Leipzig nehmen.

86. Die Jahre 1761 bis 1763. Friede.

Im folgenden Jahre hatte Friedrich noch eine gefährliche Zeit zu bestehen. Die östreichischen und russischen Hauptheere waren in Schlesien vereinigt und machten 130,000 Mann aus. Friedrich hatte ihnen nur 50,000 Mann entgegenzusetzen, er mußte daher ganz gegen seine sonstige Weise und Neigung sein Heil in einem verschanzten Lager suchen, welches er bei Bunzelwitz aufschlug. Drei Wochen lag er hier, von den Feinden eingeschlossen, und seine Soldaten mußten des Nachts unter dem Gewehre sein und bei Tage ruhen. Wären die Anführer beider ihm entgegenstehenden Heere einig gewesen, so hätten sie ihn doch überwältigen können; allein ihre Eifersucht und Uneinigkeit rettete ihn auch diesesmal; sie trennten sich wieder und die Russen zogen zurück. Leider fiel ihnen aber noch in diesem Jahre die Festung Kolberg in die Hände, so daß sie nun in Pommern den Winter über bleiben konnten: und in Schlesien überrumpelte der schnelle Laudon die Festung Schweidnitz und nahm sie mit Sturm ein. Die Oestreicher hatten durch Glatz und Schweidnitz halb Schlesien in Besitz und konnten zum erstenmale ihre Winterquartiere in diesem Lande nehmen. Halb Sachsen war ebenfalls verloren; und die Russen hatten von der Oder aus im nächsten Frühjahre nur einige Schritte nach Berlin. Mit so schwerem Herzen hatte Friedrich noch kein Jahr angefangen, als das von 1762. Allein es zeigte sich freundlicher gegen ihn, als er erwartet hatte, und zwar sogleich bei seinem Eintritt. Am 5. Jan. starb die russische Kaiserin Elisabeth; ihr Nachfolger, Peter III., aber war schon lange ein begeisterter Verehrer des großen Königs gewesen, und kaum hatte er den Thron bestiegen, so ließ er alle preußischen Gefangenen ohne Lösegeld frei, schloß Frieden und schickte dem Könige sogar 20,000 Russen unter dem General Czernitschef zu Hülfe. Das war ein erfreulicher Wechsel des Glücks.

Auch die Schweden, welche den Krieg immer ohne besondern Eifer geführt hatten, folgten jenem Beispiele und machten Frieden, ohne weitere Entschädigung.

Der russische Kaiser Peter wurde zwar schon nach 6 Monaten ermordet, weil er gar zu unvorsichtige Neuerungen angefangen und den Adel so wie die Geistlichkeit gegen sich aufgebracht hatte; aber seine Nachfolgerin, die Kaiserin Katharina, hielt den Frieden mit Preußen aufrecht, obwohl sie die russischen Hülfstruppen wieder zurückrief. — So waren nur noch Oestreich, Frankreich und das deutsche Reich in den Waffen. Den Oestreichern nahm Friedrich im Sommer 1762, nach dem glücklichen Treffen bei Burkersdorf, die Festung Schweidnitz wieder ab; und die Franzosen wurden überhaupt in den drei letzten Jahren des Krieges durch die große Klugheit des Prinzen Ferdinand mit einem viel kleineren Heere völlig im Zaum gehalten, obgleich keine bedeutende Schlacht mehr vorfiel. Aber in vielen kleineren Gefechten zeichneten sich, außer dem Heerführer selbst, noch seine Unterfeldherren, der Erbprinz von Braunschweig, Spörken, Kielmannsegge und Luckner aus. Am 1. Nov. 1762 eroberte er noch die hessische Hauptstadt Kassel wieder, die eine zeitlang in den Händen der Franzosen gewesen war; und am 29. Nov. war das letzte Treffen dieses Krieges in Sachsen bei der Stadt Freiburg, zwischen dem Prinzen Heinrich auf der einen, und den Oestreichern nebst der Reichsarmee auf der andern Seite. Der Prinz Heinrich gewann es.

Alle Parteien waren des vergeblichen Krieges müde; daher wandte man die Winterruhe zu Unterhandlungen an, und am 10. Februar wurde durch den Pariser Frieden dem Kriege zwischen England und Frankreich, und am 15. durch den Frieden zu Hubertsburg, einem sächsischen Jagdschlosse, dem Kriege zwischen Preußen, Oestreich und Sachsen ein Ende gemacht. Von allen Seiten wurden die Eroberungen zurückgegeben, die Gefangenen ausgeliefert, und keine Kriegskosten erstattet. König Friedrich blieb im Besitze von Schlesien und gab dagegen dem Churfürsten von Sachsen sein Land wieder. Keiner gewann durch den höchst blutigen Kampf, außer daß England einige Inseln jenseits des Weltmeeres von Frankreich erhielt; aber ein Hauptgewinn war aus der schweren Prüfungszeit hervorgegangen: das allgemeine Verlangen nämlich nach Ruhe und Frieden und die Ueberzeugung, daß die neue preußische Macht auf zu festen Stützen ruhe, um durch die Waffen wieder vernichtet werden zu können. Diese Stimmung hielt von nun an fast 30 Jahre lang Europa in einer glücklichen Ruhe, welche die Völker erfreute und die Künste des Friedens wieder emporblühen ließ.

87. Friedrich der Große als Landesvater.

Vor allem hatte Friedrich der Große viele Wunden seines sehr zerrütteten Landes zu heilen. Er hat es mit der treuesten Sorgfalt gethan, so daß man wohl sah, daß er den Frieden lieber hatte, als den Krieg, und daß er kein ehrgeiziger Eroberer hatte sein wollen, wie die Weltgeschichte ihrer so viele aufzuweisen hat, die Leben und Glück der Menschen für gering achten, wenn nur ihr Ruhm ausgebreitet wird. Friedrich wußte sehr gut, daß der wahre Ruhm eines Königs darin besteht, wenn er durch alle Mittel, die in seiner Gewalt sind, den Fleiß des Bürgers und Landmanns, Kunst und Wissenschaft, Recht und Gerechtigkeit, Ordnung, und durch dieses Alles die Zufriedenheit seines Volkes, befördert. Daher fing er den Tag nach geschlos-

jenem Frieden sogleich mit dieser Sorge an, vertheilte die überflüssigen Pferde unter die am meisten verarmten Landleute und schenkte ihnen das Korn, welches für den nächsten Feldzug schon aufgekauft war, als Saatkorn. In Schlesien wurden die Abgaben auf 6 Monate, in Pommern und der Neumark, wo die Russen gehauset hatten, auf 2 Jahre erlassen. Und dazu verschenkte er, um dem Ackerbau und den Gewerben aufzuhelfen, alljährlich auch noch eine Million Thaler aus seinem eigenen Schatze. Er konnte mit Recht so viel verschenken, weil er sich jährlich selbst so viel an der zu seiner Hofhaltung ausgesetzten Summe absparte, während manche andere Fürsten den Schweiß ihren Unterthanen in Festen und Lustbarkeiten verschwendeten. Es war auch nöthig, daß dem Bürger und Landmann so geholfen wurde, denn in dem Kriege waren nicht weniger als 14,500 Häuser in den verschiedenen Provinzen, und zwar die meisten von den Russen, niedergebrannt worden. Doch hätte das baare Geld, welches der König verschenkte, das Unglück allein nicht wieder gut gemacht, wenn nicht die Tugenden der Sparsamkeit, Arbeitsamkeit, und Ordnungsliebe dazu gekommen wären, worin der große König seinem ganzen Volke ebenfalls ein Muster war. Friedrich schlief nie mehr als 4 bis 5 Stunden. Um 4 Uhr des Morgens stand er auf, und von da an war die Zeit des Tages auf das genaueste eingetheilt. Jede Stunde hatte ihre feste Bestimmung, wovon er niemals abwich. Die ernsthaften Geschäfte der Regierung, das Lesen der Berichte, das Anhören seiner Staatsminister und Kabinetsräthe, das Abgeben seiner Beschlüsse, gingen allem andern vor; dann waren auch einige Stunden den Lieblingsbeschäftigungen mit der Musik, den Wissenschaften und der Dichtkunst gewidmet. Der König schrieb selbst Gedichte und wissenschaftliche Werke, welche noch jetzt ein schätzbares Denkmal seines großen Geistes sind; und wenn er mit seiner Flöte in den Zimmern seines Schlosses auf und nieder ging und sich durch ihre Töne erheiterte, so war seine Seele, wie er selbst versichert hat, am allerfreiesten und großen Gedanken und Entschlüssen offen. Auch die Unterhaltung mit geistreichen Männern liebte er außerordentlich; und um jeden Augenblick der Zeit gut zu benutzen, versammelte er immer eine Anzahl derselben an seiner Tafel um sich. So war ihm die Zeit, mit welcher so viele Menschen verschwenderisch umgehen, das kostbarste Gut, und in seiner Jugend wie im Alter war Arbeitsamkeit und Treue in Erfüllung seiner Pflichten sein erstes Gesetz. Er selbst schrieb einst einem Freunde: „Du hast Recht, wenn du glaubst, daß ich viel arbeite. Ich thue es, um zu leben. Denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode, als der Müßiggang.“

So wie in seinem eigenen Tagewerke, so wußte er auch in der Verwaltung seines Reiches die Ordnung aufrecht zu halten. Jedermann scheute das Auge des Königs, denn er sah sehr scharf und strafte streng, wenn er Untreue oder Nachlässigkeit sah. Um seinen, gegen die übrigen großen Mächte immer nur kleinen, Staat in Achtung zu erhalten, daß keiner seine Selbstständigkeit je wieder anzugreifen wagen sollte, hielt er sein Heer im besten Stande, weil man damals überhaupt die Stärke eines Volkes in dem Heere suchte. Und um dieses starke Heer zu unterhalten, mußte er auch die Abgaben hoch hinauftreiben; allein Arbeitsamkeit und Ordnung machten, bei allen Abgaben, doch den preußischen Staat stark und kräftig, und da der König zugleich die Freiheit des Geistes beschützte, Unterricht, Aufklärung, Kunst

und Wissenschaft beförderte, so konnten sich alle Kräfte in seinem Volke auf die mannigfaltigste Weise entwickeln.

Zu bedauern ist es nur, daß dieser große König durch seine Erziehung fast einzig mit den Schriften und Grundsätzen der Franzosen, und weniger mit denen seines eigenen Volkes bekannt gemacht war. Daher schätzte er auch die französische Sprache und französische Schriften mehr als die deutschen, gewöhnte sich an die in jenen ausgesprochene Denkungsart, und ahmte auch manche ihrer Einrichtungen nach, die zu dem deutschen Wesen gar nicht paßten. Das war überhaupt ein unglücklicher Fehler jener Zeit, daß man sich so ganz nach dem Fremden bildete und alles für vortrefflich hielt, was aus dem Auslande kam. Nun theilte sich besonders das Leichtfertige in der Denkungsart der Franzosen und die Nichtachtung vieles Ehrwürdigen und Heiligen, weil es mit dem Verstande nicht so leicht zu begreifen ist, leider auch uns mit. Man gewöhnte sich, die Ehrfurcht vor dem Alten gänzlich abzuwerfen und vieles blos darum hochzuschätzen, weil es neu war. Das Schlimmste aber war, daß mit dem allen auch die Furcht vor der Religion, daß Gottesfurcht und Demuth, aus dem Herzen vieler Menschen verschwanden. Diese Denkweise hat viel Unglück über ganz Europa gebracht.

---

88. Kaiser Joseph II. 1765—1790.

Der Keiser Franz I., von welchem die Geschichte, außer seiner braven und rechtschaffenen Denkungsweise, nichts merkwürdiges zu erzählen hat, starb 1765 und ihm folgte sein Sohn, Joseph II. Dieser hatte den lebhaften Geist seiner Mutter Maria Theresia empfangen; er wünschte gleich Friedrich dem Großen, den er sich zum Vorbilde gewählt hatte, die Aufklärung seines Volkes und ein rasches Fortschreiten in aller menschlichen Thätigkeit zu befördern, wobei ihm auch der Ehrgeiz zur Erstrebung kriegerischen Ruhmes und Erweiterung seines Reiches nicht fehlte. Allein so lange seine Mutter lebte, konnte er zur Ausführung seiner weitumfassenden Plane nicht viel nach eigenem Gefallen thun. Die thätige Kaiserin verlangte, daß die von ihr eingerichtete Weise in allem beibehalten werde, und die kindliche Pflicht erlaubte dem jungen Kaiser nicht, die Zufriedenheit der Mutter durch Neuerungen, die ihr unangenehm waren, zu stören.

Der glückliche Friedenszustand, in welchem sich ganz Deutschland befand, wäre beinahe im J. 1777 wieder durch einen Erbschaftsstreit gestört worden. Der Churfürst Maximilian Joseph von Baiern war ohne Kinder gestorben, und Erbe von Baiern war der Churfürst Karl Theodor von der Pfalz. Aber der feurige Kaiser Joseph, dem es an Stoff für seine Thätigkeit fehlte, berief sich auf alte Ansprüche, rückte mit einem Heere in's Nachbarland und nöthigte Karl Theodor zu einem Vergleiche, worin er ihm den dritten Theil von Baiern abtrat. Eine solche Vergrößerung Oestreichs auf Kosten eines deutschen Reichsfürsten gefiel aber den übrigen, besonders Friedrich II., nicht. Dieser rüstete sich zum Schutze des pfälzischen Hauses und rückte 1778 in Böhmen ein. Der Kaiser Joseph zog ihm entgegen und hätte gern das Glück der Waffen gegen den schon sehr bejährten König versucht. Aber es kam nur zu unbedeutenden Vorpostengefechten; Maria

Theresia dachte nicht so kriegerisch, wie ihr Sohn, und Friedrich hatte auch keine Freude am Kriege, sondern wünschte nichts, als nur die Ordnung in der baierschen Erbfolge durch friedliche Unterhandlung wieder herzustellen. Und dieses gelang auch. Im Teschner Frieden, 1779 gab Oestreich das baierische Land, bis auf den Burgauer Kreis wieder heraus.

Im J. 1780 starb Maria Theresia, und nun konnte Kaiser Joseph freier und rascher seinen Verbesserungsplan verfolgen. Er fing damit an, viele alte Mißbräuche abzuschaffen, in die Staatsverwaltung einen schnellern Gang zu bringen, vorzüglich aber, die Unterrichtsanstalten der Geistlichen und das kirchliche Wesen umzuformen. Die Klöster, die er den Fortschritten der menschlichen Bildung nicht mehr angemessen fand, zog er in großer Menge ein und machte überhaupt so viele Neuerungen, daß die Freunde des Alten sehr unruhig darüber zu werden anfingen. Er wollte in der That Freiheit des Geistes und dadurch Zufriedenheit der Menschen verbreiten. Von der Pflicht eines Herrschers hatte er sich ein hohes Bild gemacht und diesem opferte er alle seine Kräfte mit edler Selbstverleugnung auf. Aber sein Gang war zu rasch; er glaubte, solche Veränderungen ließen sich durch Befehle in wenigen Jahren durchführen, da doch der einzige gründliche Weg dieser ist, daß die Ueberzeugung der Menschen für das Bessere gewonnen wird. Und das geht nicht auf so schnellem Wege. Daher geschah es, daß man fast allenthalben die edle Absicht des Kaisers verkannte und daß die Widerspenstigen leicht das Volk in mehreren Provinzen, namentlich in Ungarn und den Niederlanden, gegen ihn aufreizen konnten. Dies kränkte den Kaiser Joseph, bei dem Bewußtsein seiner redlichen Absicht, außerordentlich; und als dazu die Anstrengungen eines unglücklichen Feldzugs gegen die Türken kamen, mit denen er 1788 in Krieg gerathen war, so wurde seine Gesundheit immer mehr untergraben und er starb den 20. Februar 1790, im 49. Jahre seines Alters.

Vier Jahre früher war auch der König Friedrich II., in seinem 75. Jahre, in die Ewigkeit gegangen. Er war in den letzten Jahren seines Lebens schon kränklich; aber doch ließ er sich in seiner gewohnten Thätigkeit nicht stören, und selbst am Tage vor seinem Tode hat er sich noch mit dem Wohle seiner Unterthanen beschäftigt. Eine faulichte Wassersucht, zehrte ihn langsam auf und am 17. Aug. 1786 schlief er sanft ein. Sein Tod machte in ganz Europa eine außerordentliche Bewegung, denn ganz Europa hatte auf ihn, als auf den größten Herrscher seiner Zeit, die Augen gerichtet. Er hinterließ sein Reich, mit einem starken Heere und einem wohlversehenen Schatze, seines Bruders Sohne, Friedrich Wilhelm II.; denn er selbst hatte keine Kinder.

Auf den Kaiser Joseph folgte in der Kaiserwürde sein Bruder Leopold II., bis dahin Großherzog von Toskana; er regierte aber nur ganz kurze Zeit, von 1790 bis 1792. Unter seiner Regierung brach die schwere Unglückszeit über Europa herein, welche von da ein Viertel-Jahrhundert lang unaufhörlich die Völker geängstigt hat.

89. Anfang der französischen Revolution. 1789.

In Frankreich herrschte der milde und fromme König Ludwig XVI., welcher es mit seinen Unterthanen von Herzen gut meinte. Aber durch die Fehler und die Verschwendung seiner Vorgänger, durch schlechte Verwaltung der Einkünfte und hundert Mißbräuche in den Einrichtungen des Staates überhaupt, war der Zustand von Frankreich gänzlich zerrüttet worden. Das

Das Volk erlag unter der drückenden Last der Abgaben; der Adel und die Vornehmen dagegen schwelgten im Ueberfluß und verhehlten dem Könige sorgfältig die traurige Lage des Volkes, weil sie von den schlechten Einrichtungen Gewinn zogen. Daher waren Mißmuth und heimlicher Groll tief in die Herzen der Bürger eingedrungen, und am gefährlichsten wurde diese Stimmung dadurch, daß eine Menge von Schriftstellern, welche die Gabe der Beredsamkeit besaßen, das Volk noch mehr aufreizten, ihm viel von der Gleichheit aller Menschen und von den Rechten, die kein König ihm nehmen könnte, vorsagten, worin Wahres und Falsches vermischt war. Es erwachte nach und nach ein kühner Freiheitsschwindel, der um so gefährlicher wurde, weil er mit gerechten Beschwerden verbunden war; und diesem entgegen standen Hochmuth, Ungerechtigkeit und Verachtung des Volkes von Seiten der Vornehmen. Mit dem besten Willen war der König unvermögend, einen so schweren Streit in's Gleiche zu bringen.

Die allgemeine Unordnung, und besonders die Geldverlegenheit, waren so groß geworden, daß die Minister nicht mehr Rath zu schaffen wußten und im J. 1789 die Stände des Reiches beriefen. Diese bestanden aus dem Adel, der Geistlichkeit und den Bürgern; aber der Bürgerstand gewann bald völlig die Oberhand, und von diesem Augenblicke an konnte man als gewiß annehmen, daß es eine gänzliche Umwandlung geben würde. Und diese kam auch. Die Nationalversammlung, durch feurige Redner geleitet, gab rasch nach einander eine Menge Gesetze, die alle Vorrechte des Adels und der hohen Geistlichkeit mit einemmale abschafften, die reichen Güter der Kirche einzogen, um sie für das Beste des Ganzen zu verkaufen und dadurch die ungeheuren Schulden des Staats abzubezahlen. Zugleich wurde die königliche Gewalt immer mehr eingeschränkt und am Ende zu einem bloßen Schattenbilde herabgesetzt. Der König war in der unglücklichsten Lage. Seine Befehle wurden gar nicht mehr gehört, denn Volk und Soldaten hatten sich mit einander verbunden. Eine große Menge Adliger, mit den königlichen Prinzen an ihrer Spitze, wanderten aus und ließen ihre Güter im Stich, die nun als Nationalgüter verkauft wurden. Und, was das Schlimmste war, auch die Rechtschaffenen unter denen, welche die Bewegung im Anfange geleitet hatten, wurden nach und nach von den Wilden und Wüthenden verdrängt, die an dem Pöbel der Hauptstadt Paris ihren Anhang fanden.

---

90. Kaiser Franz II. 1792—1806. st. 1853.

Kaiser Leopold hatte die Vorgänge in Frankreich mit schwerem Herzen gesehen, aber sich nicht hineingemischt. Auf ihn folgte 1792 sein Sohn Franz II.

Fast ganz Europa im Kriege mit Frankreich. 1792 bis 1795. — Die Grundsätze welche in Frankreich gepredigt und in Ausübung gebracht wurden, mußten die europäischen Fürsten in große Unruhe setzen, denn sie gingen nun schon ziemlich offenbar auf eine allgemeine Umkehrung der bestehenden Ordnung in Europa hinaus. Nach der Versicherung der ausgewanderten Prinzen und Adligen (Emigranten) glaubte man, es werde sehr leicht sein, die Franzosen mit Gewalt der Waffen wieder zur Ruhe zu bringen; deshalb verbanden sich im J. 1792 der neue Kaiser Franz II. mit dem König Friedrich Wilhelm II. von Preußen gegen Frankreich. Allein der Ausgang war anders als sie erwartet hatten. Zwar hatten die Preußen unter der Anführung des Herzogs von Braunschweig zuerst einen schnellen Fortgang ihrer Waffen, weil Frankreich noch nicht gerüstet war: sie eroberten mehrere Festungen und drangen bis in die Ebenen der Champagne, nicht gar weit von Paris vor; und der Herzog erließ, auf Antrieb der Emigranten, ein Manifest an die Franzosen, worin er drohte, daß in ihrer Hauptstadt kein Stein auf dem andern bleiben sollte, wenn sie nicht sogleich zum Gehorsam gegen ihren König zurückkehrten. Aber durch dieses Wort war der französische Stolz auf das heftigste beleidigt. Mit Erbitterung griffen jung und alt zu den Waffen, verstärkten das Heer, welches sich unter Dümouriez sammelte, und stellten sich den Preußen in einer sehr festen Stellung entgegen, so daß diese in ihrem Vorrücken inne halten mußten. Der Herbst war da, es regnete unaufhörlich, Krankheiten und Mangel rissen unter dem Heere ein und die Preußen mußten sich entschließen, eiligst den Rückzug über den Rhein anzutreten. Dümouriez wandte sich darauf nach den Niederlanden gegen die Oestreicher und schlug sie in einer zweitägigen blutigen Schlacht bei Jemappe, überschwemmte mit seinem Heere die Niederlande und pflanzte allenthalben die französischen Freiheitsbäume auf. Zu gleicher Zeit war der General Custine gegen den Mittelrhein vorgerückt und hatte durch Verrätherei die wichtige Reichsfestung Mainz in seine Hände bekommen.

Nun sah man wohl ein, daß ein Volk von 30 Millionen Menschen, wenn es in Leidenschaft aufgeregt ist, nicht mit den Waffen von seinem Wege abzubringen ist; sondern daß vielmehr, von Fremden angegriffen, die Parteien sich versöhnen und vereinigen, die sich sonst vielleicht selbst unter einander aufgerieben hätten.

Das Jahr 1793 fing mit der Hinrichtung des unglücklichen Königs Ludwig XVI., am 21. Jan., an. Durch das Waffenglück waren die blutdürstigen Jakobiner nur noch übermüthiger geworden, hatten die Gemäßigten verdrängt und beschlossen nun, ihre Freiheit durch die Ermordung des unschuldigen und frommen Königs zu besiegeln. So hatten die Verbündeten den Untergang des Königs, den sie durch ihren Krieg retten wollten, nur beschleunigt. Diese That erweckte den höchsten Unwillen von ganz Europa. Außer den verbundenen Mächten traten auch England, Holland, das deutsche Reich, Spanien, Portugal, Neapel, der Papst und Toskana gegen Frankreich zum Kriege auf, und in Frankreich selbst erhoben sich die Einwohner der Vendée an dem Loire- und Charente-Flusse, gegen die Republikaner in Paris und es entspann sich ein mehrjähriger blutiger Bürgerkrieg. Das Jahr 1793 fing an eine unglückliche Wendung für die Republikaner zu nehmen. Ihre Heere wurden von den Verbündeten, so wie von den Vendéern geschlagen, und

die wichtigsten Städte in Südfrankreich, Toulon, Marseille, Bordeaux und Lyon, empörten sich ebenfalls gegen den Convent in Paris. In diesem gefährlichen Augenblicke faßten die Machthaber, der blutdürstige Robespierre und seine Helfer, den Gedanken, die Republik durch Furcht und Schrecken zu erretten. Daher wurde ein jeder, der im mindesten eine Anhänglichkeit an die alte Verfassung zeigte, oder auch nur nicht laut genug in das allgemeine Geschrei einstimmte; ein jeder, der sich durch irgend eine Tugend vor der Menge auszeichnete oder durch seine Güter die Habsucht reizte, auf das Blutgerüst geschleppt; und so weit gingen die Mörder in ihrer kalten Grausamkeit, daß sie sogar den Verwandten der Hingerichteten bei Todesstrafe das Weinen verboten. — Diese Maßregeln erreichten ihren Zweck. Einer Regierung, die mit solcher entsetzlichen Kraft ihren Willen durchsetzte, gehorchten alle ohne Widerrede; und als nun das allgemeine Kriegsaufgebot erging, eilte die Jugend aus allen Landschaften, die noch von Feinden frei waren, unter die Waffen. Ganz Frankreich glich einem Lager; allenthalben sammelten sich Armeen, das Wort Freiheit, welches schon an sich eine begeisternde Kraft hat, erhielt noch durch den Stolz des französischen Volkes eine größere Gewalt, weil man ihm sagte, daß die Fremden kämen, ihm ihre Knechtschaft aufzubürden. In Paris allein waren 100,000 Menschen Tag und Nacht beschäftigt, Picken, Flinten, Kanonen und Säbel zu verfertigen. Im Felde bot ein jeder mit höchster Anstrengung seine Kräfte auf, sich auszuzeichnen: denn da galt kein Rang, keine Geburt, kein Alter und Herkommen, sondern wer sich besonders hervorthat, war gewiß, daß er bald von einer Stufe der Ehre zur andern emporstieg und zuletzt vielleicht gar an die Spitze einer Armee kommen konnte. Bei dieser Begeisterung und der großen Menge der Soldaten wandte sich auch bald der Sieg allenthalben auf die Seite der Franzosen. Zuerst wurden die Feinde im Innern besiegt, oder doch sehr in die Enge getrieben, die Städte Lyon, Marseille und Toulon bezwungen und alle diese überwundenen Gegenden auf das härteste bestraft. Die Guillotine mordete viel zu langsam; man schleppte Hunderte von Unglücklichen vor die Mündungen der Kanonen und schoß sie mit Kartätschenkugeln nieder, oder stürzte sie haufenweise in die Flüsse und in's Meer.

Auch gegen die Heere der Verbündeten waren die Republikaner nach manchen zweifelhaften Gefechten am Ende überall siegreich; denn gegen solche Feinde, die gar nicht auf die Zahl der Gefallenen sahen, sondern über Haufen von Leichen immer wieder von neuem angriffen, konnte auch die größte Tapferkeit auf die Länge nicht bestehen. Die Generale Pichegrü, Jourdan und Hoche trieben die verbündeten Heere sowohl in den Niederlanden, als am Rheine, durch eine Reihe blutiger Schlachten immer weiter zurück, eroberten eine Festung nach der andern wieder und nahmen am Ende sogar die deutschen Länder bis an das linke Rheinufer in Besitz. Und damit sie auch noch Holland dazu bekämen, welches durch sein vieles Wasser geschützt war, mußte der Winter von 1794 auf 95 so ausnehmend hart sein, daß sie mit Pferden und Kanonen über alle Kanäle und Gewässer auf dem Eise einrücken konnten. Der Erbstatthalter, Prinz von Oranien, floh nach England und Holland wurde in eine batavische Republik verwandelt.

Der Friede zu Basel. 1795. — Dieses außerordentliche Waffenglück der Franzosen machte mehrere der Verbündeten müde den Krieg fort-

zusetzen, obgleich zu keiner Zeit inniges Zusammenhalten nöthiger gewesen wäre, als grade damals. Preußen, nebst Hannover und Hessen, schlossen einen besondern Frieden zu Basel und zogen vom Niederrheine aus durch Westphalen hin eine Demarkations- oder Scheidelinie, über welche die Franzosen nicht kommen sollten. Bald darauf trennte sich auch Spanien von dem Bunde, und Oestreich nebst England blieben von den größeren Mächten allein übrig.

Fortsetzung des Krieges bis 1799. — Oestreich bot nun alle seine Kräfte auf, mit Hülfe der noch übrigen deutschen Fürsten wenigstens die Ufer des Rheines und Italien zu vertheidigen. Eine Zeitlang wurde auch noch mit abwechselndem Glücke gestritten: Die Franzosen drangen im Jahre 1795 über den Rhein vor und wurden wieder zurückgeschlagen; sie kamen 1796 wieder und drangen unter Jourdan und Moreau sogar bis in Baiern vor, so daß Oestreich in großer Gefahr schwebte; da erhob sich aber ein junger Held aus dem Kaiserhause, der Erzherzog Karl, flößte seinem Heere neuen Muth ein und schlug den General Jourdan in zwei großen Schlachten bei Neumark und Amberg gänzlich auf's Haupt, so daß er mit seinem geschlagenen Heere nicht eher Halt machen konnte, als bis am Niederrhein bei Mülheim und Düsseldorf, und daß Moreau ebenfalls seinen Rückzug machen mußte. Doch bewies sich dieser dabei als ein großer Feldherr, indem er sein Heer in der besten Ordnung hielt und es fast ohne Verlust durch die gefährlichen Pässe des Schwarzwaldes bis an den Rhein führte.

Alle diese Vortheile der Oestreicher waren indeß doch nicht beträchtlich genug, um die großen Verluste zu ersetzen, welche der alte General Wurmser in Italien erlitten hatte. Hier war ein junger Mann an die Spitze der französischen Armee getreten, dessen Name bis dahin unbekannt gewesen war, aber von jetzt an nur zu bald durch ganz Europa genannt wurde. Napoleon Bonaparte, der Sohn eines Advokaten auf der Insel Korsika, die damals schon unter französischer Herrschaft stand, war in den Kriegsschulen von Frankreich erzogen, hatte in der Artillerie gedient und war durch die Gunst eines mächtigen Mannes unter den Häuptern der Revolution, Barras, schnell in die Höhe gehoben, so daß er schon in einem Alter von 26 Jahren zum General über die ganze Armee in Italien ernannt wurde. Es war ein gränzenlos ehrgeiziger und kühner Geist in ihm, der ihn zu den unerhörtesten Wagestücken trieb. Seine Pläne waren mit Blitzesschnelligkeit erdacht und ausgeführt und er besaß den Scharfblick, der einem großen Feldherrrn eigen sein muß, um die Fehler seiner Gegner auf der Stelle zu benutzen. Er hatte es gewagt, den Sieg vorher zu verkündigen, und da er wirklich gewonnen wurde, glaubten die Soldaten blind an seine Voraussagungen und erfochten mit diesem Glauben von nun an überall den Sieg. Die Oestreicher mußten beständig zurückweichen; die meisten italienischen Fürsten aber, den König von Sardinien, den Herzog von Parma, den Papst, zwang er nach einander zum Frieden und ließ sich denselben mit vielem Gelde und mit den schönsten Gemälden und Bildsäulen, woran Italien am reichsten ist und mit denen er nun die Hauptstadt Paris schmücken wollte, abkaufen. — Der Erzherzog Karl, welcher unterdeß in Deutschland gesiegt hatte, sollte nun auch in Italien diesen neuen Helden in seinem Laufe aufhalten; allein mit dem geschlagenen und muthlosen italienischen Heere vermochte er das nicht; Bonaparte drang bis in Kärnthen vor und bedrohte die Hauptstadt Wien. Da wollte der

Kaiser doch lieber Frieden schließen. Er that es am 17. Oct. 1797 zu Campo Formio, mußte aber die Niederlande an Frankreich abtreten und dazu ganz Oberitalien, mit der Hauptstadt Mailand, verlieren, woraus die Franzosen eine Republik machten. Zur einzigen Entschädigung erhielt Oestreich die Stadt Venedig, nebst Istrien und Dalmatien. Bonaparte hatte diesen günstigen Frieden durch 14 gewonnene Treffen erobert.

Nun war noch der Friede mit dem deutschen Reiche abzuschließen. Es war eine weitläuftige Arbeit, weil dabei über die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich und die Entschädigung aller deutschen Fürsten, die dabei verloren, unterhandelt werden mußte; und man versammelte deßhalb einen Friedenskongreß zu Rastadt im Badenschen. Bonaparte erschien dabei selbst als Unterhändler und behandelte die Gesandten der deutschen Fürsten mit dem unerträglichsten Uebermuthe. Wie hätte dies auch anders sein können, da die beiden großen Mächte, Oestreich und Preußen, schon ihren besondern Frieden geschlossen hatten! Indeß waren doch die Unterhandlungen am Ende des Jahres 1798 ihrem Schlusse nahe, als auf einmal die Lage der Dinge sich wieder veränderte und ein neuer Krieg ausbrach.

91. Neuer Krieg. 1799—1802.

Die fünf Direktoren in Frankreich, welche damals die Regierung des Landes führten, hatten sich während der Friedensunterhandlungen die schreiendsten Ungerechtigkeiten erlaubt: sie hatten den Kirchenstaat in Italien, wider den Willen des Papstes, in eine römische Republik verwandelt und man sah wohl, daß sie immer weiter gehen wollten und daher im Frieden noch gefährlicher waren, als im Kriege. Da verband sich Oestreich von neuem mit England und mit dem Kaiser Paul I. von Rußland und fing wieder Krieg an. — Bonaparte war damals mit einer anderen entfernten Unternehmung gegen Aegypten in Afrika beschäftigt, wohin er plötzlich im Jahr 1798 mit 40,000 Mann auserlesener Truppen gesegelt war. Dieses Land, welches für Frankreichs Handel im mittelländischen Meere sehr wichtig werden konnte, wollte er erobern und vielleicht gar von da aus die große Herrschaft der Engländer in Ostindien bedrohen; denn die Engländer hatte er von jeher mit seinem Hasse am meisten verfolgt. In Aegypten gelang ihm auch seine Eroberung schnell: allein der tapfere Seeheld Nelson vernichtete die ganze französische Kriegsflotte, die ihn hinübergeschifft hatte, in einer großen Schlacht bei Abukir am 1. Aug. 1798; nun konnte das französische Heer keine Zufuhr und keine Verstärkung an neuer Mannschaft erhalten und Bonaparte sah bald ein, daß sein abenteuerlicher Plan unausführbar sei.

Indessen war der Krieg in Europa wirklich ausgebrochen und hatte sich sehr zum Unglück der Franzosen gewendet. Die Regierung in Frankreich war in schlechten Händen; es war keine Ordnung in der Verwaltung des Kriegswesens; die Heere litten Mangel und unter den Generalen, die an der Spitze standen, waren mehrere unfähige. Dagegen fochten die Oestreicher mit ihrer gewohnten Tapferkeit, besonders unter dem verehrten Erzherzog Karl, der den General Jourdan wieder durch mehrere Siege über den Rhein zurücktrieb; und eben so kämpften die Russen, die vorzüglich in

Italien auftraten, unter dem alten, aber jugendlich raschen und kühnen Feldmarschall Suwarow. Er vereinigte sich mit den Oestreichern und vernichtete in einer Reihe der blutigsten Schlachten, bei Cassano, an der Trebia, bei Novi u. s. w., ein französisches Heer nach dem andern, bis er in wenigen Monaten ganz Italien, von Neapel bis an die Alpen, von den Franzosen befreit hatte. Sie behielten nichts in ihren Händen, außer der einzigen Stadt Genua. Diese zu belagern überließ Suwarow den Oestreichern und bereitete sich, über das hohe Alpengebirge nach Deutschland zu gehen und sich hier mit dem Erzherzog Karl zu vereinigen. Als er an den Fuß der ungeheuren mit Schnee bedeckten Berge kam, wollten seine Russen, die dergleichen Gebirge nicht kannten, nicht hinüber. Da warf sich der greise Feldherr im Unwillen auf die Erde und rief: „Nun so sollt ihr den alten Suwarow vor diesen Bergen begraben, damit die Welt weiß, daß ihr euren alten Feldherrn an dieser Stelle verlassen habt!“ Diesen Vorwurf konnten sie nicht ertragen, augenblicklich brachen sie auf und stiegen die steilen Pfade hinan. Aber leider war es unterdeß in der Schweiz unglücklich gegangen; die französischen Generale Massena und Soult hatten die Oestreicher und Russen, welche die Hauptpässe bewachen sollten, überrumpelt und geschlagen, und dadurch war die Schweiz verloren; Suwarow konnte das Unglück nicht wieder gut machen und wurde auch gleich darnach von seinem Kaiser abgerufen. Dieser glaubte sich von den Verbündeten in manchen Stücken beleidigt und trat vom Bündnisse ab.

Nun war Oestreich mit dem deutschen Reiche wieder allein auf dem Kampfplatze. Allein seine Sachen standen gut; Italien war, bis auf die Stadt Genua, erobert und im nächsten Jahre sollte der Krieg über den Rhein versetzt werden.

Bonaparte, erster Consul 1799, und die Schlacht bei Marengo, den 14. Juni 1800. — In Aegypten vernahm Bonaparte das Unglück der französischen Waffen in Europa. Ohne irgend Befehl von der Regierung in Frankreich abzuwarten, setzte er sich mit einigen Freunden zu Schiffe, schlich sich glücklich durch die englische Flotte und kam ganz unerwartet in Frankreich an. Die meisten empfingen ihn als einen Erretter, und mit Hülfe einiger kühnen Anhänger gelang es ihm, die ganze bisherige Regierung in Paris umzustoßen, die 5 Direktoren abzusetzen und sich selbst unter dem Namen des ersten Consuls — diesen Namen hatte er von den alten Römern geborgt, — an die Spitze von ganz Frankreich zu stellen. Er hatte zwar noch 2 Consuln neben sich, die hatten aber nur den Namen und keine Macht.

Um seine neue Herrschaft in den Augen der Menschen zu befestigen, mußte er vor allen Dingen das Waffenglück wieder auf Frankreichs Seite bringen. Er ging daher im Frühjahre 1800 mit einem starken Heere über die Alpen nach Italien, denn dieses Land mußte er gewinnen; — und da Oestreich den Fehler gemacht hatte, nicht den Erzherzog Karl, welchen das Heer verehrte, sondern den alten General Melas dorthin zu schicken, so gelang es ihm, diesen zu überraschen. Er stand mitten in Oberitalien, als Melas noch Anstalten machte, ihm die Päße der Alpen zu versperren. Eine Hauptschlacht mußte nun entscheiden. Sie wurde am 14. Juni bei Marengo geliefert und ist eine der größten Schlachten, welche in allen diesen Kriegen vorgefallen sind. Sie dauerte 13 Stunden mit der größten Anstrengung und Erbitterung. Endlich neigte sich der Sieg auf die Seite der

Oestreicher, welche auf das Heldenmüthigste kämpften. Allein in demselben Augenblicke traf der französische General Desaix mit dem Rückhalte auf dem Schlachtfelde ein, griff die schon sehr ermüdeten Oestreicher mit frischen Kräften an, und nun half kein Widerstand mehr; sie wurden gänzlich geschlagen. Melas, der sich den Rückzug nach Oestreich hatte versperren lassen, gab in einem Waffenstillstande ganz Italien hin, um nur die Ueberbleibsel seines Heeres zu retten, und so hatte Bonaparte an diesem einem Tage alles wiedergewonnen, was die Russen und Oestreicher mit vielem Blute in dem vorigen ganzen Jahre erobert hatten.

Der General Moreau war unterdeß in Deutschland eben so glücklich gewesen, hatte 6 Schlachten gewonnen, ganz Schwaben und Baiern eingenommen und war bis auf 20 Stunden vor Wien vorgedrungen.

---

92. Der Friede zu Lüneville 1801 und der Reichsdeputationsschluß von 1803.

Es blieb dem Kaiser Franz und dem deutschen Reiche keine Wahl mehr übrig, als Frieden zu schließen. Es ging diesmal auch rasch, denn man legte die Bedingungen des Friedens von Campo Formio und die Verabredungen von Rastadt zum Grunde, und schon am 9. Febr. 1801 kam der Friede zu Lüneville zu Stande. Frankreich behielt das ganze linke Rheinufer mit 4 Millionen Einwohnern, und um die dadurch verlierenden deutschen Fürsten zu entschädigen, wurde eine Reichsdeputation zu Rastadt niedergesetzt, welche alles in's Gleiche bringen sollte. Diese Versammlung arbeitete bis zum 10. Mai 1803, und der Schluß, der an diesem Tage zu Stande kam, und den man den Reichsdeputationsschluß nennt, enthielt folgende Hauptbestimmungen:

Alle geistlichen Fürstenthümer, Erzbisthümer, Bisthümer und Stifter des Reichs wurden aufgehoben, weil niemand ein erbliches Recht auf sie hatte, und mit diesen Ländern wurden die weltlichen Fürsten entschädigt. Blos der Churfürst von Mainz, Karl von Dalberg, blieb als Churerzkanzler und verlegte seinen Sitz nach Regensburg.

Auch die 48 freien Reichsstädte, die noch übrig waren, wurden bis auf 6 aufgehoben und den Fürsten zugetheilt. Nur Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt Nürnberg und Augsburg blieben frei.

Die meisten der Reichsgrafen und Ritter, welche bisher Landeshoheit geübt hatten, wurden mittelbar gemacht, oder, wie man es nannte, mediatisirt, d. h. als Unterthanen unter andere größere Fürsten gestellt, so daß sie nur einen Theil ihrer bisherigen Rechte behielten.

Durch diese Veränderungen wurden Preußen, Baiern, Hannover, Würtemberg, Baden, Darmstadt und andere nicht nur entschädigt, sondern zum Theil noch ansehnlich vergrößert. Dazu wurden neue Würden ausgetheilt: Würtemberg, Hessen-Kassel und Baden erhielten die Churwürde; ja diese wurde sogar einem italienischen Fürsten, dem Großherzog von Toskana, zugetheilt, welcher sein italienisches Land verloren und dafür das Bisthum Salzburg in Deutschland erhalten hatte.

So willkührlich gingen die Fremden, besonders die Franzosen, mit unserm Vaterlande um. Alte, tausendjährige Einrichtungen wurden über den Haufen geworfen und neue an ihre Stelle gesetzt, ohne alle Scheu, ob auch Recht und Gerechtigkeit dadurch verletzt wurde. Aber die neuen Einrichtungen des Reiches haben keinen Bestand gehabt. Die vier neuen Churfürsten sind nicht einmal dazu gekommen, ihr Hauptrecht, das der Kaiserwahl, wovon sie ihren Namen führten, in Ausübung zu bringen; denn 3 Jahre nach ihrer Ernennung wurde die deutsche Reichsverfassung gänzlich umgestoßen, und es gab keinen deutschen Kaiser mehr.

---

93. Neue Kriege Englands, Oestreichs und Rußlands gegen Frankreich 1803—1805.

Kaum hatten die Gemüther die Hoffnung gefaßt, daß die Welt, nach so langer blutiger Kriegszeit, sich wieder des Friedens erfreuen sollte, — auch England hatte 1802 zu Amiens Frieden gemacht. — so wurde dieser glückliche Traum auch schon wieder zerstört. In demselben Monate, da der Reichsdeputationsschluß zu Stande kam, im Mai 1803, fing schon der Krieg mit England wieder an, weil Bonaparte seinen gränzenlosen Ehrgeiz nicht bezähmen konnte. Der erste Schritt, den er nun that, war, daß er das hannöversche Land mit seinen Truppen besetzte.

Im Jahre 1804 ging er so weit, daß er sich zum erblichen Kaiser von Frankreich erklären ließ. So große Gewalt hatte er sich schon über die Gemüther erworben, daß er es wagen konnte, einen neuen Thron in Frankreich zu errichten, nur 11 Jahre, nachdem die Franzosen, im Hasse gegen jede Alleinherrschaft, ihren König Ludwig XVI. auf das Blutgerüst geschleppt hatten. Nicht zufrieden mit der Kaiserkrone, ließ er auch das nördliche Italien, welches bis dahin ein Freistaat geheißen hatte, zu einem Königreiche und sich zum erblichen König desselben ernennen, setzte jedoch zur Verwaltung dieses Reiches seinen Stiefsohn, Eugen Beauharnois, zum Vicekönig ein. Einige Länder Italiens schlug er geradezu zu Frankreich; alles gegen den Frieden zu Lüneville. Aufgebracht darüber, versuchte Oestreich, in Verbindung mit England und dem Kaiser Alexander von Rußland, es noch einmal, seinen gefährlichen Unternehmungen Grenzen zu setzen, und fing 1805 einen neuen Krieg an. Allein Napoleon war schneller als seine Gegner. Schon seit dem neuen Kriege mit England hatte er seine Heereshaufen in großen Lagern an den Küsten von Holland und Frankreich gesammelt und England mit einer Landung bedroht; jetzt brachen diese Schaaren auf, zogen, wie ein reißender Strom, nach Süden zu, vereinigten sich am Rhein und an der Donau, und drangen gegen Baiern vor, wo der östreichische General Mack mit dem Hauptheere stand. Ein anderer Haufen brach, ohne Wissen und Willen des Königs von Preußen durch dessen Länder in Frankreich, Anspach und Baireuth, in den Rücken der Oestreicher, und der General Mack, der alle Besinnung verlor, gab sich am 17. October mit seinem ganzen Heere in der Stadt Ulm gefangen. Das war ein unerhört unglücklicher Anfang des Krieges; und Napoleon wurde dadurch so zuversichtlich,

daß er nun ohne Bedenken gegen die Hauptstadt Wien aufbrach, sie zum erstenmale einnahm und dann den Russen entgegen nach Mähren zog.

Bei Austerlitz kam es am 2. December zu einer entscheidenden Schlacht, welche Napoleon, um seine eigene Kaiserwürde recht laut auszusprechen, in seinem Stolze die Dreikaiserschlacht genannt hat; denn ihm gegenüber waren die Kaiser Franz und Alexander auch bei ihren Heeren. Die Russen wurden, trotz ihrer Tapferkeit, geschlagen, weil in dem französischen Heere mehr Ordnung und Schnelligkeit war, als bei ihnen. Mehrere Tausende von ihnen versanken bei dem Rückzuge in einen See, über dessen Eis sie sich retten wollten. — Der Kaiser Franz war durch dieses Unglück so gebeugt, daß er einige Wochen nachher schon den Frieden zu Presburg schloß, um sein unglückliches Land nicht noch mehr von den Feinden zertreten zu lassen. Es war aber wiederum ein harter Friede. Drei Millionen seiner treuen Unterthanen mußte er verlieren; unter andern auch die biedern Tyroler, deren Land Napoleon an Baiern gab; denn Baiern wollte er nun groß machen, um es immer gegen Oestreich gebrauchen zu können. Auch Würtemberg erhielt mehrere östreichische Länder in Schwaben; und beide, Baiern und Würtemberg wurden sogar zu Königreichen erhoben.

So wie hier neue Königreiche entstanden, so entsetzte Napoleon auf der andern Seite ein anderes Königshaus von seinem Throne indem er über den König von Neapel, der es mit Oestreich gehalten hatte, das Absetzungsurtheil aussprach und seinen Bruder Joseph zum König jenes Landes machte.

Die Republik Holland ferner verwandelte er in ein Königreich und gab es seinem Bruder Ludwig.

Seinen Schwager Joachim Mürat machte er zum Großherzog von Kleve und Berg. Kleve hatte der König von Preußen, nebst dem Anspachischen Lande und Neufchatel, in einem Vergleiche gegen Hannover abgetreten; Anspach erhielt Baiern und trat dagegen Berg ab.

Das Fürstenthum Neufchatel gab Napoleon einem seiner Generale, Alexander Berthier.

So kehrte der stolze Mann die alten Ordnungen um, gleich als wenn ihm vom Schicksale die Gewalt über Kronen und Völker gegeben wäre.

94. Das Ende der deutschen Reichsverfassung. 1806.

Bald kam auch die Reihe an das deutsche Reich. Bisher hatte dasselbe doch wenigstens noch darin ein Band der Vereinigung gehabt, daß es einen Kaiser und einen Reichstag hatte; am 17. Juli 1806 aber zerriß Napoleon auch die letzten Bande, indem er die meisten bisherigen Reichsglieder zu einem neuen Bunde vereinigte, den er den Rheinbund nannte, und zu dessen Protector oder Beschützer er sich selbst aufwarf. Die Hauptglieder des Bundes waren: Baiern, Würtemberg, der Churerzkanzler, Baden, Darmstadt, der neue Herzog von Berg und mehrere kleine Fürsten. Alle diese Landesherren erhielten die unumschränkte Herrschaft oder Souveränetät über ihre Länder, und mehrere der kleinern Fürsten, die ihnen bisher an Rechten gleich gewesen wa-

ren, wurden nun auch mediatisirt und jenen größeren Herren, zu deren Ländern ihre Besitzungen geschlagen wurden, unterworfen.

Nun konnte der Kaiser Franz die deutsche Krone nicht mehr auf dem Haupte behalten; denn es gab kein deutsches Reich mehr; und alle jene bisherigen Glieder desselben waren nun so mit Frankreich verbunden, daß sie auf Napoleons Wink gegen ihren bisherigen Kaiser ihre Waffen kehren mußten. Er legte daher am 6. August die alte ehrwürdige Kaiserkrone Karl's des Großen, 1006 Jahre, nachdem dieser sie auf das Haupt der deutschen Könige gebracht hatte, nieder und erhob dagegen sein eigenes östreichisches Erbreich zu einem Kaiserthum, in welchem er nun Franz I. hieß.

---

95. Preußens und Rußlands Krieg von 1806—1807.

Von den deutschen Fürsten standen Preußen, Sachsen, Hessen nebst einigen kleineren, nun allein und unvereinigt da. Napoleon hatte früher die Miene angenommen, als könnten sie unter Preußens Schutze eben so einen nordischen Bund bilden wie die übrigen den rheinischen; allein es war ihm nicht Ernst damit; vielmehr ging sein einziges Streben dahin, das nördliche Deutschland auch noch gänzlich herunter zu bringen. Daher hörte er nicht auf, Preußen zu beleidigen, bis sich der König, noch in eben diesem Jahre, entschließen mußte, dem übermüthigen Manne den Krieg anzukündigen und die Ehre seines Thrones mit dem Schwerte zu vertheidigen. Sachsen war verbündet; der Churfürst von Hessen wollte sich neutral halten; der Kaiser Alexander hatte kräftige Hülfe versprochen.

Das preußische Heer sammelte sich, unter dem Oberbefehl des 72jährigen Herzogs von Braunschweig, an der Nordseite des Thüringer Waldes. Aber ein Greis konnte der jugendlichen Kraft und Schnelligkeit der französischen Anführer nicht das Gegengewicht halten. Durch schnelle Märsche hatte Napoleon die Preußen schon vor der Schlacht umgangen und von dem Rückzuge abgeschnitten; und als nun am 14. Oct. der eine Theil des Heeres bei Auerstädt und der andere bei Jena angegriffen wurde, waren sie schon durch ihre Stellung im großen Nachtheile und litten überdies Mangel an Lebensmitteln. Zum Unglück fiel auch gleich im Anfange der Schlacht der Herzog von Braunschweig, durch eine Kugel am Auge verwundet, und dadurch wurde die Unordnung noch größer. Beide Schlachten gingen unglücklich; am Abend war alles in der größten Verwirrung und es mußte auf das Betrübteste durcheinander gehen, weil der Rückzug gänzlich abgeschnitten war. Daher mußte sich auch, früher oder später, ein Haufe nach dem andern ergeben oder gänzlich auflösen. Schon 10 Tage nach der Schlacht war Napoleon in Berlin und einen Monat später stand er an der Weichsel, hatte in einem Siegeszuge ein Land von 9 Millionen Menschen gewonnen und den König von Sachsen zum Abtreten vom preußischen Bündnisse gezwungen.

Ein kleiner Haufe der Preußen unter dem General Lestocq war jedoch übrig geblieben und zeigte sich, durch das Unglück geläutert, von nun an in dem übrigen Laufe des Krieges um so viel tapferer und standhafter. Er vereinigte sich mit den Russen, die sich unterdeß zur Hülfe gesammelt hatten, und lieferte Napoleon am 7. und 8. Februar 1807, in harter Winterkälte,

unter Sturm und Schneegestöber, die höchst blutige Schlacht bei Eilau, in Preußen. Von beiden Seiten wurde mit der höchsten Anstrengung gefochten; die französischen Garden wurden fast ganz aufgerieben, und nach zweitägigem Kampfe war der Sieg doch noch nicht völlig entschieden; die Preußen und Russen hatten jedoch den Vortheil auf ihrer Seite. Aber die Ermüdung war zu groß; beide Heere zogen sich vom Schlachtfelde zurück und blieben mehrere Monate zu ihrer Erholung in der Winterruhe. Unterdeß aber ging, zum Unglück für die Verbündeten, die wichtige Festung Danzig an Napoleon verloren und im nächsten Sommer fühlte er sich schon wieder so stark, daß er von neuem vordringen konnte und am 12. Juni die große Schlacht bei Friedland, nahe an der russischen Gränze, gewann. Nach derselben mußte der König von Preußen mit seinem Verbündeten, dem Kaiser Alexander, über den Gränzfluß seines Reiches, den Niemen gehen und sein ganzes Königreich in der Gewalt des unversöhnlichen und harten Feindes lassen.

Der Friede zu Tilsit. — Es blieb keine Wahl mehr übrig. Nach einer Zusammenkunft der drei Monarchen auf dem großen Niemenflusse kam der Friede, freilich unter den härtesten Bedingungen für Preußen, zu Tilsit, am 7. und 9. Juli zu Stande. Die Hälfte seines Reiches, mit 5 Millionen Menschen, mußte der König abtreten, seine polnischen Länder und alle die, welche zwischen der Elbe und dem Rheine lagen. Polen, mit der Hauptstadt Warschau, wurde zu einem Großherzogthum erhoben und der Churfürst von Sachsen, der indeß auch den Königstitel angenommen hatte, zum Großherzog eingesetzt. Aus den preußischen Ländern an der Elbe und Weser, dem größten Theile des Hannöverschen, dem Braunschweigischen und Hessischen, — den Churfürsten von Hessen hatte er unter dem Vorwande, daß er es heimlich mit Preußen gehalten, aus seinem Lande getrieben, — machte Napoleon ein neues Königreich Westphalen, mit der Hauptstadt Kassel, und setzte seinen jüngsten Bruder Hieronymus zum König ein.

96. Oestreichs Krieg von 1809.

Nach diesen außerordentlichen Veränderungen hätte man nun glauben sollen, daß die Welt wohl einige Zeit Ruhe haben würde; allein Napoleons Ehrgeiz ließ keine Ruhe zu. Da er jetzt im Osten und Norden von Europa seinen Willen durchgesetzt hatte, so richtete er seine herrschsüchtigen Blicke nach dem Süden hin. In Spanien war Uneinigkeit zwischen dem alten und schwachen Könige Karl IV. und seinem Sohne Ferdinand. Diese benutzend, brachte Napoleon den alten König dahin, daß er die Krone niederlegte, und den Sohn lockte er verrätherisch über die Gränze nach Frankreich und nahm ihn hier gefangen; er sollte als Gefangener in einer französischen Festung sein Leben endigen. Den Spaniern aber setzte Napoleon seinen Bruder Joseph, der bis dahin Neapel beherrscht hatte, zum Könige, und nach Neapel setzte er den bisherigen Großherzog von Berg, Mürat. Allein die Spanier waren nicht gesonnen, diese Gewaltschritte so geduldig zu ertragen. Sie ergriffen zornig die Waffen und haben sich trotz mancher Niederlagen, die sie von den regelmäßiger geübten französischen Heeren erdulden mußten, 5

Jahre lang mit Heldenmuth gewehrt, bis sie endlich, mit Hülfe der Engländer, und als ganz Europa gegen den Unterdrücker aufstand, ihre Freiheit wieder errangen. In diesen Jahren haben viele tausend Franzosen, und leider auch Tausende von Deutschen, die Napoleon in diesen verderblichen Krieg mitführte, ihr Grab in Spanien gefunden.

Diese neue Treulosigkeit des gewaltsamen Mannes, nebst vielen andern Ursachen der Unzufriedenheit, brachten Oestreich im Jahr 1809 noch einmal dazu, einen Versuch zu machen, um das schwere Joch, welches auf Europa lastete, abzuwerfen. Mit rascher Entschlossenheit sprach der Kaiser Franz das Wort des Krieges aus, stellte die Prinzen seines Hauses an die Spitze seiner Heere, rief Freiwillige auf, errichtete Landwehren, und erweckte in seinem ganzen Volke eine edle Begeisterung. Wäre diesesmal noch andere starke Hülfe dazugekommen, wäre Rußland nicht mit Napoleon im Bunde und Preußen nicht gar zu sehr geschwächt gewesen, so würde schon damals die große Stunde der Befreiung geschlagen haben. Denn obgleich Oestreich ganz allein stand und Napoleon, außer den Kräften von Frankreich, auch die von Italien, Holland und dem größten Theile Deutschlands gegen dasselbe aufbieten konnte, so war es doch nahe daran, den Sieg zu erringen.

Zwar, der Anfang des Krieges war nicht günstig. Das östreichische Heer war bis in Baiern vorgedrungen und hatte hier eine gar zu ausgedehnte Stellung eingenommen; da fuhr nun Napoleon, nach seiner Kriegsweise, mit dem Kerne seiner Macht, besonders mit den geharnischten schweren Reitern, mit unerhörter Geschwindigkeit auf einen Theil des Heeres los, schlug ihn, ehe der andere zu Hülfe kommmen konnte, eilte in der Nacht schon wieder nach einem andern Punkte, griff am nächsten Morgen auch diesen an und zwang so, nach fünftägigen blutigen Gefechten, indem er sich und seinem Heere die unglaublichsten Anstrengungen zumuthete, den Erzherzog Karl zum Rückzuge. Aber es war keine Flucht. Trotz alles Verlustes führte der Erzherzog seine Heerestheile in guter Ordnung am linken Donauufer hinuter bis in Mähren, Wien gegenüber, während Napoleon auf der andern Seite zog und Wien einnahm. Es war das zweitemal, daß er diese Hauptstadt besetzte.

Die Schlacht bei Groß-Aspern, 21. und 22. Mai. — Am 21. Mai ging Napoleon über die Donau, um den Erzherzog anzugreifen. Er traf ihn in den Ebenen bei Groß-Aspern und Eßlingen, nicht gar weit, wo einst Kaiser Rudolf von Habsburg mit dem König Ottokar von Böhmen gekämpft hatte. Mit dem größten Ungestüm griff Napoleon gleich am ersten Abend die Oestreicher an und gedachte sie wieder mit seinen Küraſſiren auseinander zu sprengen. Allein der tapfere Erzherzog hatte sein Fußvolk unterdeß auf diesen Kampf vorbereitet. Indem die eisernen Reiter heranstürmten, schloß es sich schnell in festen Vierecken zusammen, ließ sie ruhig bis nahe herankommen und feuerte nun seine Gewehre scharf auf die Köpfe der Pferde zielend ab, so daß entweder Pferd oder Mann getroffen stürzen mußten und auch die Unverwundeten im Sturm über die Gefallenen hinstürzten. So mußte sich an dieser ruhigen Entschlossenheit der französische Ungestüm brechen. Dazu ließ der Erzherzog in der Nacht vom 21. auf den 22. schwere Balken und Schiffe auf dem reißenden Donaustrom gegen Napoleons Schiffbrücke hinabtreiben, um diese zu zerstören; und es gelang. Die Brücke zerriß, und

nun stand Napoleon mit dem einen Theile seines Heeres an der linken Donauseite den Oestreichern gegenüber, während der andere Theil noch drüben war, und mußte am nächsten Morgen die Hauptschlacht wagen. Da bot er nun zwar alle seine Kriegskunst auf, um den Sieg dennoch zu erringen: allein sie half ihm nichts; er wurde von allen Seiten zurückgeschlagen, und hätte nicht sein Feldherr Massena das Städtchen Eßlingen noch glücklich behauptet und dadurch den Rückzug gedeckt, so wäre das ganze über den Fluß gegangene Heer verloren gewesen. Es rettete sich auf die Insel Lobau, die in der Donau, nahe am linken Ufer, liegt, und harrte dort in großer Verlegenheit, bis die Schiffbrücke nach der andern Seite wieder hergestellt war, um nach Wien zurückzukehren. Das Schlachtfeld war mit Leichen bedeckt und die Oestreicher lasen nicht weniger als 3000 französische Küraſſe von demselben auf.

Die Schlacht bei Wagram, 5. und 6. Juli. — Neue Hoffnungen waren durch jenen Sieg geweckt worden. In mehreren Gegenden Deutschlands entstanden schon Bewegungen gegen die französische Tyrannei, wie z. B. unter Schill in den Elbgegenden und unter Dörnberg in Hessen; und in Tyrol erhob sich das treue Volk unter Andreas Hofer für sein altes Kaiserhaus. Allein die Uebermacht Napoleons war zu groß; es konnte diesesmal noch nicht gelingen, weil halb Europa noch in seinem Dienste war. Nachdem er von allen Seiten zahllose Verstärkungen an sich gezogen hatte, setzte er in einer schwarzen Gewitternacht, unter Sturm und Donner, zum zweitenmale über die Donau und griff den Erzherzog mit großer Uebermacht an. Die Oestreicher fochten wiederum so tapfer, daß ihr rechter Flügel die Franzosen mit Verlust zurückschlug und daß die Zuschauer auf den Thürmen von Wien, von wo man diesen Theil des Schlachtfeldes übersehen konnte, laut den Sieg verkündigten. Allein der linke östreichische Flügel war dagegen unglücklich gewesen und gänzlich über den Haufen geworfen, so daß der Erzherzog sich zum Rückzuge entschließen mußte. Nun wurde ein Waffenstillstand und am 14. Oct. zu Wien Friede geschlossen. Oestreich verlor wiederum 2000 Quadratmeilen Landes und über 3 Millionen Unterthanen, nämlich seine polnischen und italienischen Besitzungen nebst Illyrien, und das Salzburger Land, welches an Baiern kam. Oestreich war nun ganz vom Meere abgeschnitten und hatte auch seine letzte Vormauer von Bergen dahin geben müssen.

Doch eröffnete sich die Hoffnung auf eine ruhigere Zeit, in welcher die Wunden einigermaßen geheilt werden könnten, als der Kaiser Napoleon um die Hand der Erzherzogin Maria Louise, der Tochter des Kaisers Franz, anhielt, und dadurch seinen Wunsch zu erkennen gab, durch die Verbindung mit dem ältesten Kaiserhause sich an die bestehende Ordnung in Europa anzuschließen. Der Kaiser Franz gab ihm, wenn gleich mit blutendem Herzen, die Tochter als ein Unterpfand des Friedens. — Napoleon hatte nun einen solchen Punkt der Macht erreicht, daß ihm mehr an der Befestigung und innern Ausbildung seines ungeheuren Reiches gelegen sein mußte, als an noch größerer Ausdehnung desselben; so rechnete ein jeder, welchem die Ruhe der Welt jetzt als das wünschenswertheste Gut erschien. Aber auf den unersättlichen Mann war keine Rechnung zu bauen. Sein Ehrgeiz stand niemals still. — Zuerst wurde sein Bruder Ludwig so lange getrieben, bis er die

Königskrone von Holland niederlegte, und nun mußte dieses wichtige Land eine Provinz von Frankreich werden. — Darauf erfuhr der nordwestliche Theil von Deutschland, mit den drei großen Handelsstädten Hamburg, Bremen und Lübeck, dasselbe Schicksal. — Und damit die älteste Kaiserstadt Europa's, Rom nämlich, zu dem Glanze seines Reiches nicht fehlte, hatte er sie dem Papste genommen, diesen selbst als Gefangenen nach Frankreich führen lassen, und verordnete jetzt, daß sein und aller künftigen französischen Kaiser erstgeborner Sohn König von Rom heißen sollte.

So war der größere Theil von Europa unter Napoleons Herrschaft, oder doch von ihm abhängig; niemand, so schien es allen, vermochte eine solche Macht zu erschüttern. Und in der That war es auch nur sein eigener unerhörter Uebermuth, welcher ihn dennoch von da an raschen Schrittes in's Verderben gezogen hat.

---

97. Napoleons Krieg gegen Rußland. 1812.

Der Kaiser Alexander war lange mit Napoleon verbündet gewesen; aber der gränzenlose Ehrgeiz des letztern zerriß auch dieses Bündniß wieder. Mit der Beschuldigung, daß Rußland noch immer in heimlichem Verkehr mit England stehe, fiel er im Sommer 1812 mit einem ungeheuren Heere von einer halben Million auserlesener Krieger aus allen Völkern in das große russische Reich ein. Es gelang ihm auch, im schnellen Zuge tief in dasselbe vorzudringen, die Russen in einer großen Schlacht an der Moskwa oder bei Mosaisk am 7. September zu schlagen, und am 14. in die alte Hauptstadt Moskau, welche nahe an den Gränzen Asiens liegt, seinen Einzug zu halten. Er hoffte, den Winter hindurch von den großen Vorräthen dieser Stadt, die über 200,000 Einwohner zählte, sein Heer zu erhalten und, wenn der Kaiser Alexander nicht schnell Frieden schlösse und ganz seinen Willen zu thun verspräche, im nächsten Jahre gegen Petersburg zu ziehen. Allein diesmal betrog ihn seine Berechnung gänzlich. Die Russen wollten, gleich den Spaniern, ihr Vaterland wegen einer unglücklichen Schlacht nicht sogleich verloren geben, sondern lieber ihre eigene zweite Hauptstadt den Flammen opfern, damit nur die Feinde hier keinen Stützpunkt fänden. Und wirklich stand die große Stadt, zum Schrecken der Franzosen, gleich nach ihrem Einzuge, plötzlich an hundert Stellen zugleich im Feuer, so daß an kein Löschen zu denken war und alle die großen Vorräthe verbrannten. Es war ein ungeheures Opfer von Seiten der Russen; aber es war auch der Wendepunkt von Napoleons ganzem Glücke. Von diesem Augenblicke an ging dasselbe rückwärts und anderthalb Jahre nachher mußte er seine angemaßte Krone niederlegen.

In der großen Brandstätte von Moskau konnte er nicht bleiben; Vorräthe für das Heer aus der umliegenden Gegend zusammen zu bringen, war nicht möglich, denn die Russen hatten alles verheert; daher mußte er im Octobermonat eiligst den Rückzug antreten. Er hoffte noch vor dem Einbruch des Winters die Gegenden von Polen und Preußen zu erreichen, wo sein Heer Unterhalt finden konnte. Allein im Rathe der Vorsehung war es anders beschlossen. Früher als gewöhnlich, brach der Winter herein, der in den

öden Steppen Rußlands sehr furchtbar ist. Bald war alles mit tiefem Schnee bedeckt und der schneidende Sturm wehte über die unabsehbaren Flächen; die Häuser und Dörfer, die an dem Wege lagen, hatten seine Schaaren schon auf dem Hinwege zerstört, weil sie in ihrem Uebermuthe nur an Sieg und Vordringen dachten; nun fanden sie nirgends ein Obdach, um sich gegen die grimmige Kälte zu schützen, und keinen Bissen Brod, um den nagenden Hunger zu stillen. Das rohe Fleisch der gefallenen Pferde war ihre einzige Nahrung, und an jedem Morgen lagen Hunderte, ja Tausende von ihnen erfroren auf den mit Schnee bedeckten Feldern. Dazu kamen die Russen mit ihren leichten Reitern, die an die Schrecknisse ihres Winters besser gewöhnt waren und ließen ihnen weder Tag noch Nacht Ruhe; wer nur irgend von dem geschlossenen Zuge zurückblieb, wurde von ihnen niedergehauen oder gefangen. So schmolz das französische Heer mit jedem Tage mehr zusammen, alle Ordnung verschwand, und das Unglück stieg zu einer so schauderhaften Höhe, daß die Worte fehlen, um es zu schildern. Am Ende kamen von der halben Million Menschen, die der unersättliche Eroberer über die Gränze nach Rußland geführt hatte, kaum 30,000 Gesunde und Waffenfähige wieder zurück.

98. Die deutschen Befreiungskriege

Die Herrscher und Völker erkannten nun deutlich die Winke der göttlichen Gerichte und faßten die Hoffnung, daß der Augenblick der Befreiung gekommen sei. Zuerst erhob sich das preußische Volk. Der Hülfshaufe unter dem General York, welcher bei dem französischen Heere gewesen war, trennte sich von diesem und erwartete die Befehle des Königs, um die Waffen gegen die bisherigen Unterdrücker zu kehren; und der König, der sich von Berlin, wo noch französische Besatzung war, nach Breslau begeben hatte, erließ von dort am 3. Febr. 1813 einen Aufruf an die Jugend seines Reiches, sich freiwillig zum Schutze des Vaterlandes zu stellen, verordnete ferner eine allgemeine Bewaffnung seines Volkes, als Landwehr und Landsturm; und schon am 17. März erklärte er feierlich den Krieg gegen Napoleon. Die freudigste Begeisterung wurde durch die königlichen Beschlüsse in dem ganzen Volke aufgeweckt. Es war ein Gefühl in allen, als wenn auf einmal, nach einer dunkeln und stürmischen Nacht, der helle Morgen anbricht. Jedermann wollte der Erste zur That sein; die Jünglinge aus allen Ständen eilten zu den Schaaren der Freiwilligen; die Männer, verheirathete und unverheirathete, viele, die schon in bedeutenden Aemtern waren und niemals an den Kriegsdienst gedacht hatten, traten in die Landwehr und übten sich unermüdet in den Waffen. Die Frauen und Töchter, anstatt über die Gefahren zu klagen, welchen ihre Gatten und Väter entgegen zogen, munterten sie auf, halfen zu ihrer Ausrüstung, arbeiteten Tag und Nacht mit ihren Händen für das Heer, opferten ihren Schmuck und ihr Silbergeräth, und selbst Kinder und Dienstboten brachten ihren Sparpfennig zum Opfer für das Vaterland. Es war eine große, schöne Zeit, welche in der Erinnerung derer, die sie erlebt haben, sehr herrlich und des ewigen Nachruhmes bei der Nachwelt werth ist.

Durch solche edle Anstrengung war es möglich, daß schon nach wenigen Monaten ein treffliches, wenn auch nicht zahlreiches, preußisches Heer auf dem Kampfplatz erschien und noch viel größere Haufen überall zur Nachhülfe gerüstet wurden. Es war auch nothwendig, alle Kräfte aufzubieten! denn Napoleon hatte unterdeß ebenfalls in seinen volkreichen Ländern große Werbungen angestellt und ein neues Heer von mehreren Hunderttausenden zusammengebracht; die Russen dagegen hatten in dem schweren Feldzuge des vorigen Jahres sehr viel verloren, und so geschah es, daß die Preußen und Russen vereinigt ihm doch nicht so viel an Kriegern entgegen stellten konnten, als er noch immer besaß.

Die Schlacht bei Lützen oder Groß-Görschen, 2. Mai 1813. Im April schon kam er mit seinen Heeren vom Rheine durch Hessen und Thüringen gegen Sachsen daher gezogen. Die Preußen und Russen kamen ihm entgegen, und ehe er noch Leipzig erreichen konnte, wohin er strebte, griffen sie ihn in denselben Gegenden, wo im dreißigjährigen Kriege Gustav Adolph mit Wallenstein gestritten hatte und den Heldentod gestorben war, auf dem Marsche an. Den Oberbefehl über das verbündete Heer hatte der russische Feldherr Graf Wittgenstein, und die Preußen standen unter den Befehlen der Generale Blücher, York und Kleist. Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm waren ebenfalls bei den Ihrigen und feuerten sie zu der größten Tapferkeit an, wenn es dessen noch bedurft hätte. Wie Löwen griffen die Preußen das Dorf Groß-Görschen, wo des Feindes Mittelpunkt war, an und eroberten es im Sturme; auch einige andere nebenbei liegende Dörfer wurden, trotz der verzweifelten Gegenwehr der Franzosen, erstürmt. Es war ein mörderisches Gefecht zwischen Hecken und Gräben und in den Gassen der Dörfer, und es galt hier einen Kampf von Mann gegen Mann. Indeß war Napoleon selbst mit frischen Truppen herbeigekommen. Da er die Gefahr seines Mittelpunktes sah, und wie mehrere Bataillone sogar im Schrecken die Gewehre wegwarfen und flohen, so ließ er 16 Bataillone seiner Garde und ihre Artillerie, die immer für den Augenblick der Entscheidung bereit stehen mußte, vorrücken und aus 60 bis 80 Stücken Geschütz ein so mörderisches Feuer auf die Preußen richten, daß es war, als wenn sich ein feuerspeiender Berg gegen sie geöffnet hätte. Zugleich war auch die rechte Flanke der Russen von 30,000 Mann frischer französischer Truppen die eben herankamen, hart gedrängt. Da mußte sich die ganze verbündete Schlachtordnung zurückziehen, aber es geschah, trotz des entsetzlichen Feuers, so ruhig, so entschlossen und langsam, daß die Franzosen beim Einbruche der Nacht kaum bis in ihre alte Stellung vorrücken konnten, aus der sie am Morgen zurückgetrieben waren, und keine Fahne, keine Kanone, keinen Gefangenen erbeuten konnten. Der Muth der Verbündenen hatte keinen Augenblick gewankt. Die Verwundeten, wenn sie nicht zu schwer verletzt waren, wollten ihren Platz in der Reihe nicht verlassen. „Das Herz ist noch gesund!“ riefen sie und fochten muthig fort. Die beiden Herrscher wollten ihr tapferes Heer am nächsten Morgen nicht einer zweiten Schlacht aussetzen, obgleich der Muth ihrer Krieger es erlaubt hätte. Die Zahl war noch zu schwach gegen Napoleons Uebermacht, daher zogen sie sich über die Elbe in das feste Lager bei Bauzen in der Lausitz zurück, um neue Verstärkungen an sich zu ziehen. Der Hauptzweck der Schlacht war erreicht, die jungen Krieger hatten ihre erste Waffenprobe auf

das Ruhmvollste abgelegt; Napoleon hatte gesehen, daß er nun nicht mehr Schlachten, wie früherhin gewinnen könne, die ganze Heere mit Einem Schlage zernichteten, und der Ruhm der Preußen und Russen tönte in ganz Deutschland wieder.

Die Schlacht bei Bauzen, 21. Mai. — Ueber Dresden zog Napoleon den Verbündeten nach, um sie in ihrem Lager bei Bauzen anzugreifen. Er war ihnen noch immer an Zahl sehr überlegen und daher im Stande, seinen Marschall Ney mit 30,000 Mann ihnen in die rechte Flanke und den Rücken zu schicken, wodurch ihre Stellung die eigentliche Festigkeit verlor. Aber dennoch wollten die verbündeten Herrscher nicht ohne Kampf vom Platze weichen, um ihm zu zeigen, daß ihre gute Zuversicht nicht auf der Stellung, sondern auf dem Muthe ihrer Krieger beruhe. Sie nahmen daher die Schlacht an und hielten sie bis 3 Uhr Nachmittags mit der größten Tapferkeit aus, so daß Napoleon wenig Vortheil erlangen konnte; und aus denselben Gründen, weshalb sie auch bei Lützen noch nicht alles auf's Spiel setzen wollten, befahlen sie am hellen Tage, unter den Augen des Feindes, den Rückzug, der auch in solcher Ordnung geschah, daß die Franzosen ihn nicht zu stören wagten. Napoleon hatte an diesem heißen Tage 20,000, die Verbündeten nur 12,000 Mann verloren, und ihr Muth war immer noch ungebrochen.

Der Waffenstillstand, 4. Juni bis 17. August. — Die Verbündeten zogen sich nach Schlesien zurück und schlossen mit Napoleon einen Waffenstillstand auf 10 Wochen. Man wollte diese Zeit zu Friedensunterhandlungen benutzen, und der Kaiser von Oestreich bot sich zum Vermittler an. Es wurde ein Congreß zu Prag versammelt. Wenn Napoleon nur einige Mäßigung gezeigt hätte, so konnte er noch jetzt seine Herrschaft in Frankreich behaupten und dieselbe bis an den Rhein ausgedehnt erhalten. Allein es war ihm ein unerträglicher Gedanke, auch nur etwas von seinen großen Eroberungen zu verlieren. Es ward bald offenbar, daß er die Unterhandlungen hinzog, um nur Zeit zu gewinnen und seine Macht auf den alten Fuß zu bringen. Da war endlich auch des östreichischen Kaisers Geduld erschöpt; er vereinigte sich mit den beiden andern Mächten und erklärte Napoleon den Krieg. Oestreichs Zutritt war ein großer Gewinn für die Verbündeten; sie waren nun in ihrer Vereinigung auch an Zahl den Franzosen überlegen, besonders da auch noch der Kronprinz von Schweden, ein ehemaliger Heerführer Napoleons, Bernadotte, den die Schweden zu ihrem Thronfolger gewählt hatten, an der Spitze von 24,000 Mann im Felde erschien. Diesem erfahrenen Feldherrn gaben die Verbündeten so viele Russen, Preußen und andere Hülfsvölker zu, daß er 120,000 Mann unter seinem Befehle hatte, um Berlin schützen zu können.

Der General Blücher befehligte das schlesische Heer, welches aus 92,000 Russen und Preußen bestand. Leider war der erste seines Generalstabes, der großherzige General Scharnhorst, an den Wunden, die er in der Lützener Schlacht erhalten hatte, gestorben; aber der, welcher in seine Stelle trat, der General Gneisenau, war auch ein trefflicher Krieger und hat als Rathgeber des heldenmüthigen Greises große Dienste geleistet und einen Namen in der Geschichte erworben.

Das Hauptheer der Verbündeten von mehr als 200,000 Mann aus Oestreichern, Russen und Preußen bestehend, stand in Böhmen, unter dem

Oberbefehl des östreichischen Feldmarschalls, Fürsten von Schwarzenberg, eines edlen und erfahrenen Feldherrn; und die verbündeten Herrscher, die Kaiser Franz und Alexander und der König von Preußen waren selbst in der Nähe, um an entscheidenden Tagen durch ihre Gegenwart das Heer anzufeuern.

---

99. Die Treffen nach dem Waffenstillstande bis zur Leipziger Schlacht.

Napoleon, der immer den Vortheil des Angriffs haben wollte, hatte den Plan gemacht, eines der obengenannten Heere nach dem andern durch seine gewohnte Schnelligkeit zu überraschen und zu schlagen. Zuerst ging er mit dem Kern seiner Truppen gegen den kühnen Blücher nach Schlesien, weil er wußte, daß dieser sich nicht vergeblich eine Schlacht anbieten ließ. Aber wider seine Gewohnheit zog sich der kluge Feldherr zurück weil er Napoleons Absicht wohl sah.

Das Treffen bei Groß-Beeren, 23. August. — Seinen Marschall Oudinot hatte Napoleon unterdeß mit 80,000 Mann nach der andern Seite abgeschickt, um Berlin wegzunehmen. Er war seiner Sache so gewiß, daß er schon voraus verkündigte, Oudinot werde am 23. August in Berlin sein; und wirklich war der Marschall auch an diesem Tage schon bis Groß-Beeren, nur 2 Meilen von Berlin, gekommen und mit Ungeduld erwarteten die Franzosen den nächsten Tag, um ihren Triumpheinzug zu halten. Allein die tapfern Preußen ließen ihnen die Hoffnung nicht lange. Noch an demselben Abend stürmten sie unter Bülow, während eines dichten Regens, das Dorf Groß-Beeren, schlugen, als die Gewehre nicht abbrennen wollten, mit ihren Kolben alles nieder, was ihnen in den Weg kam, und brachten solche Unordnung und Flucht unter die Feinde, daß sie eiligst in der Nacht ihren Rückzng an die Elbe nahmen und 26 Kanonen nebst mehreren tausend Gefangenen zurückließen. In Berlin war unbeschreiblicher Jubel über diesen Sieg.

Die Schlacht an der Katzbach, 26. August. — Napoleon war eiligst aus Schlesien nach Dresden umgekehrt, da er erfuhr, daß das große verbündete Heer aus Böhmen gegen diese Stadt heranzog. In Schlesien ließ er den Marschall Macdonald mit 80,000 Mann zurück. Dieser gedachte auch allein noch Lorbeeren gegen den alten Blücher einzuernten und wollte ihn am 26. August angreifen. Zwischen ihnen war der kleine Fluß, die Katzbach, der eben vom starken Regen angeschwollen war. Blücher ließ ihn ruhig übersetzen; dann rief er seinen Kriegern zu: „Nun habe ich genug Franzosen herüber, Kinder, nun frisch vorwärts!" Dieses Vorwärts! war von nun an das Losungswort der Tapferkeit unter ihnen und nach ihm benannten sie ihren alten Feldherrn den Marschall Vorwärts. Mitten unter Sturm und Regen griffen sie die Franzosen mit dem unwiderstehlichsten Ungestüm an und warfen sie in die Hohlwege und die steilen Ufer des Flusses zurück. Die Brücken waren von dem überströmenden Wasser weggerissen, die Wege voller Schlamm; bald wurden sie alle von Kanonen und Wagen verstopft, und in

der wilden Unordnung wurden nach und nach, durch unermüdete Verfolgung, 18,000 Mann zu Gefangenen gemacht, und über 100 Kanonen, 2 Adler und andere Siegeszeichen erbeutet. Es war ein überaus herrlicher Sieg, der das ganze schlesische Land von Feinden befreite; aber die Krieger hatten harte Mühseligkeiten und Entbehrungen, bei fürchterlichem Regenwetter, erdulden müssen.

Die Schlacht bei Dresden, 26. und 27. August. — Grade in denselben Tagen wurde auch bei Dresden mit großer Anstrengung zwischen dem großen Heere und Napoleon selbst gekämpft; allein der Ausgang war nicht so glücklich. Der unaufhörliche Regen, der in dieser Zeit gefallen war, hatte die Wege durch das böhmische Gebirge ganz verdorben, so daß für das zahlreiche, an 150,000 Mann starke Heer der Verbündeten nicht hinreichend Lebensmittel herbeigeschafft werden konnten. Dazu hatte Napoleon zu früh von ihrem Anrücken Kunde erhalten und war mit seinen besten Truppen aus Schlesien zurückgekehrt, um seinen Hauptsammelplatz, Dresden, zu retten. Er schlug auch wirklich den Angriff der Verbündeten auf die Stadt selbst am 26. Abends glücklich ab; und als er sich mit seinen aus Schlesien zurückkommenden Garden, welche die ganze Nacht hindurch in dichten Haufen über die Brücke der Elbe hereinzogen, verstärkt hatte, griff er am 27. das große Heer in den Ebenen vor Dresden selbst mit Heftigkeit an. Den König Joachim von Neapel schickte er mit dem Kern der schweren Reiterei gegen den linken östreichischen Flügel ab, wo mehrere neugeworbene Regimenter standen. Von dem herunterströmenden Regen verdeckt, kamen die Reiter auch unbemerkt bis nahe an die Oestreicher und stürmten plötzlich gegen sie heran; im Regen wollten die Gewehre nicht abbrennen; Bestürzung ergriff die unerfahrenen Krieger, sie geriethen in Unordnung und Flucht, dieser Flügel wurde geschlagen und 12,000 Mann mit ihrem Generale wurden gefangen genommen. Dieses Unglück und der Mangel an Unterhalt zwang die Herrscher, den Rückzug über die Gebirge nach Böhmen anzuordnen.

Das Treffen bei Kulm, 29. u. 30. Aug. — Dieser Rückzug war aber nicht ohne große Schwierigkeiten, theils wegen der verdorbenen Gebirgswege, theils weil die Franzosen schon einige Hauptstraßen besetzt hatten. Am gefährlichsten war es, daß der französische General Vandamme bis in den Eingang des Töplitzer Thales im Rücken des zurückziehenden Heeres vorgedrungen war; wenn er sich hier festsetzte, so war großes Unglück zu befürchten. Allein er traf hier auf eine kleine, aber wahrhafte Heldenschaar, 8000 Mann russischer Garden unter dem General Ostermann, welche einen ganzen Tag lang die ungestümen Angriffe der 30,000 Franzosen aushielten und dem Feldmarschall Schwarzenberg Zeit verschafften, einige russische und östreichische Abtheilungen heranzuziehen. Mit diesen griff er am nächsten Tage den Vandamme an. Dieser bot alles auf, seinen Platz zu behaupten; denn wenn es ihm gelang, so durfte er von seinem Kaiser die größten Belohnungen erwarten. Bis Mittag wich er auch nicht um einen Schritt vom Platze, da kam plötzlich aus den Wäldern in seinem Rücken, von wo er Hülfe von Napoleon erwartete, zu seinem Schrecken, die preußische Heerschaar unter Kleist, die auf ihrem Rückzuge durch glücklichen Zufall diesen Weg eingeschlagen hatte, herab, und nun war für die Franzosen alles verloren. Der Reiterei gelang es, sich zum Theil noch durchzuschlagen; aber indem nun die

Preußen von einer, die Russen und Oestreicher von der andern Seite kräftig zusammendrängten, wurde der ganze Ueberrest der Franzosen über den Haufen geworfen, getödtet, zersprengt und 10,000 Mann mit den Generalen Vandamme und Haxo gefangen genommen. Das war ein sehr glücklicher Tag nach den trüben Tagen bei Dresden; und am Abende desselben Tages kam auch die Siegesbotschaft von Blücher aus Schlesien wegen der Katzbacher Schlacht, von Bülow wegen des Sieges bei Großbeeren und sogar von dem englischen Marschall Wellington, der in Spanien Siege davon getragen hatte. Die frommen Herrscher feierten am 3. Sept. mit ihren Heeren ein großes Dankfest für so viele Wohlthaten des höchsten Lenkers aller Dinge.

Die Schlacht bei Dennewitz, 6. Sept. — Im Verdruß über alle diese Verluste schickte Napoleon seinen kühnsten Marschall Ney mit einem neuen Heere von 80,000 Mann gegen Berlin ab, mit dem gemessensten Befehle, diese Hauptstadt, es koste was es wolle, zu erobern. Aber der Marschall hatte das Unglück, auf dieselbe Bülowsche Heerschaar zu treffen, die auch seinen Vorgänger so übel zurückgewiesen hatte. Bei Dennewitz hielt ihn diese viel kleinere Schaar in seinem Marsche auf und schlug sich allein mit ihm bis zum Abende herum. Es war ein sehr heißer Tag für die wenigen Preußen; es kostete vielen treuen und braven Männern das Leben; aber für die Rettung des Vaterlandes war ihnen das Leben nicht zu theuer, und ihr Opfer wurde herrlich belohnt. Der Feind mußte überall zurückweichen, und als am Abend der Kronprinz von Schweden mit den Schweden und Russen zur Hülfe herbeikam, war der Sieg schon gewonnen. Der Rückzug der Franzosen wurde nun zur völligen Flucht; ihre Ordnungen lösten sich auf, ihr Geschütz von 80 Stücken ließen sie im Stich, und mehrere Haufen waren in solchen Schrecken gerathen, daß sie sich, nach weggeworfenen Waffen, gradezu auf die Flucht nach dem Rheine hin begaben. Von diesem Tage an war der Gedanke, Berlin zu erobern, von den Franzosen gänzlich und auf immer aufgegeben.

Alles, was Napoleon sich ausgedacht hatte, war mißlungen. Wenn Mäßigung in seinem Gemüthe gewesen wäre, so würde er nun gesehen haben, daß seines Bleibens in Deutschland nicht mehr sei; er würde Sachsen verlassen, sich an den Rhein zurückgezogen, seinen Heeren Ruhe gegönnt und den Frieden angeboten haben. Er hätte dann seine Krone und viel Blut sparen können. Allein sein Stolz ließ das nicht,zu. Den ganzen September hindurch suchte er sich in der Gegend von Dresden zu behaupten, zog bald gegen das große Heer an die Grenzen von Böhmen, bald gegen Blücher an die von Schlesien, um irgendwo einen Vortheil zu erringen; allein er ermüdete und schwächte nur seine Truppen auf eine unerhörte Weise und erreichte seinen Zweck doch nicht. Aber auch den Verbündeten war dieser langsame Gang sehr zuwider. Da machte der Feldmarschall Blücher mit seiner raschen Entschlossenheit dem ungewissen Zustande ein Ende. Ganz unerwartet ging er in der Nacht vom 2. auf den 3. Oct., während in seinem Lager, die Feinde zu täuschen, Musik und Tanz war, bei Wartenberg über die Elbe, schlug 20,000 Franzosen unter dem General Bertrand, die hier stark verschanzt standen, zog quer durch Sachsen, nach den Gegenden der Saale hin, und vereinigte sich mit dem Kronprinzen von Schweden. Er stand nun beinahe in Napoleons Rücken. Darauf brach auch das große Heer aus Böhmen auf und zog durch das Erzgebirge nach den Ebenen von Leipzig

zu; und Napoleon, der befürchten mußte, ganz vom Rheine abgeschnitten zu werden, hatte nun auch keine Wahl mehr; er mußte ebenfalls nach Leipzig ziehen, nachdem er 28,000 Mann als Besatzung zurückgelassen hatte; denn er bildete sich fest ein, daß er bald dahin werde zurückkehren können.

100. Die Schlacht bei Leipzig, 16., 18. und 19. October.

Bei Leipzig sammelte sich also, wie in einem Mittelpunkte, die ganze französische Macht, und in einem großen Halbkreise umher die der Verbündeten von Süden und Osten her ihr großes Heer, von Nordwesten das des schwedischen Kronprinzen, von Norden Blücher. Napoleon hatte noch 180,000 Mann der besten Trupppen, die Verbündeten wohl 250,000 Mann; aber sie waren noch nicht alle vereinigt und Napoleon konnte von seinem Mittelpunkte aus rasch einen Theil nach dem andern angreifen.

Am 16. October begann die große Schlacht im S. O. der Stadt mit dem Hauptheere der Verbündeten. Die Monarchen waren Zeugen der Tapferkeit ihrer Krieger, und wahrlich, Oestreicher, Preußen und Russen wetteiferten an diesem Tag um den Preis der Todesverachtuug und der kühnen Ausdauer. Die Erde zitterte von dem ungeheuren Krachen des Geschützes, wie bei einem Erdbeben, und kaum ist wohl irgend eine Schlacht in der Geschichte, wo so zahlreiche Heere und ein so unermeßliches Geschütz gegen einander kämpften; denn es waren von beiden Seiten über 1000 Kanonen im Feuer. Am heftigsten wurde bei den Dörfern Markkleeberg, Wachau, Liebertwolkwitz und Güldengossa gefochten. Stürme folgten auf Stürme; bald wurde der eine Theil, bald wieder der andere aus den Plätzen verdrängt, die er eben erobert hatte. Am Mittage waren die Franzosen zurückgeworfen, am Nachmittage drang Napoleon mit starken Kolonnen wieder vor, und gewann so viel Raum, daß er schon in Leipzig die Glocken zum Sigeszeichen läuten ließ. Aber der Wahn dauerte nicht lange. Die Verbündeten sammelten sich und trieben ihn wieder so weit rückwärts, daß am Abende beide Heere ungefähr dieselbe Stellung behaupteten, die sie am Morgen inne gehabt hatten.

An demselben Tage hatte Blücher auf der andern Seite von Leipzig bei dem Dorfe Möckern mit dem französchen Marschall Marmont gefochten. Durch die harten Verluste des ganzen Feldzuges war sein schlesisches Heer sehr zusammengeschmolzen; er mußte die höchste Anstrengung anwenden, um an diesem Ehrentage auch seinen Theil zu der großeu Sache beizutragen. Der Marschall hatte seine Stärke in und bei Möckern zusammengedrängt und vertheidigte das Dorf mit 50 Stück Kanonen. Dreimal wurde dasselbe erstürmt und dreimal wieder verloren; viele der besten Anführer fielen und die Gassen des Dorfes waren mit Todten bedeckt; und doch ließen die tapferen Männer nicht nach, bis der hartnäckige Feind ihnen weichen mußte. Er wurde gänzlich geschlagen und bis an die Thore von Leipzig zurückgeworfen.

Am folgenden Tage versuchte Napoleon mit dem Kaiser Franz besonders zu unterhandeln; allein die Künste seiner Rede hatten keine Gewalt mehr, daher mußte er sich am 18. noch einmal zu einer großen Schlacht entschließen, denn weichen wollte er noch immer nicht.

Der 18. October. — Die Verbündeten hatten ansehnliche Verstärkungen erhalten, besonders indem nun auch der Kronprinz von Schweden am Kampfe Theil nahm. Dieser, vereinigt mit Blücher, sollte von Norden her die Franzosen angreifen, von Osten der russische General Bennigsen, von Süden Schwarzenberg. Mit dem Schlage 8 Uhr begann der Kampf. Er war, wo möglich, noch heftiger, als am 16. Nach festem Plane drängten die Verbündeten den hartnäckigen Feind immer enger und enger zusammen, nahmen ein Dorf nach dem andern ein, und trieben ihn immer näher an die Stadt Leipzig. Nur den Mittelpunkt seiner ganzen Ordnung, das Dorf Probstheyde, hielt Napoleon unerschütterlich fest; denn wenn dieses verloren ging, so war keine Rettung mehr. Hier hatte er den Kern seines ganzen Heeres aufgestellt, und kein auch noch so heftiger Sturm, wenn er auch für einige Zeit gelang, konnte ihn auch von dort vertreiben. Da befahlen die Monarchen an diesem Flecke keine Menschen mehr zu opfern; denn an den andern Orten des Schlachtfeldes war der Sieg bereits entschieden. An diesem Tage konnten auch die sächsischen und würtembergischen Krieger, die bis dahin in Napoleons Heere hatten fechten müssen, das lange ertragene Joch nicht mehr erdulden. Mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen zogen sie zu den deutschen Brüdern hinüber, denen sie schon lange im Herzen angehört hatten.

Der 19. October. — Napoleon hatte mit Sehnsucht den Einbruch der Nacht erwartet, um nun endlich mit den Trümmern seines Heeres den Rückzug an den Rhein anzutreten. Beim hellen Scheine des Mondes wälzte sich ein unabsehbarer Zug von Karren, Wagen, Geschütz, Truppenabtheilungen, Marketendern, Frauen und Kindern, und Troß aller Art aus den Thoren von Leipzig auf dem Ranstädter Steinwege fort. Es war nur diese eine Straße übrig und bald war Unordnung und Geschrei durcheinander. Der größte Theil des Geschützes und Trosses mußte stehen bleiben; Napoleons Garden aber und die besten Truppen, die er retten wollte, mußten sich vor Allen Platz machen. Um den Rückzug derselben so lange wie möglich zu decken, mußten die Polen, Darmstädter und Badener mit einigen Franzosen zurückbleiben, die Stadt zu vertheidigen. Aber um 8 Uhr des Morgens rückten die Verbündeten schon zum Sturme heran und es wurde lebhaft an den Thoren und Eingängen der Stadt gestritten. Um 10 Uhr verließ Napoleon dieselbe und mischte sich in den wogenden Strom der Flucht; um halb 12 Uhr drangen die ersten Preußen ein und ließen den tiefen Klang ihrer Hörner in den Straßen ertönen. Was noch in der Stadt war, wurde gefangen, 15,000 waffenfähige Krieger, 25,000 Verwundete von den übrigen Schlachttagen und drei Obergenerale. Gleich nach Nachmittag zogen auch die Sieger, König Friedrich Wilhelm und Kaiser Alexander ein, und wenige Stunden nachher der Kaiser Franz. Sie konnten sich ihres großen Werkes aufrichtig freuen, denn durch ihre großsinnige Einigkeit hatten sie dasselbe vollbracht.

Napoleon dachte nicht mehr daran, irgendwo in Deutschland Halt zu machen, sondern nur, die Trümmer seines Heeres zu retten; und auch dieses wurde ihm durch den baierischen General Wrede schwer gemacht, der sich mit seinen Baiern und einem östreichischen Heerhaufen bei Hanau ihm in den Weg stellte, und obgleich er nicht stark genug war, ihn aufzuhalten, ihm doch noch einen empfindlichen Verlust beibrachte. Am 2. November ging Napoleon

über den Rhein nach Mainz und hat die Ufer dieses deutschen Stromes, den er so oft zu unserm Verderben überschritten hatte, nie wieder gesehen.

Die übrigen Wochen dieses Jahres wendeten die Verbündeten dazu an, die Ufer des Rheines, von der Schweiz bis an's Meer, und besonders Holland zu besetzen, was für Napoleon ein unersetzlicher Verlust war. Die preußische Heerschaar unter Bülow, die schon so viel Großes in diesem Kriege vollbracht haite, war es, welche mit unwiderstehlicher Schnelligkeit und Tapferkeit Holland in wenigen Wochen frei machte.

---

101. Das Jahr 1814. Der Krieg in Frankreich.

Die großmüthigen Herrscher boten dem Franiösischen Kaiser noch einmal den Frieden an; aber er wollte immer noch von keiner Mäßigung wissen, wollte weder Italien noch Deutschland frei lassen, und so mußte der Krieg nun über den Rhein in Frankreich selbst versetzt werden. Durch große Zurüstungen waren die russischen Heere auf 200,000 Mann, die östreichischen auf 230,000, die preußischen auf 160,000 gebracht, und das übrige deutsche Reich rüstete so emsig, daß bald noch 150,000 Deutsche im Felde erscheinen konnten. Außerdem stand der Marschall Wellington schon mit 80,000 Engländern, Spaniern und Portugiesen diesseits der Pyrenäen auf französischem Boden.

Am 1. Januar ging der tapfere Blücher bei Caub über den Rhein; das große Heer bald nachher an andern Stellen; auf verschiedenen Wegen zogen die Hunderttausende fremder Krieger rasch vorwärts, und am Ende des Monats standen sie schon an den Ufern des Seine- und Aube-Flusses 25 Meilen von Paris.

Die Schlacht bei Brienne, 1. Febr. — Da erschien endlich Napoleon im Felde mit einem zwar nicht großen, aber guten und ihm noch immer treu anhängenden, Heere. Er griff den Feldmarschall Blücher unerwartet bei dem Städtchen Brienne an, einem Orte, wo ehemals eine Kriegsschule gewesen war, in welcher Napoleon selbst seine furchtbare Kunst erlernt hatte. Der alte Feldherr ließ sich indeß nicht aus der Fassung bringen, zog sich näher an das große Schwarzenbergische Heer, erhielt von diesem Verstärkung besonders durch die tapferen Baiern und Würtemberger, und lieferte nun am 1. Febr. die erste Schlacht auf französischem Boden. Sie war nicht leicht und nicht unblutig; Napoleon strengte alle seine Kunst an, sie zu gewinnen, damit sein Heer und ganz Frankreich neuen Muth schöpfte. Allein es gelang ihm doch nicht. Auf allen Seiten mußte er zuletzt weichen, und noch beim Einbruch der Nacht erstürmte der kühne Greis Blücher, an der Spitze der Russen, das Dorf La Rothiere, die letzte Stütze von Napoleons Schlachtordnung. Er zog nun auf der Pariser Straße rückwärts.

Die Gefahren des Februars. — Nach dieser Schlacht glaubten die Verbündeten, es werde nun leicht sein, die Hauptstadt selbst im raschen Laufe zu ereichen; und wenn sie diese inne hatten, so war die Hauptsache gethan, denn Paris gilt den Franzosen so viel als ihr ganzes Reich. Besonders eilte Blücher, der sich vom großen Heere wieder getrennt hatte, zuerst das Ziel zu erreichen. Allein darauf hatte Napoleon nur gewartet, daß sie sich

trennen sollten; plötzlich, da Blücher einen Angriff nicht für möglich hielt, weil unergründliche Wege eine Flanke deckten, erschien er an der unverwahrten Stelle, schlug den russischen General Sacken, der voran zog, bei Montmirail, und als Blücher mit der Kleistschen Heerschaar zu Hülfe kommen wollte, griff er auch ihn mit Uebermacht an. Plötzlich sah sich der kleine, nur 20,000 Mann starke, Haufen von allen Seiten umringt, ja sogar im Rücken die Heerstraße von Reiterei besetzt. Da war einzig in der deutschen Kaltblütigkeit dem französischen Ungestüm gegenüber Rettung zu finden, und sowohl der alte Feldherr, als sein kleines Heer, haben an diesem Tage jene Tugend auf das herrlichste bewährt; sie haben sich nicht einen Augenblick irre machen lassen, sind immer in dichtgeschlossenen Reihen fortgezogen, obgleich sie beständig die heftigsten Anfälle abzuwehren hatten, und sind endlich am Abend, freilich nach hartem Verluste von beinahe 6000 tapfern Kriegern, in die alte Stellung bei Bergéres zurückgekehrt. Napoleon frohlockte laut, ließ die den Russen abgenommenen Kanonen und Gefangenen im Triumphe durch die Straßen von Paris führen und fiel nun mit derselben Geschwindigkeit auch die vorgerückten Haufen des großen Heeres an. Das härteste Gefecht war beidem Städtchen Montereau gegen den tapfern Kronprinzen von Würiemberg, der sich nach muthiger Gegenwehr zurückziehen mußte. Paris war für diesesmal noch gerettet, und Napoleons Stolz so gestiegen, daß er alle Friedensbedingungen, die ihm von neuem angeboten wurden, verwarf, indem er ausrief: „Ich sollte Holland und Italien abtreten? Was denken die Verbündeten? Ich bin näher bei Wien, als sie bei Paris!“ — Dieses stolze Wort sollte aber bald zu Schanden werden.

Die Schlacht bei Laon, 9. und 10. März. — Nachdem die Verbündeten sich wieder verstärkt hatten, verfolgten sie den alten Kriegsplan; Blücher trennte sich wieder von dem großen Heere und zog an der Marne hin; dann wandte er sich nach Norden und vereinigte sich mit Bülow, der von den Niederlanden her kam. Als Napoleon ihm folgte, nahm er eine feste Stellung bei Laon. Hier wurde er von Napoleon mit der größten Heftigkeit angegriffen, aber er stand fest auf seinem Platze, ja am Abend spät überfielen die Preußen unter dem Prinzen Wilhelm plötzlich den rechten Flügel der Franzosen mit so glücklichem Erfolge, daß die Regimenter in Schrecken auseinander flohen und 46 Kanonen in den Händen der Sieger ließen. So zog Napoleon unrühmlich ab und Blücher folgte ihm bald, um ihn immer enger zwischen seinem und dem großen Heere zusammen zu drängen.

Der Zug gegen Paris. — Napoleon hatte jetzt einen ganz neuen und außerordentlichen Plan entworfen; von welchem er sich die Rettung Frankreichs versprach. Er wandte sich plötzlich wieder gegen das Schwarzenbergische Heer, machte am 20. März einen Scheinangriff bei Arcis an der Aube und zog dann rasch vorüber nach Lothringen dem Rheine zu. Er hoffte, die Verbündeten würden in Angst gerathen, daß er ihre Verbindung mit Deutschland abschnitte, und selbst den Rückzug antreten; und dann sollte das Volk in den Gegenden, durch welche der Rückzug ging, aufstehen und selbst die Waffen ergreifen; und wirklich waren die Landbewohner, und besonders die in den Gebirgen, schon in voller Gährung. Es war ein bedenklicher Augenblick. Die Vorsehung stärkte aber die Herzen der verbündeten Herrscher, daß sie sich durch Napoleons Kunstgriffe nicht irre machen ließen. Durch glücklich auf-

gefangene Briefe von ihm an die Kaiserin in Paris erfuhren sie seinen ganzen Plan und faßten den großen Entschluß, ihn ruhig seinen Weg fortsetzen und nur durch 10,000 Mann Reiterei beobachten zu lassen, selbst aber rasch umzuwenden und mit Blücher vereinigt geradezu auf Paris zu marschiren. Das Wort: „Es geht nach Paris!" wirkte wie ein Zauberwort auf alle Tausende des verbündeten Heeres; mit Jubel und Gesang zogen sie nun vorwärts, als ginge es zu einem großen Feste: die klare Frühlingssonne beschien die fröhlich dahinziehenden Heere; einige französische Haufen, die auf dem Wege angetroffen wurden, wurden zurückgetrieben, einer von 6000 Mann gänzlich vernichtet, und nach 6 Tagen am Abend des 29. März, standen die Heere vor der stolzen Stadt, die sich die Hauptstadt der Welt nannte.

Der Einzug in Paris, 31. März. — Zwei französische Marschälle, Mortier und Marmont, hatten 25,000 Mann zusammengerafft und auf den Höhen vor Paris aufgestellt. Es war nicht leicht, diese zu erstürmen, weil die vielen Gärten und Weinberge die Vertheidigung erleichterten; allein so nahe am Ziele ließen sich die tapfern Krieger durch kein Hinderniß mehr aufhalten, die Franzosen wurden aus einer Stellung in die andere zurückgetrieben und am Nachmittage stand das Bundesheer dicht an den Eingängen der ungeheuren Stadt und wartete auf den Befehl, mit gefälltem Bajonnet einzudringen. Zittern und Angst herrschte in derselben, die Häuser waren geschlossen, nur der niedrigste Pöbel wartete auf den Augenblick, da das Stürmen und Plündern angehen sollte, um auch seinen Theil von der Beute zu nehmen. — Aber die menschlich gesinnten Monarchen nahmen das Anerbieten der Marschälle an, die Stadt am nächsten Morgen ohne weiteren Widerstand zu übergeben; und nun hielten am 31. Mittags, im Glanze der Frühlingssonne, die beiden Herrscher Alexander und Friedrich Wilhelm, an der Spitze ihrer tapferen Heere, durch die zahllosen Haufen der aus großer Angst geretteten Einwohner ihren Siegeseinzug.

Napoleons Absetzung und Friede. — Napoleon erfuhr den Marsch der Verbündeten gegen Paris erst, als sie schon vor der Stadt standen, und sah nun zu seinem Schrecken, daß er selbst in die Falle gerathen war, die er ihnen aufgestellt hatte. Als er mit seinem Heere in äußerster Bestürzung und Eile nachgezogen kam, war Paris schon verloren und er erwartete nun in Fontainebleau, zwölf Stunden von Paris, sein Schicksal. Zwar hätte er in seiner rasenden Leidenschaft gern sein noch übriges Heer zu Mord und Plünderung gegen Paris geführt, aber seine Marschälle kündigten ihm zu solcher That den Gehorsam auf, und in Paris war unterdeß am 2. April vom Senate seine Absetzung ausgesprochen. So blieb ihm, nach hartem Kampf mit seinem Stolze, nichts übrig, als seine Krone niederzulegen und auf der Insel Elba, bei Italien, eine Freistätte anzunehmen, die ihm von den Verbündeten geboten wurde. Dahin reiste er am 20. April ab, und in Paris zog am 3. Mai Ludwig XVIII., ein Bruder des hingerichteten Ludwigs XVI., ein und bestieg den alten Thron der Könige wieder. Mit ihm machten die Verbündeten am 30. Mai Frieden, und ließen Frankreich seinen ganzen Umfang, den es zur Zeit der Könige gehabt hatte, ja noch einige Landstriche, die in der Revolution erworben waren, dazu. Es war ein sehr großmüthiger Friede.

102. Das Jahr 1815.

Um alle die, durch die unerhörten Umwälzungen der letzten zwanzig Jahre ganz verworrenen Verhältnisse der europäischen Völker wieder in eine solche Ordnung zu bringen, daß sie nicht sogleich durch Leidenschaft und Ehrgeiz umgeworfen werden könnte, versammelten sich die drei verbündeten Herrscher mit vielen andern Fürsten und Gesandten zu einem großen Congresse in Wien. Die Verhandlungen dauerten lange und vieles lag noch unentschieden da, als plötzlich, zum unbeschreiblichen Erstaunen und Schrecken von ganz Europa, Napoleon seine Insel Elba verließ, mit 1100 Mann von seiner Garde, die ihm dahin gefolgt waren, am 1. März in Frankreich landete und laut bekannt machte, er komme, seinen Kaiserthron wieder einzunehmen. Und so leichtsinnig zeigte sich das französische Volk, daß es dem Könige, dem es vor 10 Monaten Treue geschworen hatte, sogleich wieder abtrünnig wurde, und daß Napoleon nach einem zwanzigtägigen Triumphzuge durch eine Strecke von mehr als 100 Meilen, ohne daß ein Tropfen Bluts für den König vergossen wäre, in Paris einzog. Der König mußte in die Niederlande flüchten.

Wenn das übrige Europa jetzt keinen kräftigen Entschluß faßte, sondern sich vielleicht durch Napoleons Versicherung täuschen ließ, daß er von nun an in Ruhe und Frieden regieren wolle, so konnte er sich wieder festsetzen und der Same zu unabsehbaren Kriegen war wiederum ausgestreut; denn er hätte sicherlich nur so lange Ruhe gehalten, bis er sein Kriegsheer wieder ganz in den alten Stand gebracht hätte. Aber die noch in Wien versammelten Monarchen erkannten die Gefahr sehr wohl; ernst und fest sprachen sie ihren unwiderruflichen Entschluß aus, daß Napoleon nicht auf dem Throne Frankreichs bleiben dürfe; und um dieses Wort kräftig durchzuführen, ergriff ganz Europa die eben niedergelegten Waffen wieder und große Heere sammelten sich an Frankreichs Gränzen. In den Niederlanden, am nächsten nach dem Meere zu, versammelte Wellington ein Heer von Engländern, Niederländern, Hannoveranern und Braunschweigern. Neben ihm an der Maas, nahm Blücher mit 100,000 Preußen seinen Stand. Am Mittelrhein sollten sich die Russen aufstellen; sie hatten aber einen weiten Weg und konnten nicht sobald am Platze sein. Der Fürst Schwarzenberg dagegen traf bald mit den Oestreichern, Baiern, Würtembergern u. s. w. am Oberrheine ein.

Die Schlacht bei Ligny, 16. Juni. — Napoleon gedachte sich der Preußen und Engländer durch einen raschen Angriff zuerst zu entledigen. Sie lagen, des Unterhalts wegen, in ihren Kantonirungen etwas weit auseinander; da brach Napoleon mit einem auserwählten Heere von 150,000 Mann grade gegen die Preußen hervor. Die verschiedenen Heerestheile konnten nicht alle sogleich vereinigt werden; allein der tapfere Blücher wollte doch nicht den ganzen Feldzug mit einem Rückzuge anfangen und nahm daher am 16. Juni bei Ligny die Schlacht an, obgleich er erst 80,000 Mann zusammen hatte. Er hatte hauptsächlich drei Dörfer besetzt, wovon Ligny das mittlere und wichtigste war. Um diese Dörfer wurde mit der heftigsten Anstrengung gestritten, besonders um Ligny, welches groß, aus Steinen gebaut und mit vielen Gartenmauern durchschnitten war. Fünf Stunden lang dauerte hier der Kampf um jedes Haus und jeden Garten; unaufhörlich rückten von beiden Seiten

neue Haufen in das Dorf, während von den Höhen diesseits und jenseits wohl 200 Stücke Geschütz in dasselbe hineinschmetterten. Kein Theil konnte dem andern das Dorf abgewinnen; aber von dem kleinen Preußenheere waren schon alle Abtheilungen im Gefechte gewesen und kein Rückhalt mehr vorhanden; Napoleon dagegen hatte seine Garde noch zur Stelle, und diese ließ er in der Dämmerung das Dorf umgehen, um die, welche darin waren, im Rücken anzufallen. Der alte Feldherr Blücher, den gefährlichen Augenblick erkennend, sammelte schnell einige Reiterhaufen, stellte sich selbst an ihre Spitze, und sein eignes Leben nicht achtend, jagte er den französischen Küraſsieren und Grenadieren zu Pferde entgegen. Aber die geringe Zahl seiner Reiter wurde zurückgeworfen und sein eigenes Pferd von einer Kugel durchbohrt. Nach einigen heftigen Sprüngen stürzte es zu Boden und der tapfere Greis lag betäubt unter ihm. Doch die gütige Hand der Vorsehung beschützte sein Leben; die französischen Küraſsiere sprengten vorüber und sahen ihn in der Dämmerung nicht; sie wurden von den Preußen zurückgeworfen und jagten noch einmal vorüber. Niemand war bei ihm, als sein treuer Begleiter, der Major Graf Nostitz; dieser rief sogleich Hülfe herbei, brachte mit Mühe den Feldherrn unter dem todten Pferde hervor und führte ihn auf einem Dragonerpferde glücklich zu den Seinigen. An diesem Augenblicke hing das Schicksal des ganzen Heeres, ja vieler Völker. Denn wenn der verehrte Feldherr umkam oder gefangen wurde, wer konnte das Heer in Ordnung zurückführen, wer seinen Muth so erhalten, daß es am zweiten Tage darnach schon wieder zu einer großen Schlacht ausrücken konnte? — Blücher vermochte es, unter seiner Leitung zog sich das Heer in der besten Ordnung zurück; alle Angriffe der französischen Reiter konnten das tapfere Fußvolk nicht aus der Fassung bringen, und Napoleon wagte es nicht, die Verfolgung weiter als eine halbe Stunde vom Schlachtfelde fortzusetzen. Indeß glaubte er doch die Preußen durch die verlorene Schlacht so muthlos gemacht, daß sie nur eiligst den Rückzug nach dem Rheine suchen würden, und schickte ihnen den Marschall Grouchy mit dem stolzen Befehle nach: „die Preußen in den Rhein zu stürzen!“ Er selbst wollte nun den englischen Feldherrn mit seiner Hauptmacht angreifen.

Ein Theil von Napoleons Heer hatte glücklicherweise an dem Kampfe gegen die Preußen nicht theilgenommen, sondern Napoleon hatte 42,000 Mann unter dem Marschall Ney gegen Quatrebras gesendet, um die Verbindung des englischen Heeres mit dem preußischen zu durchbrechen. Sie stießen aber auf den tapfern Widerstand von vereinigten Schaaren von Engländern, Niederländern, Hannoveranern und Braunschweigern, welche alle Angriffe, freilich nach hartem Kampfe und empfindlichem Verluste, zurückschlugen. Hier endigte der Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig, der stets für die Sache der deutschen Ehre und Freiheit gefochten hatte, sein Heldenleben, indem er mit seiner schwarzen Schaar dem ungestüm andringenden Feinde sich entgegenwarf. Eine Kugel durchdrang seine tapfere Brust, seine Braunschweiger rächten aber seinen Tod in dem Blute der Feinde.

Napoleons Rechnung in Absicht der Preußen war falsch angelegt; sie hatten keineswegs die Absicht, an den Rhein zurückzugehen; der alte Feldherr zog sich nur so weit zurück, als nöthig war, um dem englischen Heere wieder näher zu kommen, und als Wellington ihn in der Nacht auf den 18. Juni

fragen ließ, ob er ihm zwei Abtheilungen seines Heeres zu Hülfe schicken könne, wenn Napoleon ihn angreife, antwortete er: nicht mit 2 Abtheilungen, sondern mit seinem ganzen Heere wolle er kommen. Dann legte er sich wieder nieder und schlief; und am Morgen früh, als der Regen vom Himmel strömte, sprach er heiter: „Siehe da, unsere Alliirten von der Katzbach!" Dann gab er seine Befehle zum Aufbruch, um den Franzosen in die rechte Flanke zu marschiren.

Die Schlacht bei Belle-Alliance oder Waterloo, 18. Juni. — Wellington hatte seine Stellung vier Stunden südwärts von der großen Stadt Brüssel, auf den Hügeln von Mont St. Jean genommen, hinter sich den großen Soigner Wald. Napoleon dagegen nahm seinen Standpunkt auf einer Höhe bei der Maierei La belle Alliance, von wo er das ganze Schlachtfeld übersehen konnte. Er war froh, als er die Engländer auf ihren Hügeln in Schlachtordnung erblickte, denn er hoffte ganz fest, sie zu schlagen und seinen unversöhnlichen Haß gegen sie in ihrem Blute zu kühlen. Sobald der Regen etwas nachgelassen hatte, ließ er einige große Maierhöfe, die sie besetzt hatten, mit aller Macht angreifen, und da es ihm gelang, den einen davon zu erobern, so richtete er nun seinen Hauptangriff auf die Hügel, wo Wellington's Mittelpunkt stand. Er bestand aus Engländern, Schotten und Hannoveranern, letztere unter dem tapfern General Alten, welche im Jahre 1803 ihre Heimath verlassen hatten, als die Franzosen darin herrschten, und nun 12 Jahre lang fast in allen Ländern Europa's, in Italien, Portugal, Spanien und Frankreich, gegen diese Feinde des deutschen Vaterlandes gekämpft hatten. Hier sollten sie nun den letzten entscheidenden Kampf bestehen. — Napoleon ließ 80 Kanonen vorfahren und Fußvolk und Reiter zur Seite und dahinter gerade die Hügel hinanstürmen. Es war ein furchtbarer Angriff, und es gehörte ganz die kaltblütige Tapferkeit der englischen und deutschen Krieger, und die Feldherrngröße Wellingtons dazu, ihn auszuhalten. Aber die Reihen wankten nicht; wenn das heftige Feuer sie zerriß und viele Todte dahinstürzten, so schlossen sich die übrigen sogleich wieder dicht zusammen und feuerten unermüdet weiter; und wo die vortreffliche englische Reiterei irgend einen vortheilhaften Fleck zum Angriffe sah, da brach sie hervor und warf jedesmal die französischen Reiter zurück, die Hügel hinunter. Dreimal stürmten immer neue französische Angriffs-Kolonnen gegen den Hügel, dreimal waren sie nahe daran, die englische Schlachtreihe zu durchbrechen; allein in dem englischen Feldherrn, wie in dem Heere, war der Entschluß fest, an diesem Flecke zu siegen oder zu sterben.

Endlich jedoch hätte auch die tadelloseste Tapferkeit der Uebermacht unterliegen müssen; Napoleon, im Grimme über den hartnäckigen Widerstand, sammelte noch einmal einen noch stärkeren Angriffshaufen; seine Garde, die immer den Ausschlag geben mußte, sollte selbst den Angriff machen; Wellington dagegen hatte keine frische Truppen mehr und die ungeheure Anstrengung hatte die Seinigen fast gänzlich erschöpft. Seufzend sprach er: „Ich wollte, es wäre Abend, oder die Preußen kämen;" — und in diesem Augenblicke hörte er den Donner ihres Geschützes im Rücken der Franzosen. Mit Thränen der Freude in den Augen rief er: „Nun, da ist der alte Blücher!"

Die Preußen hatten sehr schlimme, vom Regen ganz verdorbene, Hohlwege gefunden. Nachmittags fünf Uhr waren, trotz aller Anstrengung, erst

zwei Brigaden von der Bülowschen Abtheilung am Saume des Waldes von Frichermont angekommen. Dennoch beschlossen die Feldherren, mit diesen ungesäumt anzugreifen, da sie die Engländer so im Gedränge sahen, und nun gings im Sturmschritte die Hügel hinunter. Sie fanden heftigen Widerstand, denn hier gerade stand der französische Rückhalt, der noch gar nicht im Gefechte gewesen war. Allein nun kamen auch ohne Aufenthalt immer frische Haufen der Preußen in die Schlacht; immer heftiger wurden die Franzosen in die Enge zusammengedrängt; und grade jetzt hatte auch Wellington, durch die Ankunft der Preußen belebt, den letzten Angriff von Napoleons Garden zurückgeschlagen. Von vorn drangen die Engländer von ihren Hügeln herunter, von der Seite und von hinten kamen die siegreichen Preußen. Da brach auf einmal der ganze französische Trotz zusammen und Angst und Schrecken traten an seine Stelle. „Rette sich, wer kann!" ertönte es von allen Seiten, und die Flucht wurde so allgemein und verworren, daß Hohe und Niedere wild durcheinander rannten und einzig auf die Erhaltung ihres Lebens dachten. — Bei dem Maierhofe Belle-Alliance trafen die beiden Feldherren, Blücher und Wellington, zusammen und umarmten sich, froh des von Gott geschenkten Sieges; und der General Gneisenau sammelte in Eile die nächsten Haufen leichten Fußvolks und Reiterei, um den flüchtigen Feind auch noch in der Nacht, beim Scheine des Mondes, zu verfolgen. Kein Augenblick der Ruhe wurde ihm gestattet, und wo sich noch ein Haufe in den Feldern und Wiesen gelagert hatte, wurde er durch ein paar Kanonenschüsse, das Wirbeln der Trommeln und den Klang der Flügelhörner alsbald aufgeschreckt und auseinander getrieben. In dem Städtchen Jemappe hatte sich Napoleon selbst mit mehreren Generalen gesammelt und wollte eine Stunde in seinem Wagen ausruhen. Plötzlich dringen auch hier die Preußen ein, scheuchen Alles in die Flucht und Napoleon muß so eilig aus seinem Wagen springen, daß er Hut und Degen im Stich läßt. Im Getümmel der Nacht kann er nur eben sein Leben retten. — So war ihm nun der eigne Degen mit Gewalt aus den Händen gewunden, und sein Heer fast nichts, wie ein Haufe von Flüchtigen, die sich in ihre Heimath zerstreuten. Da legte er, am vierten Tage nach der Schlacht, seine Krone zum zweitenmale nieder und eilte nach der Meeresküste, um vielleicht auf einem Schiffe in einen andern Welttheil zu entkommen. Die verbündeten Feldherren aber verfolgten so rasch auf dem geradesten Wege ihren Siegeslauf nach Paris, daß sie schon am elften Tage nach der Schlacht vor dessen Thoren standen. Durch mancherlei Vorspiegelungen wollten die, welche darin waren, sie zwar gern zurückhalten, sie aber machten sich zum Sturme bereit, und da ergab sich die Stadt am 7. Juli.

Bald kamen auch die verbündeten Herrscher nach Paris, setzten den König Ludwig XVIII. wieder ein, und schlossen mit ihm zum zweitenmale Frieden am 20. Nov. 1815. Frankreich mußte noch einige kleine Landstriche, die Stadt Paris aber die aus aller Welt zusammengeraubten Kunstwerke herausgeben, ferner mußten große Geldsummen als Kriegsentschädigung bezahlt werden, und was den französischen Stolz am härtesten niederbeugte, es blieben von nun an noch drei Jahre lang 150,000 Mann verbündeter Truppen in Frankreich und hielten die wichtigsten Festungen besetzt, um den König, so wie ganz Europa, gegen neue Verrätherei zu schützen.

Napoleon hatte gehofft, auf einem amerikanischen Schiffe entfliehen zu können; als dieses mißlang, ergab er sich den Engländern, die vor dem Hafen von Rochefort mit ihren Schiffen Wache hielten. Um ihn von nun an für Europa's Ruhe ganz unschädlich zu machen, wurde er weit weg, mitten in das große Weltmeer, auf eine ganz einsame Insel, St. Helena, wohl 800 Meilen von Europa, gebracht und dort auf das schärfste bewacht. Nach sechs einsamen Jahren ist er dort am 5. Mai 1821 gestorben und vor den höhern Richterstuhl gefordert.

103. Der neue deutsche Bund.

Auf dem Wiener Congresse, dessen schon oben gedacht ist, war auch für unser Vaterland eine neue Verfassung festgesetzt worden. Das Kaiserthum war durch den rheinischen Bund, dieser selbst durch Napoleons Fall aufgelöst; jetzt wurde am 8. Juni 1815 ein neuer deutscher Bund aufgerichtet, aus selbstständigen Gliedern bestehend, welche unter sich gleich an Rang, ohne ein gemeinschaftliches Oberhaupt, aber durch die Gesetze des Bundes und eine Bundesversammlung zu Frankfurt am Main vereinigt sein sollten.

Die Grundgesetze des Bundes waren folgende: Zwischen den Gliedern des Bundes soll ewig Friede und Freundschaft sein; wenn Streitigkeiten entstehen, so sollen sie durch die Bundesversammlung geschlichtet werden und keiner soll sein Recht mit den Waffen suchen; gegen auswärtige Feinde aber stehen alle für einen Mann, und stellen, nach ihren Kräften, ihren Theil zum Heere, welches unter einem Bundesfeldherrn stehen wird. Dieses Heer soll 300,000 Mann stark sein, wozu Oestreich 94,000 Mann, Preußen 79,000, Baiern 35,000 und so nach Verhältniß die übrigen beizutragen haben.

Alle christlichen Religionsparteien sollen in den Bundesstaaten gleiche Rechte haben und, was die Regierung der Länder betrifft, so wird in jedem derselben eine landständische Verfassung stattfinden.

Die Glieder des Bundes waren 39, nämlich: Oestreich, Preußen, Baiern, Sachsen, Hannover, Würtemberg, Baden, Churhessen, Großherzogthum Hessen, der König von Dänemark als Herzog von Holstein, der König der Niederlande als Herzog von Luxemburg, Braunschweig, Meklenburg-Schwerin, Nassau, Sachsen-Weimar, Sachsen-Koburg, Sachsen-Gotha, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Hildburghausen, Meklenburg-Strelitz, Oldenburg, Anhalt-Dessau, Anhalt-Bernburg, Anhalt-Köthen, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Hohenzollern-Hechingen, Lichtenstein, Hohenzollern-Sigmaringen, Waldeck, Reuß älterer Linie, Reuß jüngerer Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe, Hessen-Homburg, freie Städte: Lübeck, Frankfurt, Bremen, Hamburg.

104. Die Jahre 1816 bis 1848.

Das Jahr 1816 war seit einem Vierteljahrhundert das erste, welches in völligem Frieden für Europa verfloß; aber kaum vier Jahre währte diese Ruhe, da wurde schon wieder das Losungswort zu neuen Ausbrüchen gegeben, welche in ihren Folgen bis auf den heutigen Tag fortdauern und in den meisten

Ländern die Menschen, welche sich so gern den Segnungen eines allgemeinen Friedens hingeben möchten, in steter Furcht vor neuen großen Unruhen erhalten.

1. Spanien. Am Neujahrstage 1820 nämlich stand ein Theil der spanischen Armee, der in Cadix zum Einschiffen nach Amerika versammelt war, gegen die bisherige Verfassung des Landes auf und verlangte eine freie Verfassung, freier selbst, als die von England und Frankreich waren. Der König Ferdinand VII. der nach Napoleons Sturz in sein Reich zurückgekehrt war, konnte dem Willen seines Heeres, welchem bald die meisten großen Städte beitraten, nicht widerstehen und mußte sich der Leitung der herrschenden Partei überlassen. Bald folgte das Heer in dem Nachbarlande Portugal, und eben so im Königreich Neapel in Italien, dem Beispiele der Spanier. Die Herrscher dieser Länder mußten dem ungestümen Verlangen nach neuen Verfassungen gezwungen nachgeben. Durch ganz Italien verbreitete sich nun eine gleiche Aufregung der Gemüther und im Jahr 1821 kam auch im Königreich Piemont, durch einen Aufstand des Heeres in Turin, eine Veränderung der Regierungsweise zu Stande. Allein schon waren die Herrscher von Oestreich, Preußen und Rußland zuerst in Troppau, und dann in Laibach zusammengetreten, um die Maßregeln zu berathen, wie Europa vor neuen Umwälzungen zu beschützen sei. Der Kaiser von Oestreich übernahm die Beruhigung Italiens und seine Heere brachten in diesem Jahre 1821 schnell und leicht sowohl Neapel, als Piemont, zu der alten Ordnung zurück. Und als auch in Spanien, trotz der neu eingeführten Verfassung, keine Ruhe kommen wollte, sondern vielmehr ein verderblicher Bürgerkrieg sich entspann, so versammelten sich die drei verbündeten Monarchen 1822 von Neuem in Verona und willigten ein, daß Frankreich die königliche Gewalt in dem zerrütteten Lande jenseits der Pyrenäen wieder herstellte. Am 7. Mai 1823 gingen die französischen Heere über den Gränzfluß Bidassoa, zogen schon am 23. in die Hauptstadt Madrid ein und verfolgten die Gegenpartei, welche den König Ferdinand immer mit sich führte, bis nach der Festung Cadix, welche auf der äußersten südwestlichen Landzunge Europa's liegt. Die Stadt mußte sich ergeben und den König freilassen. Dieser setzte sich nun in den Besitz der unumschränkten königlichen Gewalt wieder ein und vernichtete alle Beschlüsse vom Jahre 1820 an, seit die Freiheits-Partei geherrscht hatte. Das Land genoß darauf ein Jahrzehend hindurch ziemliche Ruhe, obwohl der Parteihaß fortwährend eine innere Spannung erhielt, bis der König Ferdinand am 29. September 1833 starb, nachdem er das Hausgesetz über die Erbfolge geändert, seine noch nicht dreijährige Tochter Isabella zu seiner Nachfolgerin und seine Gemahlin Christine zur vormundschaftlichen Regentin eingesetzt hatte. Bald erhob sich in den baskischen Provinzen im Nord-Osten Spaniens ein Aufruhr für den Bruder des Königs, Don Carlos, welcher der rechtmäßige Erbe des Reichs zu sein behauptete, und es entstand ein blutiger Bürgerkrieg, der das unglückliche Land bis zum Jahr 1839 mit einer Wuth und Grausamkeit zerfleischt hat, wie sie nur bei den Leidenschaften der südlichen Völker möglich sind. In dem gedachten Jahre jedoch mußte Don Carlos, von dem größten Theile seiner Anhänger verlassen, nach Frankreich fliehen, wo er, damit er nicht neue Unruhen in Spanien erregen könnte, zu Bourges einen Aufenthalt bekam, den er nicht verlassen durfte.

Von da an regierte die Königin Christine als Vormünderin ihrer

Tochter fort; allein der schwache Arm einer Frau war nicht im Stande, die Zügel des in Leidenschaften aufgeregten Volkes zu halten: auch sie mußte im Herbste 1840 Spanien und ihre beiden Töchter verlassen, welche unter der Regentschaft des Generals Espartero zurückblieben. Es folgte nun eine Umwälzung nach der andern, je nachdem ein kühner Anführer einen Theil der Armee zu gewinnen wußte, bis im J. 1844 die vierzehnjährige Isabella mündig erklärt und im J. 1846 ihrem Vetter, Don Francisco de Assis, vermählt wurde. Der General Narvaez, der die Hauptleitung der Geschäfte hatte, stellte nach und nach die Ruhe leidlich wieder her.

2. Portugal. In dem Nachbarlande Portugal ist es eine Zeitlang eben so unruhig zugegangen, wie in Spanien. Nach des Königs Johanns VI. Tode (1826) fiel das Reich an seinen ältesten Sohn Don Pedro, der Kaiser in Brasilien war. Dieser ließ dasselbe einige Jahre durch seine Schwester als Regentin verwalten und ernannte dann seine noch unmündige Tochter Donna Maria zur Königin, für welche sein Bruder Don Miguel einstweilen Reichsverweser sein sollte. Allein dieser, selbst die Krone begehrend, ließ sich im Jahre 1828 zum unumschränkten König von Portugal ausrufen. Don Pedro war aber nicht Willens, ihn ruhig in dem angemaßten Besitze zu lassen, und als er im Jahre 1831, durch eine Revolution aus Brasilien vertrieben, selbst nach Europa kam, warb er mit den mitgebrachten Schätzen ein kleines Heer und rüstete eine Flotte aus, landete 1832 in Portugal und vertrieb seinen Bruder nach einem Kampfe von beinahe 2 Jahren, gänzlich aus dem Lande. Seine Tochter, Donna Maria wurde von den europäischen Mächten anerkannt und, nachdem ihr Vater 1835 gestorben war, im folgenden Jahre mit dem Prinzen Ferdinand von Sachsen-Koburg vermählt. Sie hat, unter dem Wechsel guter und böser Zeiten, wie sie unser Zeitalter vorzugsweise mit sich zu bringen liebt, bis zu ihrem Tode im J. 1853 regiert und die Freude gehabt, daß sich ihr an Hülfsquellen so reiches Land nach und nach wieder erholt hat. Ihr folgte ihr noch minderjähriger Sohn Pedro V. unter der Vormundschaft seines Vaters. Aber auch Don Pedro starb schon 1861 und ihm folgte sein Bruder Don Luis I.

3. Griechenland und die Türkei. Eben so blutig wie im südwestlichen Europa, ist auf dem andern Ende im Südosten gestritten worden. Im Jahre 1821 nämlich erhob sich der Aufstand der Griechen gegen die Oberherrschaft der Türken, unter deren Joch sie vor bald 400 Jahren gekommen waren. Sie wollten wieder ein freies und selbstständiges Volk werden, wie sie vom höchsten Alterthume herab bis zum Jahre 1453, da die Türken Konstantinopel eroberten, gewesen waren; und es gelang ihnen im ersten Feuer der Begeisterung, einen Theil Griechenlands frei zu machen und gegen die Angriffe der Türken zu Wasser und zu Lande die ersten Jahre hindurch zu vertheidigen. Allein ihre Zahl und Macht war doch zu gering gegen die ihrer Unterdrücker. Mit Noth und Gefahr hatten sie immer mehr zu kämpfen, und was das Schlimmste war, sie selbst bewiesen, trotz einzelner kühner Thaten und hochherziger Männer, nicht diejenige Einigkeit, Tugend und Aufopferung, welche einzig in einem so schweren Kampfe bestehen können. In der langen Knechtschaft war das arme Volk vielfach entartet. Es hätte auch sicher endlich der Gewalt unterliegen müssen; wenn sich nicht im Jahre 1827 drei der großen Mächte Europa's, England, Rußland und Frankreich, des

unglücklichen Volkes angenommen und einen Bund geschlossen hätten, den Frieden in diesem Theile Europa's herzustellen. Von einem Frieden aber, der den Griechen einige Selbstständigkeit gewährte, wollten die trotzigen Türken nichts wissen, sondern setzten ihre grausamen Verwüstungen des griechischen Landes fort. Da zerstörten die Anführer der verbündeten Flotten in der denkwürdigen Schlacht von Navarino am 20. Oktober 1827 die ganze türkisch-ägyptische Flotte, um den Zerstörern die Mittel zu nehmen, immer neue Schaaren nachkommen zu lassen.

Im folgenden Jahre 1828 griff der Kaiser Nikolaus von Rußland die Türken auch zu Lande mit seiner ganzen Macht an, eroberte mehrere Festungen an der Donau und drang bis an das große Baikal- oder Balkan-Gebirge vor, welches die Türken immer als eine Vormauer ihrer Hauptbesitzungen in Europa betrachtet haben. Allein dieser Glaube sollte vernichtet werden. Im Jahr 1829 überstieg der russische Feldmarschall Diebitsch, nachdem er die Türken bei Schumla geschlagen hatte, mit Kühnheit und Schnelligkeit auch diese Gebirgsketten, rückte vor die zweite Hauptstadt des Reiches, Adrianopel, welche sich ihm ohne Schwertstreich ergab, war im Begriff, Konstantinopel selbst anzugreifen; der Augenblick schien gekommen zu sein, daß die Türken wiederum aus Europa, welches sie vor Jahrhunderten als Eroberer betreten hatten, vertrieben würden. Da gewährte ihnen die Mäßigung des Kaisers Nikolaus einen wahrhaft groß-müthigen Frieden zu Adrianopel, den 14. September 1829, nach welchem die Türken nur einige Festungen in Asien abtreten, die Kriegskosten ersetzen, die alten Traktate bestätigen und die Schifffahrt durch die Dardanellen freigeben mußten.

Griechenland war im Jahre 1828 durch ein französisches Heer, welches der König Karl X. dorthinschickte, ebenfalls von den Türken und Aegyptiern befreit worden und wählte zu seinem Präsidenten den Grafen Kapodistrias, der zunächst bürgerliche Ordnung und Thätigkeit in dem ganz zerrütteten Lande herstellen und einem, von den europäischen Mächten zu wählenden, Könige Griechenlands den Boden bereiten sollte. Dieser kraftvolle Mann — ein geborner Grieche, hat die Regierung des Landes, nachdem der zum Könige bestimmte Prinz Leopold von Sachsen-Koburg die Krone ausgeschlagen hatte, drei Jahre hindurch geführt; er hat sich bemüht, das verwilderte Volk an die Beschäftigungen des Friedens zu gewöhnen; und manches schien ihm glücklich zu gelingen, obgleich der wilde Sinn der Parteianführer ihm fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg legte; aber plötzlich wurde er am 9. Oct. 1831, als er eben in die Kirche treten wollte, durch die Hand zweier Meuchelmörder getödtet. Schon drohte die allgemeine Unordnung wieder überhand zu nehmen, als die verbündeten Mächte den zweiten Sohn des Königs von Baiern, Otto, zum Könige von Griechenland auserkoren. Am 6. Febr. 1833 hielt der junge 16jährige König seinen Einzug in die damalige Hauptstadt Nauplia, verlegte aber später seinen Sitz nach Athen, der berühmtesten Stadt des griechischen Alterthums, und arbeitete bald als mündiger Herrscher mit treuer Liebe für sein Volk daran, die Spuren der langen Knechtschaft auszutilgen und Glück und Wohlstand herzustellen.

4. Frankreich. Nachdem so vieles Unglück, welches seit der ersten Revolution von Frankrech aus über die Welt gekommen war, glücklich überwunden schien und alle Gutgesinnten sich eben der Hoffnung besserer Zeiten überließen, erscholl plötzlich das Wort Revolution von neuem aus eben

diesem Lande und von der Stadt aus, welche auch vor vierzig Jahren diesen Schreckensruf in die Welt gesandt hatte. Die Minister Karls X. von Frankreich, welche einem großen Theile des französischen Volkes verhaßt waren, hatten, um ihren Willen gegen den der Kammern durchzusetzen, mehrere Ordonnanzen (Verordnungen) des Königs veranlaßt, wodurch einzelne Artikel der Verfassung verletzt waren; da erhob sich am 27., 28. und 29. Juli 1830 ein Aufstand des Volkes in Paris, der Widerstand der Truppen wurde nach blutigem Kampfe überwältigt, der König mußte mit seiner ganzen Familie Frankreich verlassen, und ein neuer König, der Herzog von Orleans, wurde als Ludwig Philipp auf den Thron gesetzt. Ganz Frankreich folgte der Hauptstadt, und die Einigkeit des Landes bewog die übrigen Mächte, den neuen König allgemein anzuerkennen. Mit vieler Klugheit hat derselbe 18 Jahre hindurch seine schwere Aufgabe durchgeführt und nicht nur sich selbst auf dem Throne behauptet, sondern auch sehr viel dazu beigetragen, den allgemeinen Frieden in Europa vorsichtig zu erhalten. Beides war in der That nicht leicht. In Frankreich herrschte noch lange der Geist der Zügellosigkeit in solchem Maße, daß in Paris, Lyon und anderen Städten mehrmals offenbare Aufstände ausbrachen und daß wiederholte meuchelmörderische Anfälle auf das Leben des Königs und der Prinzen gemacht wurden.

Ein großes Unglück für die Familie Orleans war der im Jahre 1842 durch einen Sturz aus dem Wagen herbeigeführte Tod des dereinstigen Nachfolgers auf dem Throne, des Herzogs von Orleans, welcher die Neigung der Nation am meisten für sich hatte. Diese Neigung wendete sich von nun an immer mehr von dem Könige und seinem Hause ab; man beschuldigte ihn des eigennützigen Strebens für sein Haus und der zunehmenden Neigung zur willkürlichen Herrschaft. Aber eben so sehr wirkten andere, aus dem Innern der bürgerlichen Gesellschaft hervorgehende, Ursachen zur Auflösung der Bande, die das Volk mit dem Königthum verknüpften, und führten zu dem neuen Umsturz des Jahres 1848, der später erzählt werden soll.

Als eine wichtige Erwerbung für Frankreich ist noch der Eroberung von Algier im nördlichen Afrika zu gedenken. Kurz vor der Entthronung des Königs Karls X. hatte dieser, im Juni 1830, in einem Streite mit dem Dey von Algier eine Flotte und ein Heer nach der afrikanischen Küste gesendet; nach kurzem Widerstande wurde die Hauptstadt Algier mit der Umgegend erobert, der Dey abgesetzt und aus dem Lande weggeführt. Ludwig Philipp durfte das Ehrgefühl der französischen Nation nicht durch Zurückziehung des Heeres verletzen, obgleich es sehr zweifelhaft war, ob der dauernde Besitz des nördlichen Afrika ein Gewinn für Frankreich sein werde; denn es war vorauszusehen, daß der Kampf mit den freiheitsliebenden arabischen Volksstämmen umher sehr langwierig sein und viel Menschen und Geld kosten werde. Und so hat es sich auch ausgewiesen. Die Franzosen haben fast ununterbrochen Krieg führen und eine Armee von 60 bis 80,000 Mann in Afrika mit schweren Kosten unterhalten müssen. Sie haben zwar ihre Herrschaft ziemlich weit ausgedehnt und Colonien im Lande angelegt; aber diese waren nur mit den Waffen in der Hand zu schützen; der Krieg hat viele tausend Menschenleben gekostet; ein tapferer Emir, Abdel-Kader, hat den Franzosen nicht Rast noch Ruhe gegönnt; auch mit dem Kaiser von Marokko haben sie Krieg führen müssen; und erst, nachdem im J. 1847 Abdel-Kader,

von den Marokkanern und Franzosen hart gedrängt, sich dem Sohne Ludwig Philipps, dem Herzog von Aumale, ergeben hatte und gefangen nach Frankreich geführt war, ist ein ruhigerer Zustand eingetreten. Gleichwohl muß gegen die umherwohnenden arabischen Stämme noch immer ein ansehnliches Heer in Afrika gehalten werden und kostet jährlich viele Millionen. Erst wenn es gelingt, diese Stämme einigermaßen mit der französischen Herrschaft auszusöhnen und die Kräfte des zum Theil sehr fruchtbaren Bodens mit Hülfe europäischer Colonisten zu entwickeln, kann diese Provinz im nördlichen Afrika dieselbe und eine noch größere Wichtigkeit für den Welthandel gewinnen, als die Südspitze Afrika's, das Capland am Vorgebirge der guten Hoffnung, in Englands Händen schon gewonnen hat.

5. Belgien. Schon im August 1830 brach in Folge der Pariser Revolution auch ein Aufruhr gegen den König der Niederlande in Brüssel aus und verbreitete sich bald über die durch den Wiener Congreß mit dem alten Holland vereinigten belgischen Provinzen. Ein Angriff der Holländer auf Brüssel mißglückte; auch in Antwerpen und andern Orten floß Blut; der Widerwille der Belgier gegen die oranische Herrschaft zeigte sich so entschieden bei der Mehrzahl der katholischen Bevölkerung, daß selbst der König von Holland und die holländischen Stände die Wiedervereinigung mit so unwilligen Provinzen nicht wünschen konnten, und daß auch die übrigen Mächte, um von diesem Flecke aus keinen neuen europäischen Krieg ausbrechen zu sehen, lieber die Trennung beider Länder anerkannten. Im Jahre 1831 hat sich Belgien in der Person desselben Prinzen Leopold von Koburg, der schon die griechische Krone ausgeschlagen hatte, einen König gewählt. Der Versuch Hollands in demselben Jahre, durch Waffengewalt sein Recht geltend zu machen, war durch Frankreichs bewaffnete Dazwischenkunft verhindert und 1832 sogar die Citadelle von Antwerpen, welche die holländischen Truppen noch besetzt hielten, durch ein französisches Heer nach harter Belagerung dem belgischen Königreiche erobert. Und endlich hat der feste Wille der großen Mächte, daß zwischen beiden Ländern Friede sein solle, bewirkt, daß Holland und Belgien ihre Streitigkeiten verglichen haben und friedlich neben einanderstehen.

6. Polen. Ein zweiter Schauplatz, und zwar eines noch blutigern Kampfes, ist das Königreich Polen gewesen, welches seit 1815 einen Theil des russischen Reiches ausgemacht hatte. Hier brach im November 1830, und zwar in der Hauptstadt Warschau, eine Empörung gegen die russische Herrschaft aus, welche schnell das ganze Land ergriff und um so mehr Kraft gewann, als ein geordnetes polnisches Heer vorhanden war, welches sich mit dem Volke, unter der Theilnahme des gesammten Adels des Landes, zum Kampfe auf Tod und Leben verband. Dieser Kampf ist auch ein Jahr hindurch gegen die große russische Macht mit der höchsten Kraftanstrengung und und mit oft wechselndem Erfolge geführt worden; Rußland hat den Kern seiner Heere und seine besten Anführer nach Polen schicken müssen; der eine derselben, der Besieger der Türken, Graf Diebitsch Sabalkansky, ist unter den Anstrengungen und Gemüthsbewegungen dieses Kampfes erlegen, und sein Nachfolger, der Graf Paskewitsch von Erivan, hat das Land erst dann unterworfen, nachdem er die Hauptstadt von allen Seiten umgangen, die polnischen Heere getrennt, und Warschau nach blutigem Sturme erobert hatte.

Da sind die Ueberreste des polnischen Heeres zum Theil durch Oestreich, zum Theil durch Preußen einer fremden Heimath zugewandert; die Mehrzahl der Gemeinen hat aber die vom Kaiser Nikolaus gewährte Amnestie zur Rückkehr in das Vaterland benutzt. Um das Land fortan im strengeren Gehorsam zu halten, wurde die frühere selbstständige Verfassung Polens aufgehoben und das Land im Februar 1832 zu einer wirklichen Provinz des russischen Reiches gemacht.

7. Italien. Das Beispiel Frankreichs im J. 1830 mußte auch auf Italien wirken, wo des Brennstoffes noch immer genug war. In mehreren Orten des päpstlichen Gebietes und einigen der kleineren Fürstenthümer brachen Aufstände aus; allein es war keine Kraft und kein Zusammenhang in ihnen und durch das Einrücken östreichischer Truppen wurde die Ruhe bald hergestellt. Um sie zu erhalten, hielten dieselben mehrere Jahre hindurch die Stadt Bologna, französische Truppen dagegen den päpstlichen Seehafen Ancona besetzt. — Nach und nach behielt aber auch in Italien der Geist der Ruhe und Ordnung wieder mehr die Oberhand und die Völker fingen an, ihr Augenmerk auf die Verbesserung ihrer äußern Lage durch Fleiß, Betriebsamkeit und öffentliche Anlagen zu richten. Der Handel blühte in den Seestädten wieder auf, und indem die östreichische Regierung in Ober-Italien mit großartigem Beispiele voranging, wurde dort und in einigen andern Theilen der Halbinsel auch das innere Land durch Eisenbahnen in eine leichtere und schnellere Verbindung gebracht.

Eine große Hoffnung auf eine neue Belebung und Erhebung Roms, wie ganz Italiens, blühte auf, als im J. 1846, nach dem Tode des Papstes Gregors XVI., der Kardinal Mastai Ferretti als Pius IX. auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde und seine Regierung mit Abschaffung veralteter Mißbräuche, glücklichen Veränderungen in der Verwaltung des Kirchenstaates und einer allgemeinen Amnestie für politische Verbrechen seit dem J. 1831 begann. Ein ungemessener Jubel empfing diese Vorboten einer besseren Zeit und das Volk erhob seinen Papst bis zu den Sternen. Dieser umgab sich mit aufgeklärten und wohlgesinnten Männern, wählte sogar weltliche Minister, was bis dahin im Kirchenstaate unerhört gewesen war, setzte die Jesuiten sichtlich zurück und berief, um die Bedürfnisse seiner Länder kennen zu lernen, Abgeordnete aller Provinzen zu einer Staatsconsulta nach Rom. Ein neues Leben erwachte; die übrigen italienischen Länder richteten mit der größten Spannung ihre Blicke nach Rom; der Name Pius IX. erscholl in allen Städten und Landschaften Italiens und man erwartete von seiner Regierung ein neues Zeitalter für die ganze Halbinsel beginnen zu sehen. Aber schon im J. 1847 zeigten sich bedenkliche Spuren eines überstürzenden Ungestüms in den leidenschaftlichen Völkern dieses seit Jahrhunderten verworrenen Landes, und das Jahr 1848 zerstörte völlig wieder die Hoffnung auf eine ruhige Entwicklung besserer Zustände, die nur durch Ernst, Besonnenheit und Eintracht gewonnen werden können.

8. Die Schweiz. Auch der sonst so friedliche und glückliche Boden der Schweiz wurde durch die Folgen der französischen Revolutionen, sowohl der ersten als dieser zweiten, in ein Land der Zwietracht verwandelt. Es standen Eiferer für das Alte und für das Neue auf, und die ruhige Entwicklung des Bürgerglückes, welches nur aus der Wurzel der Eintracht her-

vorwachsen kann, wurde gestört. Dazu war die Schweiz längere Zeit der Sammelplatz vieler unruhigen Köpfe fast aus allen europäischen Ländern, welche wegen ruhestörender Unternehmungen oder Grundsätze ihr Vaterland verlassen mußten. Sie haben von der Schweiz aus sogar bewaffnete Einfälle in benachbarte Länder versucht. Mit mißtrauischer Wachsamkeit mußten daher auch die Nachbarstaaten, besonders die angränzenden deutschen Länder, stets die Schweiz im Auge halten. Als Folge der innern Uneinigkeit hat sich der Kanton Basel in zwei, Stadt- und Landschaft Basel, getrennt, und mehrere andere Kantone haben wiederholte Umwälzungen ihrer Verfassung erfahren.

9. Deutschland. Wir haben die obige gedrängte Uebersicht der Unruhen und Umwälzungen in einem bedeutenden Theile Europa's, obwohl sie streng genommen nicht zu unserer deutschen Geschichte gehört, hier gegeben, um das Verständniß der Geschichte unseres Vaterlandes, zu welcher wir jetzt zurückkehren, zu erleichtern. Denn so ist jetzt der Zustand der Welt beschaffen, daß eine wichtige Veränderung, die in irgend einem Lande Europa's, ja selbst in andern Welttheilen, vorgeht, nicht ohne Einfluß auf die übrigen Länder bleibt, namentlich auf Deutschland, welches in der Mitte Europa's gelegen ist und durch seine beiden Großmächte, Oestreich und Preußen, gar leicht in die Welthändel mit verflochten wird. Die Leichtigkeit ferner des Verkehrs, selbst auf weite Entfernungen hin durch Eisenbahnen und Telegraphen, die Berührung der Völker durch diesen Verkehr, die Schnelligkeit der Verbreitung von gedruckten und schriftlichen Mittheilungen, von Zeitungen und Büchern, die Verbreitung der Sprachkenntnisse unter den gebildeten Klassen der Völker, dies Alles hat bewirkt, daß ein lebhafter und mit anregender Kraft ausgestatteter Gedanke fast mit der Schnelligkeit des Blitzes von einem Ende Europa's bis zum andern die Gemüther bewegen und die Leidenschaften entzünden kann. Die Völker sind gleichsam in eine große Familie gebracht, deren Lebensgefühl von einem Gliede zum andern sich fortpflanzt.

Die Hauptbegebenheiten, die unser Vaterland in den Jahren 1816 bis 1848 betroffen haben, sind im Ueberblick folgende:

Die ersten Jahre, nachdem die Kriegsstürme beschwichtigt worden, die Jahre 1816 und 17, waren in anderer Weise noch immer voller Beschwerde und Noth. Der Sommer von 1816 war durch unaufhörlichen Regen so verderblich für die Früchte des Feldes, daß, nachdem die alten Vorräthe aufgezehrt waren, im J. 1817 ein unerhörter Mangel entstand. Ohne die Hülfe der Regierungen und den Eifer der einzelnen Gemeinden, welche aus weiter Ferne über das Meer Brodkorn herbei schafften, wären vielleicht tausende von Menschen vor Hunger umgekommen, wie oft in ältern Zeiten, wo solche verständige Anordnung fehlte; und ohne die Geduld und Rechtschaffenheit des Volkes möchte, wegen der gewaltigen Noth, an manchen Orten Aufruhr und Mord entstanden sein. Aber das deutsche Volk hat sich durch Gemeinsinn, der zu helfen, und durch Genügsamkeit, welche das Unvermeidliche zu tragen versteht, in diesen Jahren eben so ausgezeichnet, als durch Vaterlandsliebe und Muth in den Jahren des Krieges.

Seit jener Zeit hat der Himmel die Ernten viele Jahre hindurch gesegnet, daß es nicht wieder mangelte; und durch Thätigkeit und Fleiß, durch Erfindungen und Verbesserungen aller Art, nahm der Wohlstand zu und stärkte sich das Vertrauen zu der eigenen Kraft. Am wesentlichsten trug zu dieser

günstigen Entwicklung der im J. 1829 zwischen Preußen, Darmstadt, Würtemberg und Baiern zuerst abgeschlossene Zollverein bei, der sich nach und nach über den größten Theil Deutschlands, mit Ausnahme der östreichischen Länder und der norddeutschen Küstenstaaten Holstein, Mecklenburg und der Hansestädte, ausbreitete und bald 20, zuletzt über 31 Millionen Menschen umfaßte. Diese Millionen standen als ein geschlossenes Ganze da; die gehässigen Grenzsperren der deutschen Länder gegen einander, welche durch den Schleichhandel die Sittlichkeit der Grenzbewohner untergruben, konnten wegfallen; die Betriebsamkeit der eigenen Unterthanen konnte durch große Maßregeln gegen die Beeinträchtigung des Auslandes geschützt werden. Für die Verbindung der Länder wurde durch Landstraßen, Kanäle, Dampfschiffe, und Eisenbahnen immer umfassender gesorgt, und mit Erstaunen sah das Ausland die inneren Kräfte der deutschen Länder im raschen Fortschritte sich entwickeln. Der stolze Engländer und der selbstgefällige Franzose mußten wider Willen erkennen, daß Deutschland, wenn es mit vereinigter Kraft auf Ein Ziel hinarbeiten will, mit jedem Volke in der Welt in die Schranken treten kann.

Das erwachte Selbstgefühl des deutschen Volkes zeigte sich in überraschender Weise, als die Franzosen, im J. 1840 durch den ehrgeizigen Minister Thiers angereizt, Miene machten, mit dem übrigen Europa Streit anzufangen und zwar wegen des Vicekönigs Mehemed Ali von Aegypten, welcher sich gegen seinen Oberherrn, den türkischen Sultan, aufgelehnt und schon mehrere türkische Provinzen in Asien erobert hatte. Die Engländer, Russen und Oestreicher wollten denselben in sein Land Aegypten zurückgewiesen wissen, Frankreich aber glaubte ihn beschützen zu müssen, rüstete ein Heer aus und ließ nicht undeutlich merken, daß es, weil es mit seinen Flotten doch nicht viel ausgerichtet haben würde, sich am Rheine schadlos halten werde. Aber der bloße Gedanke an einen solchen Angriff der Franzosen regte jedes Herz in Deutschland zum Unwillen auf; mit der größten Bereitwilligkeit erklärte jeder Fürst seine Zustimmung, daß das deutsche Bundesheer bei dem ersten Rufe des Vaterlandes in's Feld gestellt werden müsse, und die öffentliche Stimme, besonders unter den zunächst bedrohten Bewohnern des Rheines, billigte jede Maßregel des Ernstes mit solcher Entschiedenheit, daß diese den Franzosen unerwartete Volksstimmung in Deutschland gewiß nicht wenig dazu beigetragen hat, ihre Kriegslust zu dämpfen. Während sie zögerten, einen so gefährlichen Kampf zu beginnen, wurde der Streit im Orient durch das rasche und kräftige Einschreiten der Engländer schnell beigelegt, die in Vereinigung mit einer östreichischen Flotille die syrischen Küsten den Aegyptiern entrissen und zuletzt das für unüberwindlich gehaltene St. Jean d'Akre, an welchem einst Napoleons Einfall in Syrien gescheitert war, am 3. November in den Grund schossen. Mehemed Ali wurde auf Aegypten beschränkt und Frankreich mußte das Geschehene geschehen sein lassen.

In eben diesem Jahre 1840 starb der gerechte König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, nachdem schon 5 Jahre früher sein biederer Freund, der Kaiser Franz, ihm vorangegangen war. In Oestreich folgte Ferdinand I., in Preußen Friedrich Wilhelm IV. Die begeisterten Worte des letztern bei den Huldigungen in Königsberg und Berlin, welche seine warme Liebe zu dem gesammten deutschen Vaterlande aussprachen, in dem Augenblicke, als ein Kampf mit Frankreich bevorzustehen schien, trugen nicht wenig dazu bei, die Gemüther mit Zuversicht zu erfüllen.

Auch in mehreren andern deutschen Ländern war ein Wechsel der Regenten eingetreten.

In Würtemberg folgte schon im J. 1816 auf König Friedrich sein Sohn Wilhelm I.;

In Baiern 1825 auf Maximilian König Ludwig;

In Sachsen 1827 auf Friedrich August König Anton, und 1836 auf diesen König Friedrich;

In Weimar 1828 auf Karl August der Großherzog Karl Friedrich;

In Hannover auf Georg III. 1820 Georg IV., dann 1830 König Wilhelm IV., und auf diesen 1837 Ernst August. Die hannoversche Krone wurde von der englischen getrennt, weil in England eine Frau, die Königin Victoria, zur Regierung kam.

Die Jahre 1840 bis 48 sind für Deutschland äußerlich im Frieden vorüber gegangen, wie wir denn überhaupt der Vorsehung für 33 Friedensjahre seit 1815 zu danken hatten, die unser Volk auf der Bahn des Fleißes und der Erwerbsthätigkeit fortschreiten ließen. Einzelne Störungen kamen, wie es die Natur der menschlichen Dinge mit sich bringt, auch in diesen 8 Jahren vor.

Am 5. Mai 1842, am Himmelfartstage, brach in Deutschlands erster Handelsstadt, Hamburg, eine Feuersbrunst aus, die bei heftigem Winde 3 Tage lang mit so unwiderstehlicher Gewalt wüthete, daß ein Fünftheil der großen Stadt, 1700 Häuser mit zwei schönen Kirchen und ihren Thürmen, in Asche sank. Der Verlust an Eigenthum und kostbaren Waaren betrug viele Millionen, und es schien kaum möglich zu sein, daß die so schwer getroffenen Menschen von solchem Sturze sich würden erholen können. Und dennoch erhoben sich in kurzer Zeit Häuser und Straßen aus dem Schutte, selbst der Aufbau der Kirchen konnte durch hülfreiche Gaben beginnen, und wer nach 5 oder 6 Jahren die Stadt wieder betrat, fand sie schöner hergestellt, als sie gewesen war, die engen Straßen erweitert, neue Kanäle angelegt und das rege Leben des Welthandels in vollem Gange. Dieses Wunder war möglich geworden durch Fleiß und Ausdauer der Verunglückten, durch die Hülfe ihrer vom Unglück verschonten Mitbürger, und durch großartige Gaben der Liebe aus allen Ländern Europa's und selbst Amerika's, die mit der großen Handelsstadt in Verbindung standen.

Dasselbe Jahr 1842 war ungewöhnlich heiß und dürre, so daß in vielen Gegenden die Frucht auf dem Halme verdorrte und da, wo die Menschen, in großer Anzahl zusammengedrängt, von ihrer Hände Arbeit leben müssen, wie in den Fabrikgegenden von Schlesien, Böhmen und Sachsen, große Noth entstand. Aber auch da kam Hülfe von allen Seiten, so daß die schwere Zeit, die in früheren Menschenaltern vielleicht Hunderttausende weggerafft haben würde, leidlich vorüber ging.

Schlimmer waren die Jahre 1846 und 47, wo zu der Dürre des Sommers ein Sorge erregendes Uebel hinzukam, eine bis dahin unbekannte oder doch sehr unbedeutende Kartoffelkrankheit, welche dieses unentbehrliche Nahrungsmittel für Millionen der ärmeren Klassen in manchen Gegenden ganz zu zerstören drohte. Korn und Früchte aller Art stiegen im Winter und Frühjahr 1847 zu unerhörten Preisen und in den Fabrikgegenden Deutschlands, so wie noch mehr in Belgien, Holland, Irland, Galizien,

herrschte wahre Hungersnoth, mit zerstörenden Krankheiten in ihrem Gefolge, und diese Noth rief an vielen Orten Brodtumulte hervor, die nur durch Gewalt gedämpft werden konnten.

Doch waren alle diese äußern Uebel vorübergehender Art; der fruchtbaren Jahre, wo der Himmel den Fleiß der Menschen mit Segen belohnte, war die Mehrzahl, und Wohlthätigkeit der Besitzenden, Mäßigkeit, Sparsamkeit, Gottvertrauen, mochten, wie sie es schon oft gethan, die Noth lindern und ihre Folgen verwischen. Selbst das größte äußere Uebel, welches unsere Zeit drückt, nämlich die zu rasche Zunahme der Bevölkerung, wodurch einzelne Gegenden und Länder mit Menschen überfüllt werden, so daß auch der Fleißige oft nicht einmal Arbeit erhalten kann, um seinen nothdürftigen Unterhalt zu verdienen, es wird einigermaßen dadurch gemildert, daß jährlich viele tausend Menschen nach andern Welttheilen auswandern, so daß z. B. in Amerika schon 5 bis 6 Millionen Deutsche leben. Allein die schlimmsten Uebel der Zeit waren, wie noch jetzt, innerer Art. Das unersättliche Streben nach Genuß, der Mangel an Gottesfurcht und Demuth und daher das krankhafte Verlangen des Menschen, über den ihm durch die Vorsehung angewiesenen Standpunkt emporzusteigen, der Neid gegen alles Höherstehende, das Streben nach Ungebundenheit, die mit Freiheit verwechselt wird, dazu die gewaltsamen Auftritte in andern Ländern umher, dieses alles hatte auch in Deutschland einen fieberhaften Zustand hervorgebracht, der den Ausbruch von Aufruhr und Gewalt immer mehr befürchten ließ.

Schon die französische Umwälzung im J. 1830 rief einzelne solcher Ausbrüche hervor, die aber doch nur in kleineren Kreisen sich hielten und bald wieder beruhigt wurden, ja, in ihren Folgen manche heilsame Veränderung mit sich führten, wie denn die Vorsehung auch aus dem zerstörenden Treiben menschlicher Leidenschaften den fruchtbringenden Keim neuer Schöpfungen hervorzurufen weiß. Allein mit Betrübniß mußte der Menschenfreund wahrnehmen, daß der Funke doch nur unter der Asche glimmte und daß ein neuer Sturm von irgend einer Seite her ihn leicht zur hellen Flamme werde anblasen können.

105. Die Jahre 1848 bis 1866.

Das Jahr 1848.

Dieser Sturm trat denn auch im Frühjahr 1848 mit betäubender Gewalt ein, und wiederum kam er von der Seite her, von welcher seit länger als einem halben Jahrhundert der Anstoß zu großen Umwälzungen gegeben war.

Die Unzufriedenheit mit Ludwig Philipps Regierung in Frankreich war immer größer geworden; ihr wurden, wenn auch zum großen Theile mit Unrecht, alle Uebel zugeschrieben, welche das öffentliche Leben drückten und eben so sehr in den allgemeinen Uebelständen unserer Zeit, in der Uebervölkerung, dem Mißverhältnisse von Armuth und Reichthum, der Arbeitslosigkeit vieler Menschen, aber auch in der Sittenverderbniß, der Genußsucht, dem Uebermuthe der Massen ihren Grund hatten, als in den freilich vielfach verkehrten

Maßregeln der Regierung. Sehr schlimm war es, daß die Achtung vor dem höher stehenden Theile der Gesellschaft durch böse Beispiele von Bestechlichkeit hoher Staatsbeamten und von Zerrüttung im häuslichen Leben vornehmer Familien, die selbst zu Verbrechen führte, im Volke erschüttert war, da mußten die Lehren derer, die den Haß gegen Regierung, gegen Reiche und Vornehme, predigten, desto leichter Wurzel schlagen.

Der Ausbruch wurde dadurch herbeigeführt, daß die Freiheits-Partei eine Veränderung in den Wahlgesetzen für die Deputirten-Kammer forderte, durch welche das Wahlrecht auf eine größere Anzahl von Personen ausgedehnt werden sollte. In mehreren der größeren Städte Frankreichs wurden große Bankette der Reform-Partei gefeiert, bei welchen sehr aufrührerische Reden gehalten wurden. Als ein solches Reformbankett am 22. Februar auch in Paris gehalten werden sollte, wurde dasselbe am Tage zuvor von der Regierung verboten. Dies erregte laute Unzufriedenheit und es rotteten sich am 22. große Menschenhaufen zusammen und verübten Unordnungen. Die Polizei wollte Ruhe stiften und fand Widerstand. Das Geschrei: Es lebe die Reform! Nieder mit Guizot! (dem ersten Minister) wurde das Losungswort.

Am 23. wurde der Kampf heftiger und drohender. Der König glaubte den Sturm beschwichtigen zu können, wenn er das Ministerium entließe und einen beliebteren Mann, den Grafen Molé, an die Spitze eines neuen stellte; und wirklich erregte diese Nachricht auch allgemeine Freude. Abends wurde die Stadt erleuchtet. Allein ein unglücklicher Zufall vereitelte die Hoffnung der Ruhiggesinnten. Ein Haufen Volks hatte sich vor dem Hause des bisherigen Minister-Präsidenten Guizot versammelt; die Wache gab Feuer, etwa 50 Menschen wurden getödtet oder verwundet, und mit dem erbitterten Geschrei: „Wir sind verrathen! Rache! Zu den Waffen!" stürzte die Menge durch die Straßen von Paris. Der Aufruhr entbrannte in der furchtbarsten Gestalt, Barrikaden erhoben sich in allen Theilen der Stadt. Die Nationalgarde verband sich zum großen Theile mit dem Volke.

Jetzt war der Versuch des Königs, unter Thiers und Odilon Barrot ein neues Ministerium zu bilden, vergeblich; der letztere mußte ihm erklären, das Volk verlange, daß er die Krone niederlege. Gegen Mittag d. 24. Febr. entschloß sich der König dazu zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, eines zehnjährigen Knaben, des ältesten Sohnes des verstorbenen Herzogs von Orleans. Die Herzogin von Orleans, (eine meklenburgische Prinzessin,) begab sich mit ihren beiden Söhnen in die versammelte Deputirten-Kammer und Odilon Barrot bemühte sich, die Volksvertreter zur Anerkennung des jungen Königs und der Regentschaft seiner Mutter, die bei der Nation beliebt war, zu bewegen. Viele Stimmen rufen Beifall, aber von den Galerien, wo sich viel Volk gesammelt, ertönt das Wort: „Es ist zu spät!" Dieses verhängnißvolle Wort, welches in Europa wiederhallte und für viele Verhältnisse von nun an das Losungswort werden sollte, verändert die Stimmung der Versammlung. Die Reden hervorragender Repräsentanten, wie Lamartine's, Cremieux's, Ledru-Rollin's, die eine provisorische Regierung verlangen, dringen durch. Der Saal füllt sich indeß immer mehr mit Bewaffneten, die Herzogin von Orleans mit ihren Kindern muß durch eine Seitenthür weggeführt werden, und auf den Spitzen der Bajonette werden im Saale die Namen der Mitglieder der provisorischen Regierung, die im

Tumulte und in der Aufregung des Augenblicks zum Vorschein kommen, herumgereicht, so daß niemand sagen kann, wer eigentlich die Wahl vollzogen habe. Darauf eilt alles unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!" zu dem Stadthause, um die neue Regierung einzusetzen. Es waren, nebst einigen andern unbedeutenden Namen Lamartine und Ledru-Rollin, welche von nun an für die französische Republik bedeutend werden sollten.

Mit diesem Acte war die neue Revolution entschieden. Die königliche Familie entfloh aus Paris und sammelte sich in England wieder; die Herzogin von Orleans ging mit ihren Kindern nach Deutschland. Die Generale, die höheren Staatsbeamten, die städtischen Obrigkeiten in Frankreich, erklärten ihre Zustimmung zu dem, was in Paris geschehen war, und unterwarfen sich der neuen republikanischen Regierung. Und die übrigen Mächte Europa's erkannten ebenfalls die Republik an, nachdem der Minister der äußern Angelegenheiten, Lamartine, die friedlichen Absichten Frankreichs in einer Note an alle Höfe bezeugt hatte.

Aber für einen großen Theil Europa's und namentlich für Deutschland, war der Anstoß zu gewaltsamen Ausbrüchen der Unzufriedenheit und des stürmischen Verlangens nach Veränderungen gegeben. Preßfreiheit, Aufhebung der Feudallasten und aller Standesvorrechte, Volksbewaffnung und Verminderung der stehenden Heere sowie der Abgaben, Oeffentlichkeit der Rechtspflege und Geschwornengerichte, Aenderung der bisherigen Ministerien, vor allem aber ein Antheil an der Vertretung Deutschlands als eines Bundesstaates durch eine Nationalversammlung, das waren die Forderungen, welche fast überall einstimmend an die Regierungen gestellt wurden. Neben dem Verlangen nach größerer Freiheit ging die öffentliche Stimme vor allen Dingen auf eine kräftigere Einheit Deutschlands, im Innern durch gleiche Gesetze über Handel und Verkehr, die möglichst frei sein sollten, über die Grundrechte des deutschen Volkes u. s. w., und nach außen hin in den Verhältnissen gegen das Ausland, damit Deutschland diejenige Stellung unter den Völkern einnähme, die ihm nach seiner Kraft und seiner Größe gebühre.

Jene Forderungen wurden auch meistentheils von den Regierungen zugestanden und fast überall die Ministerien gewechselt und freisinnige Männer in dieselben berufen, um die Ausführung der Reformen zu verbürgen. In einigen deutschen Ländern war damit sogar ein Regenten-Wechsel verbunden; in Baiern entsagte der König Ludwig am 20. Mai der Krone und übergab sie seinem Sohne Maximilian; im Großherzogthum Hessen nahm der Großherzog Ludwig II. den Erbgroßherzog zum Mitregenten an, und als er schon am 16. Juli starb, folgte ihm dieser als Ludwig III.

In den beiden größten Staaten jedoch war die Bewegung mit den ersten Zugeständnissen noch nicht beschwichtigt und es folgten blutige Empörungen.

In Wien war zwar der Staatskanzler, Fürst Metternich, am 13. März entfernt und der Kaiser Ferdinand hatte Aufhebung der Censur und eine freisinnige Verfassung versprochen; allein die Gährung dauerte in drohender Weise fort und der Kaiser verließ am 18. Mai Wien und ging nach Inspruck. Die bewaffneten Bürger, die akademische Legion und die Arbeiter waren die eigentlichen Herren in der Stadt.

In Prag versammelte sich ein Congreß der slavischen Völker Oestreichs und der Haß gegen die Deutschen trat so gewaltthätig hervor, daß Waffengewalt

gebraucht werden mußte und nur nach ernsthaftem Kampfe der Fürst Windischgrätz den Aufruhr zu dämpfen vermochte.

In Preußen stellten vorzüglich die Rheinprovinzen dringende Forderungen wegen einer freieren Constitution des preußischen Staates auf und schickten eine Deputation nach Berlin; dieser, so wie einer Deputation der Berliner Stadtverordneten, versprach der König am 18. März Aenderung des Ministeriums, Censurfreiheit, freie Verfassung mit beschließenden Ständen und Bürgerbewaffnung. Großer Jubel verbreitet sich in Berlin und große Volksmassen strömen zum Schlosse, dem Könige zu danken, aber auch der Ruf läßt sich hören: „Fort mit dem Militär!" Der König erscheint auf dem Balkon, aber seine Stimme wird in dem Tumulte nicht verstanden. Zugleich entsteht ein Gedränge gegen die Schloßwache; es fallen einige Schüsse; Cavallerie rückt vor, den Platz zu säubern. Da erschallt, (wie am Abend des 23. Februar in Paris,) das Geschrei: „Verrath! Verrath!" und wie ein Lauffeuer geht die Bewegung durch die Stadt. Barricadenwerden errichtet und gleich nach 3 Uhr Nachmittags beginnt der Kampf. Steine von den Dächern werden auf die Soldaten herabgeschleudert, von den Barricaden und aus den Häusern wird auf sie geschossen. Aber mit Hülfe der Kanonen werden einige Hauptstraßen, namentlich die alte Königsstraße, von den Truppen eingenommen. Der Kampf zieht sich in die Nacht hinein. Gegen Morgen tritt eine Stille ein, und an den Straßenecken liest man eine Proclamation des Königs an die Berliner, in welcher er den Abzug der Truppen verspricht, wenn auch die Barricaden weggeräumt würden; und einer Deputation der Bürgerschaft verspricht er das gleiche, so wie auch die Freilassung der Gefangenen. Die Zusage wird ausgeführt, die Truppen verlassen die Stadt und die Bürger werden zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung bewaffnet.

Die Ruhe der Stadt war zwar leidlich hergestellt, selbst das Militär kehrte bald auf das Verlangen der Bürgerschaft zurück; allein die Spannung und Unsicherheit des ganzen öffentlichen Zustandes dauerte fort und mehrere auf einander folgende Ministerien vermochten nicht mit der am 22. Mai in Berlin eröffneten preußischen Nationalversammlung etwas Befriedigendes zu Stande zu bringen. Die Zuversicht auf die innere Festigkeit des preußischen Staates war eben so stark erschüttert, als auf die des östreichischen; und was war nun vollends von den kleineren deutschen Staaten zu erwarten?

In dieser sorgenvollen Zeit wandten sich die Blicke aller, welchen die Rettung der gesetzlichen Ordnung im Vaterlande am Herzen lag, nach Frankfurt hin, wo sich aus allen deutschen Ländern eine bedeutende Anzahl von Männern versammelt hatte, um die Zukunft Deutschlands zu berathen, und wo auch die Bundesversammlung, das bisherige gemeinschaftliche Organ des deutschen Bundes, vereinigt war. Schon am 4. März hatte der Bundestag einen Aufruf an das deutsche Volk erlassen und zum einmüthigen Zusammenwirken der Regierungen und der Völker ermahnt, so wie gesetzlichen Fortschritt zur einheitlichen Entwicklung versprochen. Die freiwilligen Abgeordneten aus den deutschen Ländern, oder das Vorparlament, etwa 500 an der Zahl, eröffneten am 31. März ihre Sitzungen in der Paulskirche zu Frankfurt und erkannten bald die Nothwendigkeit, daß eine Nationalversammlung zur Berathung einer allgemeinen Verfassung für Deutschland zusammenberufen werde. Auf 50,000 Einwohner sollte ein Deputirter gewählt werden. Die Regie-

rungen ordneten die Wahlen an und schickten auch neue Gesandte zum Bundestage, der mit der neuen Nationalversammlung Hand in Hand gehen sollte.

Am 18. Mai wurde die deutsche Nationalversammlung in der Paulskirche eröffnet und der Freiherr Heinrich von Gagern zum Präsidenten derselben erwählt. Neben dieser Versammlung aber, welche blos die Verfassung Deutschlands berathen und nicht selbst die Geschäfte des Bundes führen sollte, fehlte es an einem Mittelpunkte für die vollziehende Gewalt; die Nationalversammlung wählte daher am 29. Juni den Erzherzog Johann von Oestreich zum unverantwortlichen Reichsverweser, der die Beschlüsse der Nationalversammlung zur Ausführung bringen, die Oberleitung der bewaffneten Macht und die Vertretung Deutschlands dem Auslande gegenüber haben sollte. Die Regierungen billigten die Wahl, der Erzherzog übernahm das schwierige Amt, und als so ein Mittelpunkt für die allgemeinen Geschäfte gebildet war, wurde der Bundestag aufgelöst. Das war nicht gut; wäre er vorläufig als ein von vielen für nothwendig erkanntes Staatenhaus zusammen geblieben, so hätte er zur Vermittlung und Verständigung mit den Regierungen dienen können.

Ehe diese Anordnungen getroffen waren, war Deutschland schon wieder im Innern durch Aufruhr erschreckt und zugleich in einen äußern Krieg verwickelt worden.

Im südlichen Theile des Großherzogthums Baden nämlich, wo die Nähe Frankreichs und der Schweiz am meisten republikanische Neigungen angeregt hatte, wurde am 11. April durch Hecker und Struve von Constanz aus der Versuch zur Errichtung einer Republik gemacht; sie kamen mit Freischaaren, die sich an den Gränzen gebildet hatten, und brachten die nächsten Gegenden in Aufstand. Allein Truppen aus Baden, Würtemberg und Darmstadt, unter der Anführung des Generals Friedrich von Gagern, zerstreuten diese Schaaren; der General Gagern jedoch fiel durch die Kugeln derselben; ihre Anführer entkamen nach der Schweiz und nach Frankreich.

Der auswärtige Krieg entspann sich mit Dänemark. Auf König Christian VIII., der am 20. Januar starb, folgte sein Sohn Friedrich VII. Dieser überließ sich ganz der eifrig dänischen Partei, welche das Herzogthum Schleswig gänzlich mit Dänemark verschmelzen und von Holstein trennen wollte. Die Herzogthümer erhoben sich und wählten eine provisorische Regierung. Die Nationalversammlung in Frankfurt erklärte die Sache Schleswigs für eine Angelegenheit der deutschen Nation, und als die Dänen Schleswig angriffen, kamen preußische Truppen mit Hannoveranern, Oldenburgern, Meklenburgern und Hanseaten zu Hülfe. Am 12. April wurden die Verschanzungen vor Schleswig, das Danewirke genannt, von den preußischen Garden erstürmt, Schleswig und ein Theil Jütlands besetzt. Die Dänen dagegen blokirten mit ihren Kriegsschiffen die deutschen Häfen und thaten dem Handel empfindlichen Schaden; denn eine deutsche Kriegsflotte, welche den Handel hätte beschützen können, gab es nicht. Um in solchen Fällen in Zukunft besser geschützt zu sein, erkannte man in ganz Deutschland die Nothwendigkeit, daß wir auch eine Kriegsflotte haben müßten. Es wurden freiwillige Beiträge für die Errichtung einer solchen überall gesammelt auch der Reichsverweser nahm sich der Sache lebhaft an und forderte von den deutschen Staaten nach ihrer Größe Beisteuern für die deutsche Flotte, die auch von mehreren willig geleistet

wurden. Eine Anzahl von Kanonenböten, Kriegsdampfschiffen und Fregatten wurden in Bau genommen oder in England und Amerika angekauft. Unter der deutschen Jugend zeigte sich großer Eifer, sich für den Seedienst auszubilden und auf der deutschen Flotte zu dienen.

Gleichwohl war der Nachtheil, den der deutsche Handel erfahren mußte, zu fühlbar und der Wunsch nach friedlicher Ausgleichung mit Dänemark überwiegend geworden. Preußen schloß daher im Auftrage der deutschen Centralgewalt am 27. Aug. zu Malmö einen Waffenstillstand auf 7 Monate mit Dänemark. Die Blokade der deutschen Häfen sollte aufhören, die Gefangenen von beiden Seiten und die von den Dänen genommenen Schiffe sollten zurückgegeben werden; eine provisorische Regierung von 4 Mitgliedern, wozu Preußen zwei und Dänemark zwei ernennen würde, sollte die Herzogthümer verwalten. Mit dieser Uebereinkunft war ein großer Theil der Nationalversammlung in Frankfurt, welcher eine rasche Waffenentscheidung verlangte, unzufrieden; der Vertrag wurde von der Versammlung am 5. Septbr. verworfen, am 16. jedoch, nachdem mehrere der Verwerfenden die Gefahren dieses Schrittes erkannt hatten, von der Mehrheit angenommen. Diesen Augenblick benutzten diejenigen, welche eine neue Revolution wollten, um den großen Haufen gegen die Nationalversammlung in Zorn zu bringen, und am 18. Sept. erhob sich ein Aufstand gegen dieselbe, meistens von fremden Schaaren, die in Frankfurt eindrangen. Barricaden wurden errichtet und von Bewaffneten besetzt, zwei Mitglieder der Nationalversammlung, General Auerswald und Fürst Lichnowsky, wurden außerhalb der Stadt vom Pöbel ermordet. Aber die schnell von Mainz aus verstärkten Reichstruppen wurden des Aufstandes bald Meister und vertrieben die Aufrührer aus der Stadt.

In der Nationalversammlung, die bis dahin vorzüglich über die Grundrechte des deutschen Volkes sich berathen hatte, traten zum Betrübniß derer, welche bald eine feste Ordnung in Deutschland begründet zu sehen verlangten, leider immer mehr die schroffsten Gegensätze und Spaltungen hervor, welche für eine gedeihliche Einigung alles fürchten ließen.

Gleichzeitig mit dem September-Kampfe in Frankfurt, und gewiß nicht ohne Zusammenhang mit demselben, erfolgte ein neuer Freischaaren-Einbruch unter Struve's Anführung aus der Schweiz in das südliche Baden, um die Republik aufzurichten. Aber die Reichstruppen waren wachsam, die Eingefallenen wurden bei Staufen unweit Freiburg am 24. Septbr. geschlagen und Struve selbst gefangen: in Rastatt wurde die gerichtliche Untersuchung gegen ihn eröffnet.

Die Berliner Nationalversammlung zeigte sich der Regierung immer feindlicher, die Stimmung in Berlin war noch keineswegs beruhigt. Kämpfe zwischen der Bürgergarde und den Arbeitern kosteten von neuem Blut. Die Freunde der Regierung in der Nationalversammlung wurden bei ihrem Herausgehen aus derselben von dem Pöbel auf der Straße mit Stricken bedroht. Da entschloß sich der König, anstatt des bisherigen mit Nachgiebigkeit es versuchenden Ministeriums, ein festeres und strengeres zu bilden, und ernannte am 8. November den Grafen von Brandenburg und Herrn v. Manteuffel zu Ministern. Die Nationalversammlung erklärte sich mit Heftigkeit gegen dieses Ministerium; sie wurde aber vertagt und sollte am 27. Novbr in Brandenburg wieder zusammentreten. Die Mehr-

heit der Versammlung widersprach der Vertagung hielt ferner noch Sitzungen in verschiedenen Localen, da ihr das besherige verschlossen wurde und faßte zuletzt den Beschluß: „das Ministerium Brandenburg sei nicht berechtigt Steuern zu erheben, so lange nicht die Nationalversammlung in Berlin frei ihre Berathungen fortsetzen könne. Dieser Beschluß fand indeß, mit wenigen Ausnahmen, keine Folge bei der Bevölkerung des preußischen Staates, und diese ehrenhafte Gesinnung derselben war der Wendepunkt für die neue Befestigung des Ansehens der Regierung.

Die nach Brandenburg verlegte Nationalversammlung, welche nicht zur Einigkeit in sich selbst kommen konnte, wurde nach wenigen Sitzungen aufgelöst und am 5. Dzbr. wurde eine vom Könige gegebene Verfassung verkündigt, welche der, auf den 25. Febr. des kommenden Jahres zusammen zu berufenden, neugewählten Ständeversammlung zur Prüfung und Bestätigung vorgelegt werden sollte.

Nur durch viel blutigere Kämpfe kam in Oestreich die kaiserliche Gewalt gegen Ende des Jahres wieder zur Anerkennung in den deutschen Provinzen und namentlich in der Hauptstadt Wien. Zwar war der Kaiser am 12. Aug. in dieselbe zurückgekehrt, aber die Aufregung war nicht beschwichtigt, und in dem Nachbarlande Ungarn stieg sie bald auf den höchsten Grad. Der Anführer der dortigen Freiheits-Partei, der Advocat Kossuth, strebte, das Land unabhängig von Oestreich zu machen, und ordnete eine allgemeine Bewaffnung an. Der Palatin, Erzherzog Stephan, legte seine Würde nieder; der Graf Lamberg, der als kaiserlicher Commissarius nach Pesth geschickt war, wurde vom Pöbel ermordet, und so konnte nur die Gewalt der Waffen die Entscheidung geben. Der Kaiser ernannte den Ban von Croatien, Jellachich, zum Oberbefehlshaber in Ungarn und über das zur Unterwerfung des Landes gebildete Heer, am 6. Oct. sollten auch einige Regimenter der Wiener Besatzung zu diesem Heere gesandt werden. Ein Theil der Soldaten weigerte sich auszuziehen, die Bürger wollten sie nicht ziehen lassen; es kam zum Kampfe mit den treugebliebenen Truppen, der aber für die letzteren nicht günstig war. Die akademische Legion eroberte Kanonen, die Bürger erstürmten das Zeughaus und bemächtigten sich der Waffen. Der Kriegsminister Latour, der den Befehl zum Ausmarsch der Truppen gegeben, wurde ermordet und an einen Pfahl gehängt. Der Kaiser mit seiner Familie verließ die Stadt und ging nach Olmütz, der Reichstag aber erklärte sich für permanent und ernannte einen Sicherheitsausschuß.

Wien war in den Händen der Bürger; das Militär hatte sich aus der Stadt gezogen und vereinigte sich mit den Truppen, die der Ban Jellachich herbeiführte; von Norden her kam Windischgrätz mit den Truppen aus Böhmen und Mähren; die Ungarn hatten den Wienern Hülfe versprochen, zögerten aber. Am 21. Oct. war die Stadt ganz von den kaiserlichen Truppen eingeschlossen und am 24. begann die Beschießung, am 28. der Sturm. Alle Eingänge waren verschanzt und die Vertheidigung geschah mit großer Hartnäckigkeit, besonders hart wurde in der Jägerzeile in der Leopoldstadt gekämpft. Allein auf die Dauer mußte jede Gegenwehr vergeblich sein und am 29. bot der Gemeinderath die Unterwerfung an. Sie wurde angenommen, aber nicht sofort ausgeführt; denn am 30. erschienen 18,000 Ungarn bei Schwechat und suchten nach Wien durchzubrechen. Der Kampf erneuerte sich noch

einmal von Seiten der Stadt. Als aber die Ungarn zurückgeschlagen waren, ergab sich die Stadt am 31. auf Gnade und Ungnade. Sie wurde besetzt und der Belagerungszustand erklärt. Ein strenges Gericht erging über die Anführer, die man gefangen genommen hatte.

Der Reichstag wurde vertagt und nach Kremsier, zwischen Olmütz und Brünn, verlegt, wo er am 22. Novbr. eröffnet wurde.

Am 1. Dezbr. legte der Kaiser Ferdinand unerwartet die ihm zu schwer gewordene Krone nieder und übergab sie seinem 18jährigen Neffen: Franz Joseph.

So endigte auch für Oestreich das Jahr 1848 mit Herstellung der kaiserlichen Regierung in den deutschen Provinzen der Monarchie. Ebenfalls waren in den übrigen deutschen Staaten, nach Dämpfung einzelner Unruhen, die Regierungen aufrecht gehalten. Allein wohin das Auge blickte, war doch noch kein wirklich fester Boden gewonnen, um auf demselben in Ruhe und Besonnenheit den nothwendigen neuen Bau aufzuführen, und der Blick in das Jahr 1849 war noch trübe genug.

Für das Jahr 1848 haben wir nur noch kurz nachzuholen, was in Frankreich nach Einführung der republikanischen Regierung geschehen, und wie auch in Italien die Revolution ihren Weg von einem Ende der Halbinsel bis zum andern genommen hatte.

In Paris hatte die provisorische Regierung der großen Masse der Arbeiter Versprechungen auf Arbeit und Unterhalt gegeben, die sie nicht erfüllen konnte; denn wegen der Störung aller Verhältnisse, der Hemmung von Handel und Verkehr und der allgemeinen Muthlosigkeit, gab es nicht hinreichende Arbeit. Die Errichtung von National-Werkstätten mißlang, weil sie auf einem falschen Gedanken beruhte. Das Volk wollte eine sociale Revolution außer der politischen, d. h. eine Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse, so daß eine möglichst gleiche Vertheilung der Güter eintrete; die Besitzenden dagegen, die eigentliche Bürgerklasse, wollte natürlich ihren Besitz retten. Daher eine Spaltung im Volke selbst und Unzufriedenheit der untersten Klassen mit der Regierung und der Nationalversammlung, welche den Besitz ebenfalls schützten. — Am 13. Mai versuchten die Arbeiter die Nationalversammlung zu stürmen, um eine neue Regierung nach ihrem Sinne einzusetzen und die demokratisch-sociale Republik aufzurichten; allein die Nationalgarde und die Truppen siegten. Dem ersten Versuche folgt ein zweiter und viel heftigerer am 23. Juni. Die Arbeiter erobern Waffen und Kanonen und die Gefahr wird sehr ernsthaft. Da ergreift die Regierung eine außerordentliche Maßregel; der General Cavaignac wird zum Dictator mit unbeschränkter Gewalt ernannt und Paris in Belagerungszustand erklärt. Truppen und Nationalgarden aus anderen Städten Frankreichs kommen der Regierung zu Hülfe. Dennoch dauert der Kampf 4 Tage, viele Opfer fallen von beiden Seiten; selbst der Erzbischof von Paris, der den Aufrührern Friede predigen will, wird von einer Kugel getroffen; und erst am 26. Juni ergiebt sich die Vorstadt St. Antoine, wo sich die Arbeiter am stärksten verschanzt hatten und am längsten kämpften. 5000 Todte und doppelt so viel Verwundete hat der blutige Kampf gekostet.

Am 28. Juni legte der General Cavaignac seine Dictatur nieder und wurde von der Nationalversammlung zum Präsidenten der Regierung ernannt,

der seine Minister wählen durfte. Die provisorische Regierung unter Lamartine und Ledru-Rollin hatte damit ihr Ende. 10,000 Personen waren in Folge des Juniaufstandes verhaftet und der Prozeß gegen sie war begonnen; mehrere Anführer waren jedoch nach England entkommen.

Die Nationalversammlung setzte nun ihre Berathungen über die Verfassung Frankreichs fort und beschloß, an die Spitze der Republik einen Präsidenten zu stellen, der durch allgemeine directe Wahlen durch ganz Frankreich ernannt werden und 4 Jahre regieren sollte. Am 4. November wurde die Verfassung angenommen und die Wahl des Präsidenten auf den 10. Dec. festgesetzt. Sie fiel, wider die Erwartung Vieler, die den gemäßigten und festen Cavaignac an der Spitze der Regierung zu sehen wünschten, mit großer Majorität auf den Neffen des Kaisers Napoleon, den Sohn des vormaligen Königs von Holland, Louis Napoleon. Der Name des großen Kaisers mit seinem gewaltigen Kriegsruhme und dem Ruhme, den er über Frankreich gebracht, hatte die Nation wohl hauptsächlich zu dieser Wahl geleitet.

In Italien mußte das Beispiel Frankreichs, wie leicht vorauszusehen war, die heftigsten Erschütterungen hervorrufen; denn schon die Aufregung des Jahres 1847 hatte alle Gemüther dafür empfänglich gemacht. Schon im Januar 1848 entstanden Unruhen in Mailand. Nach der französischen Februar-Revolution brach die offene Empörung gegen die östreichische Herrschaft aus und am 22. März mußte der Feldmarschall Radetzky mit seinen nicht ausreichend starken Truppen die Stadt verlassen. Auch Venedig vertrieb die kaiserliche Besatzung. Vorzüglich hob es den Muth der Lombarden, daß der König Karl Albert von Sardinien, von Ehrgeiz getrieben, den Gedanken gefaßt hatte, ganz Ober-Italien unter seiner Herrschaft zu vereinigen und einen starken Bund aller italienischen Staaten hervorzurufen. Er gab schon im Februar seinem Lande eine freie Verfassung, um die öffentliche Stimme zu gewinnen, erklärte gegen Oestreich den Krieg und rückte in die Lombardei ein. Aus allen Theilen Italiens strömten ihm Freiwillige zu. Die Oestreicher wurden auf einen kleinen Landstrich, den sie noch besetzt hielten, beschränkt. Aber bald kamen ihnen Verstärkungen aus Oestreich zu Hülfe, und schon im Juni rückte der Feldmarschall Radetzky wieder vor, nahm Piacenza und Padua ein und siegte am 25. Juli bei Custozza über die sardinische Armee. Diese zog sich auf Mailand zurück, konnte sich aber auch da nicht behaupten, und der König Karl Albert mußte fast als ein Flüchtling in der Nacht aus Mailand eilen, weil ihn das Volk als einen Verräther seiner Sache ansah. Am 6. August hielt Radetzky seinen Einzug in Mailand. Bald war ganz Oberitalien, mit Ausnahme Venedigs, wieder in den Händen der Oestreicher. Diese glückliche Wendung war vorzüglich dem kaltblütigen Muthe und den klugen Maßregeln des greisen, mehr als 80 Jahre zählenden Feldherrn zu verdanken.

In Rom kam es auch bald zum Aufstande gegen den wohlgesinnten Papst Pius IX. Er hatte den Wünschen des Volkes möglichst nachgegeben; als er aber den Krieg gegen Oestreich nicht wollte, wendete sich der Unwille des Volkes gegen ihn; man zertrümmerte seine Büsten, ermordete seinen Minister Rossi und belagerte den Papst selbst in seinem Palaste. Am 27. Nov. fand er Mittel zu entfliehen und sich nach Gaëta, in den Schutz des Königs von Neapel, zu begeben. In Rom kamen die italienischen Flüchtlinge aus

früheren Jahren und republikanisch gesinnte Männer der neuesten Zeit zusammen und verfolgten den Gedanken, ganz Italien in eine große Republik zu verwandeln, Rom zum Mittelpunkte derselben zu machen und dem Papste nur die geistliche Gewalt als Oberhaupt der katholischen Kirche zu belassen.

Auch im südlichen Italien waren schon vor der französischen Revolution die Freiheitsbestrebungen eine Zeitlang siegreich gewesen. Am 10. Februar mußte der König von Neapel eine viele Zeitforderungen bewilligende Constitution erlassen, und schon im Januar war in Sicilien ein Aufruhr ausgebrochen, der dem Könige die ganze Insel, bis auf Messina entriß. Sie wollte einen eigenen Vicekönig und eine ganz getrennte Verwaltung von Neapel haben.

Das Jahr 1849

Um die deutschen Begebenheiten des Jahres 1849 im Zusammenhange vorfolgen zu können, geben wir hier sogleich eine kurze Uebersicht dessen, was im benachbarten Auslande geschah und von Einfluß auf die Entwicklung der allgemeinen Verhältnisse war.

Dahin gehört zuerst der neue Krieg mit Dänemark. Dieses kündigte nämlich im März den Malmöer Waffenstillstand auf und suchte mit seinen Schiffen die Schleswigschen Küsten zu beunruhigen. Allein sogleich der erste Versuch schlug zu seinem eigenen Schaden aus: zwei Kriegsschiffe, die in den Hafen von Eckernförde eingedrungen waren, das Linienschiff Christian VIII. und die Fregatte Gefion, wurden am 5. April von den Strandbatterien so geschickt und wirksam beschossen, daß das Linienschiff in die Luft flog und die Fregatte sich ergeben mußte; sie ward als ein ruhmvoller Zuwachs für die deutsche Flotte aufbewahrt. Die Reichstruppen aber, aus Preußen, Hannoveranern, Baiern, Sachsen und Nassauern bestehend, drangen vor, erstürmten am 13. April die Düppeler Schanzen, fielen in Jütland ein und belagerten die Festung Friedericia. Aber die Sorge vor einem europäischen Kriege, der sich aus diesem kleineren entspinnen könnte, führte einen neuen Waffenstillstand herbei, der am 10. Juli für den übrigen Theil des Jahres bis zum 1. Januar 1850 abgeschlossen wurde. Ehe er geschlossen war, am 6. Juli, benutzten die Dänen einen unbewachten Augenblick des Belagerungscorps vor Friedericia, fielen mit 25,000 Mann aus der Festung aus und brachten den 16,000 Schleswig-Holsteinern, die vor derselben lagen, einen empfindlichen Verlust bei. Nach den Bedingungen des Waffenstillstandes zogen sich die deutschen Truppen in den südlichen Theil von Schleswig zurück und der nördliche wurde von 4000 Schweden, als neutralen Truppen besetzt. Eine Landesverwaltung, aus einem dänischen, einem preußischen und einem englischen Bevollmächtigten als Obmann bestehend, sollte die Verwaltung des Herzogthums Schleswig während des Waffenstillstandes führen. Aber die Einwohner des deutschgesinnten Theiles von Schleswig unterwarfen sich nur mit dem äußersten Widerstreben der Landesverwaltung und sahen noch immer die Schleswig-Holsteinische Statthalterschaft, die ihren Sitz von Schleswig nach Kiel verlegte, als ihre rechtmäßige Obrigkeit an. Die Statthalterschaft betrachtete sich ebenfalls noch als im Kriegszustande mit Dänemark stehend, verstärkte das Heer der Herzogthümer und hielt dasselbe schagfertig.

Fast gleichzeitig mit dem dänischen Kriege war auch der Krieg in Italien wieder angegangen. Der König Karl Albert kündigte den Waffenstillstand mit Oestreich auf und nun drang der alte Feldherr Radetzky mit seinem Heere mit so kluger Berechnung der Märsche vor, daß er die feindliche Armee auf ihrem eigenen Boden überraschte und am 22. und 23. März bei Mortara und Novara so entscheidend auf's Haupt schlug, daß Karl Albert einen Waffenstillstand forderte, alle Bedingungen Radetzky's bewilligte, ja selbst die Krone niederlegte und seinem Sohne Victor Emanuel übergab. Er ging nach Portugal, wo er schon am 28. Juli in Oporto gestorben ist; sein Sohn aber schloß nachher am 6. August Frieden mit Oestreich und zahlte eine beträchtliche Summe als Kriegskosten-Entschädigung. Nun konnten die Oestreicher die Belagerung von Venedig kräftiger fortsetzen und am 23. August ergab sich auch diese Stadt, so daß Oestreich wieder im Besitze aller seiner italienischen Länder war.

In Rom schritt die Revolution weiter, es wurde die römische Republik proklamirt. Allein der Papst rief die Hülfe der katholischen Mächte an und gegen Ende Aprils schickte Frankreich ein Truppencorps unter dem General Oudinot ab, um Rom für den Papst zu besetzen. Die Römer jedoch leisteten Widerstand bis zum 3. Juli, wo es den Franzosen nach mehreren Kämpfen gelang, die Stadt zur Unterwerfung zu bringen. Die Anführer des Widerstandes entflohen. Unterdeß besetzten die Oestreicher auch die Städte Bologna und Ancona, und selbst 5000 Spanier landeten an den italienischen Küsten, dem Papste zu helfen. Dieser schickte drei Kardinäle nach Rom, die geistliche Herrschaft wieder einzurichten, er selbst aber blieb in Gaëta und kehrte auch im J. 1849 nicht wieder nach Rom zurück.

Gleicherweise gelang es dem Könige von Neapel, Sicilien wieder seiner Herrschaft zu unterwerfen. Er versprach der Insel einen Statthalter, ein eignes Ministerium und eine von Neapel getrennte Verwaltung.

In Frankreich verging das Jahr 1849 ohne bedeutende Stürme unter der Präsidentschaft Louis Napoleons; allein die Spannung der Gemüther und die scharfe Sonderung der Parteien in Legitimisten, welche das alte Königthum, und Orleanisten, die das Haus Orleans zurück haben wollten, in Bonapartisten, gemäßigte Republikaner und exaltirte oder socialistische Republikaner, blieb, ja wurde fast noch schärfer und erbitterter.

Deutschland.

Die deutsche Nationalversammlung in Frankfurt richtete, nachdem sie die Grundrechte berathen hatte, ihr Augenmerk darauf, dem deutschen Bundesstaate, den sie schaffen wollte, ein Oberhaupt zu geben. Es sollte einer der regierenden Fürsten sein, und zwar ein mächtiger, der seinem Willen Nachdruck geben könnte. Auf Oestreich glaubte die Mehrzahl der Versammlung nicht als ein engverbündetes Mitglied des Bundesstaates rechnen zu können, weil es mit allen seinen nichtdeutschen Völkern, Italienern, Ungarn, Tschechen und Slaven, welche bei Weitem zahlreicher waren, als die Deutschen, einen geschlossenen Staat ausmachen und mit diesen in den deutschen Bund treten wollte, zugleich aber erklärte, daß dieser Bund kein so enger sein könne, daß es sich mit Deutschland zu einem Ganzen verschmelze. So viel fremdartige

Elemente glaubte die Nationalversammlung nicht ohne Gefahr für die Eigenthümlichkeit und Kraft des deutschen Bundesstaates in denselben aufnehmen zu können, und wollte deshalb einen engeren Bund ohne Oestreich schließen, darnach aber ein völkerrechtliches, möglichst kräftiges Bündniß dieses deutschen Bundesstaates mit Oestreich zu Stande bringen. Oestreich verwahrte sich dagegen, aber die Nationalversammlung ging auf ihrem Wege fort und wählte am 28. März, freilich mit nicht bedeutender Stimmenmehrheit, weil die Oestreicher, viele Baiern und andere nicht zustimmten, den König von Preußen zum erblichen Kaiser der Deutschen. Eine Deputation der Nationalversammlung ging mit dieser Botschaft nach Berlin und kam am 2. April an; der König von Preußen antwortete, daß er ohne das freie Einverständniß der deutschen Fürsten die Würde nicht annehmen könne; an diesen sei es jetzt, zu prüfen, ob die Verfassung dem Einzelnen und dem Ganzen fromme und ihn in den Stand setzen werde, mit starker Hand die Geschicke Deutschlands zu leiten.

So war das Hauptwerk der Nationalversammlung, einen kräftigen deutschen Bundesstaat zu schaffen, als mißlungen zu betrachten; denn wenn auch die kleineren deutschen Staaten zur Anerkennung der Verfassung und der preußischen Oberleitung bereit waren, so verweigerten doch Oestreich und die vier Könige von Baiern, Sachsen, Hannover und Würtemberg dieselbe. Die Nationalversammlung selbst ging ihrer Auflösung entgegen. Oestreich rief seine Abgeordneten von derselben zurück, mehrere andere Regierungen folgten und die Versammlung zählte oft nicht mehr die beschlußfähige Zahl von 200 Mitgliedern. Zwar setzten die übriggebliebenen Abgeordneten die beschlußfähige Zahl erst auf 150, dann auf 100 herab, aber ihr Bleiben in Frankfurt schien auch nicht mehr sicher zu sein und sie verlegten daher ihren Sitz am 30. Mai nach Stuttgart, wo dieses sogenannte „Rumpfparlament" wirklich am 6. Juni seine erste Sitzung hielt und sogar eine Reichsregentschaft von 4 Personen ernannte. Aber das würtembergische Ministerium erklärte sich gegen das Fortbestehen der Versammlung und der Regentschaft und verschloß derselben das Sitzungslocal, worauf die Mitglieder auseinander gingen. — So endete die deutsche Nationalversammlung, an welche sich so große Hoffnungen geknüpft hatten.

Die letzten Schritte derselben hatten auch noch erschütternde Begebenheiten in einigen deutschen Ländern zur Folge.

In Sachsen verlangte man vom Könige die Anerkennung der von der Nationalversammlung beschlossenen Reichsverfassung; als er sie versagte, erhob sich am 3. Mai ein blutiger Aufruhr in Dresden mit einem Sturme gegen das Zeughaus und Barricadenbau. Die Altstadt war bald in den Händen der Aufrührer, die viel Zuzug von außen her erhielten. Aber das Militär erhielt auch Verstärkung aus dem Lande und preußische Hülfe von Berlin, so daß der Kampf, wenn auch hartnäckig und blutig, doch nicht lange mehr zweifelhaft war. Erst am 9. Mai jedoch war er völlig beendet. Die Stadt hatte viel gelitten, die Erinnerung an den traurigen Kampf wird länger dauern, als die Spuren der äußern Zerstörung.

Auch in der Pfalz oder Rheinbaiern erhob sich ein Aufstand wegen der deutschen Verfassung, welche von der baierischen Regierung nicht anerkannt wurde. Auf einer Volksversammlung in Kaiserslautern wurde ein Sicher-

heitsausschuß beschlossen und am 17. Mai wurde eine provisorische Regierung errichtet, welche sich mit Baden in Verbindung setzte, wo ein noch heftigerer Aufstand ausgebrochen war, obgleich der Großherzog die Reichsverfassung anerkannt hatte. Hier nahm das Militär an der Empörung Theil und der Großherzog verließ das Land. Ein Landesausschuß nahm die Regierung des Landes in die Hand, die gefangenen Republikaner Struve und Blind wurden aus ihren Gefängnissen in Rastadt entlassen und die Reichsfestung selbst kam in den Besitz der Aufständischen. Landau in der Pfalz wurde mit Mühe von der baierischen Besatzung behauptet. Um den Aufruhr auch nach Darmstadt zu verbreiten, rückten die Freischaaren über die Gränze dieses Landes, wurden aber bei Heppenheim zurückgetrieben.

Indeß hatte sich ein preußisches Heer aus den Rheinprovinzen unter dem Prinzen von Preußen in Bewegung gesetzt und ein Korps von Reichstruppen unter dem General von Peuker schloß sich demselben an. Dieser Macht konnten die Aufrührer nicht widerstehen; sie wurden von einem Punkte zum andern nach lebhaften Gefechten zurückgedrängt; am 25. Juni wurde Karlsruhe wieder besetzt und gleich darauf Rastadt eingeschlossen. Der Rückzug der Insurgenten ging gegen die Schweizer Gränze hin, über welche die Hauptanführer mit einigen Truppen und Kanonen sich retteten. Rastadt mußte sich am 23. Juli auf Gnade und Ungnade ergeben und das ganze badische und pfälzische Land waren nun wieder ihren Landesherren unterworfen. Aber Baden blieb noch für längere Zeit von den Preußen besetzt.

Im preußischen Staate selbst befestigte sich der gesetzliche Zustand in diesem Jahre immer mehr. Zwar wurde die am 26. Februar zusammengetretene Ständeversammlung am 27. April wieder aufgelöst, weil auch sie sich feindlich gegen die Regierung verhielt; und ebenfalls mußten einige Aufstände, namentlich in Elberfeld und Iserlohn, wegen des Aufgebots der Landwehr mit Waffengewalt gedämpft werden; aber die große Masse der Landwehr blieb treu und half die Aufstände in Sachsen und Baden mit bekämpfen. Auch schloß Preußen am 26. Mai mit den Königen von Sachsen und Hannover ein Bündniß zur Herstellung der Ordnung und Einheit in den deutschen Verhältnissen und setzte mit jenen Regierungen zusammen einen Verwaltungsrath in Berlin und ein Schiedsgericht in Erfurt ein. Dieses Bündniß wurde das Dreikönigsbündniß genannt. Und da die Stellung des Reichsverwesers in Frankfurt nach Auflösung der Nationalversammlung bedeutungslos wurde, so vereinigten sich Preußen und Oestreich am 26. September über ein Interim, nach welchem diese beiden Mächte durch eine gemeinschaftliche Behörde in Frankfurt die Centralgewalt bis zum 1. Mai 1850 fortführen sollten. Die übrigen Regierungen stimmten zu und am 20. Dezbr. trat der Erzherzog Johann seine Gewalt an die neue Centralbundescommission ab.

Die nach einem neuen Wahlgesetze gewählten preußischen Kammern kamen am 7. Aug. in Berlin zusammen und beriethen die vom Könige am Ende des vorigen Jahres dargebotene neue Verfassung Preußens. Manche Streitfragen kamen vor und wurden lebhaft verhandelt; aber durch gegenseitiges Nachgeben kam man einander näher und am Ende des Jahres war das Werk schon so weit gediehen, daß man seine Vollendung mit Sicherheit erwarten

konnte. Es wurde dann auch bald vollendet und am 6. Febr. 1850 beschwor der König feierlich die neue Verfassung.

Der östreichische Staat hatte im Jahre 1849 noch einen schweren Kampf zu bestehen, ehe er sich der wiederhergestellten Ruhe in allen seinen Provinzen rühmen konnte. Außer dem schon erzählten italienischen Kriege war es vorzüglich der Kampf in Ungarn, der einen großen Theil des Sommers hindurch alle Kräfte und Gemüther in Spannung erhielt. Die Ungarn entwickelten eine große Nationalkraft und stellten bedeutende Heere ins Feld, welche mit der diesem Volke angebornen Tapferkeit kämpften. Sie drangen bis dicht an die östreichische Grenze vor, besetzten Pesth und erstürmten Ofen, und gingen in ihrer Zuversicht des Sieges so weit, daß sie am 11. April Ungarn und Siebenbürgen für einen freien und selbstständigen Staat und das Haus Habsburg-Lothringen für ausgeschlossen von der Regierung erklärten. Kossuth wurde zum Präsidenten der Regierung gewählt. Allein von der Mitte des Sommers an ging ihr Glück wieder rückwärts. Der Kaiser von Oestreich hatte einen Bund mit Rußland geschlossen und unter dem Feldherrn Paskewitsch rückten die zahlreichen russischen Heere von mehreren Seiten heran und drängten in Gemeinschaft mit dem östreichischen General Haynau die Ungarn immer enger zusammen, die in mehreren Gefechten und zuletzt am 9. August bei Temesmar entscheidend geschlagen würden. Der General Görgey, welchem Kossuth die höchste Gewalt übertragen hatte und der einen längern Widerstand für vergeblich hielt, schloß am 13. Aug. mit dem Fürsten Paskewitsch zu Villagos einen Vertrag und ergab sich mit seinem ganzen Heere. Die Anführer Kossuth, Dembinsky, Bem und Andere flüchteten auf türkisches Gebiet. Der Sultan hatte sie als Schutzsuchende aufgenommen und lieferte sie auch auf Oestreichs und Rußlands Verlangen nicht aus. Nach einem spätern Vertrage wurden sie ins Innere des türkischen Reiches gebracht.

Die ungarischen Festungen ergaben sich nach und nach, zuletzt am 27. Sept. Komorn; die Russen kehrten in ihr Land zurück. Der blutige Krieg hat unzählige Menschenleben gekostet und das ungarische Land weit und breit verwüstet. Ein strenges militärisches Regiment unter dem General Haynau und viele Verurtheilungen folgten. Am 1. November wurde für Ungarn die Verfassung von Kremsier verkündigt. Diese Verfassung, welche den gesammten östreichischen Staat umfassen und für alle seine Provinzen gelten sollte, hatte der Kaiser, bei Auflösung des Reichtages von Kremsier, am 4. März 1849 aus eigener Machtvollkommenheit seinem Reiche gegeben.

Das Jahr 1850

zeigte die Nachwehen der traurigen Verwirrung, in welche unser Vaterland gerathen war, noch einmal in verderblicher und sogar noch größere Uebel drohender Gestalt.

Die beiden großen deutschen Mächte, Oestreich und Preußen, waren zu weit auseinander gerathen. Preußen verfolgte noch immer den Plan, einen engeren Bund der rein deutschen Staaten unter seiner Oberleitung zu bilden, weil es unmöglich schien, daß Oestreich, nachdem dessen deutsche, italienische

und slavische Länder zu einer geschlossenen Monarchie vereinigt waren, mit diesen so verschiedenartigen Bestandtheilen in einen rein deutschen Bund, der durch gemeinsame Einrichtungen nach innen und außen stark sei, passen werde. Und ein starkes Deutschland verlangte die allgemeine Stimme auf das dringendste. Aber gern wollte man, wenn der deutsche Bund erst geschlossen wäre, mit dem ebenfalls geschlossenen östreichischen Staate, ein brüderliches Bündniß errichten und fest mit ihm gegen jeden Feind zusammenstehen; nur auf unsere innern Angelegenheiten sollte er mit seinen fremden Elementen keinen Einfluß haben. Allein Oestreich war nicht gewillt, sich so aus der engeren Verbindung mit Deutschland herausdrängen zu lassen, und die süddeutschen Staaten, besonders Baiern und Würtemberg, hielten es mit Oestreich. Hannover und Sachsen hatten den Gedanken, einen deutschen Bund ohne Oestreich zu stiften, auch nur in der Voraussetzung gebilligt, daß alle übrigen deutschen Länder daran Theil nehmen würden; als sie sahen, daß ein bedeutender Theil derselben nicht zutrat, zogen sie sich ebenfalls zurück: ihrem Beispiele folgten andere, und so scheiterte Preußens Plan, obgleich schon im März ein Reichstag zu Erfurt gehalten wurde, noch im J. 1850 gänzlich. Oestreich hatte nämlich mit den deutschen Regierungen, die sich ihm anschlossen, im Mai den alten deutschen Bundestag in Frankfurt erneuert, um auf Grundlage der Bundesverfassung von 1815 die gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu besorgen und, so weit nöthig, etwaige Veränderungen zu berathen.

In dieser Zeit der Uneinigkeit Deutschlands ereigneten sich traurige Begebenheiten, die bei einem einigen Reiche deutscher Nation nicht möglich gewesen wären.

Der Waffenstillstand mit Dänemark war mit dem 1. Jan. 1850 abgelaufen und die vorbehaltene 6wöchentliche Kündigung konnte jeden Tag von dänischer Seite erwartet werden, um so mehr, als dasselbe die europäischen Großmächte, namentlich Rußland, auf seiner Seite hatte. Diese wollten die dänische Monarchie nicht durch den Verlust der Herzogthümer Schleswig und Holstein geschwächt sehen. Preußen allein konnte nicht gegen das übrige Europa für die Herzogthümer in die Schranken treten und wußte daher, nach endlosen vergeblichen Verhandlungen mit Dänemark, unter Englands Vermittlung, keinen andern Ausweg, als wenigstens den Kriegszustand zwischen Deutschland und Dänemark durch einen einfachen Frieden vom 2. Juli d. J. zu beendigen, wobei jedoch alle Rechte der Herzogthümer und diejenigen des deutschen Bundes in Bezug auf Holstein, als ein Mitglied desselben, so wie die Bestätigung dieses Friedens durch die übrigen deutschen Regierungen, vorbehalten wurden. Die preußischen Truppen in Südschleswig und die schwedischen in Nordschleswig räumten das von ihnen besetzte Land. Nun stand den Dänen der Weg in dieses Herzogthum, welches sie als unmittelbar zu Dänemark gehörig betrachteten, offen. Von der andern Seite war aber die schleswig-holsteinische Statthalterschaft in Kiel entschlossen, Schleswig, welches durch alte bindende Verträge unauflöslich mit Holstein verbunden sei, gegen die dänische Besitznahme selbst mit den Waffen zu vertheidigen, und so rückte das schleswig-holsteinische Heer unter dem General Willisen, sobald der Waffenstillstand durch den preußischen Frieden aufgehoben war, dem dänischen Heere unter dem General Krogh entgegen.

Bei Idstedt, im Norden der Stadt Schleswig, trafen die Heere auf einander und es kam am 25. Juli zur Schlacht. Von beiden Seiten wurde mit der rühmlichsten Tapferkeit gefochten; der Kampf war heftig und blutig; bis Mittag, von Tagesanbruch an, behaupteten die Schleswig-Holsteiner ihren Platz, da aber die Dänen bei ihrer Uebermacht — sie hatten 36 bis 40,000 Mann gegen 26,000 — mit einer Umgehung des linken Flügels drohten und auch im Centrum mit immer neuen Colonnen vordrangen, hielt es der General Willisen für angemessen, um nicht alles auf einen Wurf zu setzen, den Rückzug anzuordnen. Er geschah in guter Ordnung bis an die holsteinische Gränze, wo die Festung Rendsburg einen festen Stützpunkt darbot. Der Verlust auf beiden Seiten mochte 5000 bis 6000 Mann betragen, doch war derjenige der Dänen der größere. Fast das ganze schleswigsche Land kam wieder in die Hände der Dänen; über die holsteinische Gränze drangen sie aber nicht vor, weil Holstein zum deutschen Bunde gehörte. Die Heere blieben gegen einander über stehen und warteten ab, wie sich die Verhältnisse in Deutschland entwickeln würden, denn davon hing auch das Schicksal der Herzogthümer ab.

Die deutschen Verhältnisse aber hatten sich indeß noch mehr getrübt. Es war das kurhessische Land, um welches sich ein neuer Streit erhob. Der Kurfürst und sein Minister Hassenpflug waren mit den Ständen des Landes wegen der Steuerbewilligung in Uneinigkeit gerathen; die Stände wurden am 2. September aufgelöst, das ganze Land in den Kriegsstand versetzt, weil die Steuern vielfach verweigert wurden, und der Kurfürst, der seine Residenz aus Kassel nach Wilhelmsbad bei Hanau verlegt hatte, rief den Bundestag in Frankfurt zu seiner Hülfe auf. Oestreich und Baiern versprachen ihm Hülfe, Preußen dagegen wollte ein solches Eingreifen nicht ohne seine Mitwirkung dulden und besetzte am 2. Novbr. Kassel und Fulda mit seinen Truppen. Von der andern Seite her rückten Oestreicher und Baiern heran. Zugleich hatte sich ein östreichisches Heer in Böhmen gesammelt, der König von Preußen befahl die Mobilmachung des ganzen Heeres und der Landwehr; ein Bruderkrieg in Deutschland drohte auszubrechen, und wenn er ausbrach, wenn Rußland auf der einen und Frankreich auf der andern Seite als Schiedsrichter oder Eroberer sich einmischten, so konnten die Schrecken des dreißigjährigen Krieges wieder über unser Vaterland daherbrausen. Alle wahren Vaterlandsfreunde schauderten vor einem solchen Bilde der Zukunft.

Da gab Gott den Herrschern beider Länder Gedanken des Friedens ein; der junge Kaiser von Oestreich, der ein edles Herz im Busen trägt, wollte den Bruderkrieg im doppelten Sinne, (seine Mutter ist eine Schwester der Königin von Preußen,) eben so wenig, als sein Oheim, der friedliebende König von Preußen. Ihre Minister mußten von beiden Seiten nachgeben. Auf einer Zusammenkunft des Fürsten von Schwarzenberg mit dem preußischen Minister von Manteuffel in Olmütz am 28. Novbr. wurde ausgemacht, daß über die Angelegenheiten Deutschlands nicht auf dem alten Bundestage in Frankfurt, sondern, wie Preußen es verlangt hatte, in freien Conferenzen aller deutschen Staaten und zwar in Dresden, verhandelt werden und ferner, daß Preußen in Vereinigung mit Oestreich die hessischen und schleswig-holsteinischen Streitigkeiten schlichten solle. So war Preußens Stellung in Deutschland neben Oestreich hergestellt, aber auch Oestreichs Stellung in

der Mitte des deutschen Bundes war von Preußen anerkannt, und von einer besondern Union unter Preußens Leitung war nicht ferner die Rede. Nun besetzten östreichische und baierische Truppen neben preußischen das hessische Land und am 23. Dec. wurden die freien Conferenzen in Dresden eröffnet.

Das Jahr 1851.

Der äußere Friede war zurrückgekehrt, die Eintracht der Ansichten und Bestrebungen in Absicht der Neugestaltung Deutschlands wollte sich nicht so schnell einfinden. Die Conferenzen in Dresden führten zu keinem Neubau der Verfassung Deutschlands; die Kraft, etwas Neues, Großartiges zu schaffen, scheint unserm Zeitalter ausgegangen zu sein. Aber in der That waren auch die Schwierigkeiten, wie sie einmal vorlagen, zu groß, vor allem die Frage, ob und wie Oestreich mit seiner ganzen Monarchie, also auch die großen nichtdeutschen Länder, zum Bunde gehören sollten. Und wenn das nicht auszuführen war, sondern nur die deutschen Provinzen mit Deutschland vereinigt wurden, so lag die Rückkehr zu dem Bunde von 1815 als der einfachste Weg vor Augen. Dieser Bund hatte noch genug Lebenskeime in sich, um auf seinen Grundlagen förderlich weiter zu bauen, sobald nur der ernste Wille von allen Seiten lebendig wurde, ohne Selbstsucht, mit aufrichtiger Hingebung für das Beste des Ganzen, des Vaterlandes Wohl zu fördern.

Preußen und seine bisherigen Bundesgenossen entschlossen sich auch zur Beschickung des Bundestages in Frankfurt, die Conferenzen in Dresden wurden am 10. Mai geschlossen; seit Mitte Mai besteht der deutsche Bundestag in Frankfurt von neuem als der Mittelpunkt der Vereinigung aller deutschen Staaten.

Die hessischen und die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten gingen nun auch ihren Weg zum Alten zurück. Der Kurfürst von Hessen nahm seine Residenz wieder in Kassel; nachdem seine Autorität im Lande hergestellt war, verließen die Bundestruppen Ende Juli das hessische Land.

Nach Holstein rückten östreichische und preußische Truppen, um dem Kriegszustande ein Ende zu machen; zwei Bundescommissäre, von beiden Regierungen ernannt, übernahmen, in Vereinigung mit einem Commissär des Königs von Dänemark, einstweilen die Verwaltung des Landes, nachdem die Statthalterschaft der Herzogthümer ihre Gewalt niedergelegt und das schleswig-holsteinische Heer bis auf die gewöhnliche Friedenszahl aufgelöst hatte. Schleswig, welches nicht zum deutschen Bunde gehörte, kehrte ganz unter dänische Herrschaft zurück. Eine Anzahl von Offizieren, Beamten, Predigern, Professoren, Lehrern, auch aus Holstein, mußten auswandern und in Deutschland Dienste und Brod suchen, was denn auch den meisten, Dank der Theilnahme von Regierungen, Städten und Privatpersonen, gelungen ist. Aber es ist immer ein hartes Loos, sein Vaterland verlassen zu müssen!

Im J. 1852 ist auch die Regierung des Herzogthums Holstein dem Könige von Dänemark wieder übergeben worden und die fremden Truppen sind abgezogen.

Für die Geschichte Deutschlands ist aus dem J. 1851 noch der Vertrag vom 7. Septbr. zwischen Preußen und Hannover zu bemerken, wodurch Hannover sich verpflichtete, mit dem Jahr 1854 in den deutschen Zoll-

verein einzutreten. Es wurde dadurch der Grund zur völligen Einigung Deutschlands im Handel und Verkehr gelegt, welche von da an in wenigen Jahren bedeutende Fortschritte gemacht hat und hoffentlich endlich alle deutschen Länder ohne Ausnahme umfassen wird.

Es war dieses eine der letzten Regierungshandlungen des greisen Königs Ernst August von Hannover; er starb am 18. Novbr. und hinterließ sein Königreich seinem Sohne Georg V.

Von den Begebenheiten des J. 1851 in den übrigen europäischen Ländern ist, seiner Folgen wegen, der kühne Staatsstreich des Präsidenten der französischen Republik, Louis Napoleon, am 2. Dezbr. der merkwürdigste. Der Präsident konnte mit der gesetzgebenden Versammlung Frankreichs, der Nationalversammlung nicht fertig werden; sie hemmte seine Absichten, die auf eine größere Macht zum kräftigen Handeln hinausgingen. Im Vertrauen auf die Stimmung der großen Masse des Volkes, besonders auf dem Lande, für das Andenken der Napoleonischen Zeit, wagte er es, in der Nacht vom 2. auf den dritten Dezbr. die Nationalversammlung zu sprengen, ihre vorzüglichsten Mitglieder Cavaignac, Thiers, Berryer, mehrere Generale, gefangen zu nehmen und an die Nation zu apelliren, indem er das allgemeine Stimmrecht herstellte und verlangte, daß die Nation sich über die Verfassung aussprechen sollte, welche ihr die liebste wäre. Ein Aufstand in Paris und mehrere in den Provinzen wurden schnell unterdrückt, weil er die Soldaten auf seiner Seite hatte, und noch in den letzten Tagen des Jahres wurde er von achtehalb Millionen Wählern auf 10 Jahre zum Präsidenten der Republik ernannt und seine Verfassungsvorschläge wurden angenommen.

Das Jahr 1852.

Es war vorauszusehen, daß der kühn emporstrebende Mann dabei nicht stehen bleiben würde. Das Kaiserthum sollte hergestellt werden, das Geschlecht Napoleons wieder herrschen, und so klug und sicher waren seine Plane angelegt, daß eine neue Abstimmung durch ganz Frankreich ihn wirklich zum Kaiser ernannte. Es waren noch mehr Stimmen (nehmlich 8 Millonen,) als die, welche ihn ein Jahr vorher zum zehnjährigen Präsidenten ernannt hatten. Vom 2. Dezbr. 1852 fängt das erbliche Kaiserthum Napoleons III. an; er betrachtete nemlich das Kaiserthum seines Oheims, Napoleons I., nur als unterbrochen, nicht aufgehoben, und dessen verstorbenen Sohn, den König von Rom, als rechtmäßigen zweiten Kaiser der Franzosen. Die Verfassung Frankreichs nahm immer mehr die Gestalt der Selbstherrschaft an, obgleich auch ein Senat und ein gesetzgebender Körper beibehalten wurden. Die Franzosen waren der ewigen Revolutionen so müde, daß sie sich gern die kräftige Regierung eines Einzelnen gefallen ließen. Auch wußte Louis Napoleon der Nationaleitelkeit zu schmeicheln, nahm sich der arbeitenden Klasse an, sorgte für die öffentliche Wohlfahrt, und die durch ihn geschaffene größere Ruhe und Sicherheit bewirkte, daß sich die Industrie wieder hob und Handel und Verkehr von neuem emporzublühen anfingen.

Ueberhaupt war das Jahr 1852 ein Ruhepunkt für die europäische Welt, auf welchem sich wieder Hoffnung und Muth zu den Thätigkeiten des Friedens entwickelten.

In diesem Sinne dachte man auch in Deutschland daran, die Segnungen des freien Verkehrs durch die deutschen Bundesländer aufs neue zu befestigen und noch weiter auszubreiten. Besonders war der östreichischen Regierung daran gelegen, ihre deutschen Provinzen, und wo möglich auch ihre italienischen, mit in den deutschen Zollverein zu bringen, an dessen Spitze Preußen stand, und die süddeutschen Regierungen unterstützten dieses Streben sehr lebhaft. Ja, es war einige Zeit hindurch Gefahr vorhanden, daß der ganze Zollverein zerfallen könne, wenn Preußen dem östreichischen Verlangen nicht nachgäbe. Das konnte Preußen aber nicht so unbedingt, weil die östreichische Gesetzgebung in Steuer- und Verkehrs-Sachen zu abweichend von der der Zollvereinsstaaten war. Es wurden lange Verhandlungen in Wien gepflogen, dann in Darmstadt, dann in Berlin, es zeigten sich Schwierigkeiten von allen Seiten; man kam nicht aus der Stelle. Der politische Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland, der so eben fast zum Kriege mit den Waffen geführt hatte, schien sich auf das Gebiet des Handels und Verkehrs verpflanzt zu haben. Und wäre es hier zu einer wirklichen Spaltung gekommen, hätten Zöllner und Gränzwächter wiederum eine Scheidewand zwischen dem Norden und dem Süden des Vaterlandes gezogen, so war zwar nicht Waffengewalt und Blut die traurige Aussaat des Hasses, aber die Entfremdung kam um so sicherer und dauernder, weil sie schleichend in alle Verhältnisse des täglichen Lebens eindrang, und die Entsittlichung der Gränzbewohner durch Schleichhandel und Umgehung des Gesetzes verderbte einen langen Landstrich im Herzen von Deutschland. Und was halfen ferner die Millionen, die überall auf Eisenbahnen, Kanäle, Landstraßen verwendet waren, wenn dem freien Verkehr wiederum Fesseln angelegt werden sollten? Deutschland hatte so herrlich angefangen, sich von dem Uebergewichte Englands und Frankreichs in der Verfertigung von Waaren aller Art frei zu machen, ja rüstig mit ihnen in die Schranken zu treten und seine Waaren in alle Theile der Welt zu schicken. Das war gelähmt, wenn die freie Anregung wieder durch Neid und Eigennutz der einzelnen Länder gegen einander gehemmt wurde. Trauernd mußte man dem Kampfe der Conferenzverhandlungen zusehen, da einer dem andern nur Vortheile abzugewinnen suchte.

Das Jahr 1853.

Aber auch hier entschieden die Monarchen in wenigen Tagen, was ihre Diener verwickelt hatten. Der junge Kaiser von Oestreich reiste selbst nach Berlin, begrüßte herzlich seine so nahen Blutsverwandten; sie verständigten sich über die Hauptsachen, und auf den Befehl ihrer Fürsten mußten die Diener in wenigen Wochen ein Werk vollenden, woran man ein Jahr lang vergeblich sich abgemüdet hatte. Am 18. Febr. 1853 wurde ein Handelsvertrag zwischen Oestreich und Preußen abgeschlossen, durch welchen Oestreich zwar noch nicht in den Zollverein aufgenommen, aber die Handelsverbindungen zwischen seinen und den Zollvereinsländern sehr erleichtert und die wirkliche Aufnahme in den Verein vorbereitet wurde. Nun wurde auch der bisherige Zollverein auf 12 Jahre erneuert und Hannover mit Oldenburg in denselben aufgenommen, so daß auch die Ausflüsse der Elbe, Weser und Ems den Erzeugnissen des Fleißes in den Gebirgen Sachsens, Schlesiens, Thüringens,

Frankens, Würtembergs und Badens offen stehen und wiederum Producte fremder Welttheile dem südlichen, wie dem nördlichen Deutschland, zuführen. Wie wurde nun mit erneutem Eifer an den Verkehrswegen der Eisenbahnen, Häfen, Kanäle, an den electromagnetischen Telegraphen, die in wenigen Stunden Nachrichten von einem Ende Deutschlands, ja Europa's, bis zum andern bringen, gearbeitet, Fabriken angelegt, der Landbau verbessert, die Künste aller Art gefördert! Es war das Gefühl der Sicherheit, die der Friede giebt, in welchem die Menschen wieder der Zukunft zu vertrauen anfingen.

Aber leider trübte sich unerwartet der politische Himmel schon wieder; es war die sogenannte orientalische Frage, welche die Veranlassung dazu gab.

Das türkische Reich nemlich ist in seinen Grundfesten so morsch geworden, daß es sich, wenigstens in Europa, aus eignen Kräften kaum aufrecht halten kann. Es zählt in seinen europäischen Provinzen viel mehr christliche Unterthanen, als muhamedanische, nemlich 7 bis 8 Millionen Christen gegen 3 bis 4 Millionen Türken. Wenn die Christen sich vereinigten und vielleicht die Unterstützung einer europäischen Macht fänden, so würden sie, wenn auch nach blutigen Kämpfen, die Türken nach Asien, woher sie gekommen sind, zurücktreiben können. Die Türken wissen das auch sehr gut, und die vornehmen Türken in Constantinopel suchen sich eine Grabstätte jenseits der Meerenge, in Asien, zu verschaffen. Die Macht, welche diese Lage der Türken am leichtesten benutzen könnte, ist Rußland. Seine Heere würden ohne große Anstrengungen von seinen südlichen Gränzen aus vordringen und Constantinopel erobern können; Rußland hätte dann die Schlüssel des schwarzen Meeres allein in seiner Hand und könnte auch das Uebergewicht im mittelländischen Meere erlangen, wenn es seine Eroberungen fortsetzte und seine Seemacht vermehrte. Die Neigung zu dieser Ausdehnung des schon riesenartigen Reiches lebte seit Peter dem Großen und Katharina II. in den Russen und sie sind Schritt vor Schritt Konstantinopel näher gerückt, besonders seit sie im Frieden von Adrianopel 1829 die Schutzherrschaft über die christlichen Fürstenthümer Moldau, Wallachei und Serbien erworben hatten. Die übrigen europäischen Mächte, besonders die Seemächte England und Frankreich, bewachen jeden Schritt Rußlands mit eifersüchtigen Augen; sie würden für ihren Handel zu viel verlieren, wenn Rußland im Süden so mächtig würde.

Nun schickte der Kaiser Nicolaus im J. 1853 seinen Admiral, Fürsten Menschikoff, nach Konstantinopel und verlangte die Schutzherrschaft über die griechischen Christen im ganzen türkischen Reiche, deren wohl 6 Millionen sind; er habe als Oberhaupt der ganzen griechischen Christenheit die Pflicht, seine Glaubensgenossen gegen die Bedrückungen der türkischen Statthalter sicher zu stellen. Wenn das zugestanden wurde, so konnte er jeden Augenblick einen Grund finden, Beschwerden gegen die türkische Regierung aufzustellen und, wenn sie seinen Willen nicht thun wollte, unter dem Namen einer religiösen Pflicht Krieg anfangen. Der Sultan war sein Vasall geworden.

Das sahen die übrigen Mächte wohl ein und redeten dem Sultan zu, nicht nachzugeben; doch bewilligte er allen christlichen Kirchen in der Türkei, nicht bloß den griechischen, größere Sicherheit. Das war den Russen nicht genug, Menschikoff verließ Constantinopel und im Anfange Juli's besetzten

die Russen die Donaufürstenthümer Moldau und Wallachei mit ihrer Armee, zum Unterpfande, wie der Kaiser sagte, bis seine Forderungen erfüllt sein würden. Nun wurde die Sache für die übrigen europäischen Staaten ernsthafter. England und Frankreich bewogen die Pforte, — so nennt man die türkische Regierung, — an Rußland den Krieg zu erklären, wenn die Fürstenthümer nicht in 15 Tagen geräumt sein würden. Zugleich erschien eine englisch-französische Flotte vor Constantinopel, um diese Haupstadt zu schützen, wenn etwa die Russen von ihrem festen Seehafen im schwarzen Meere, Sebastopol, ihre Kriegsflotte mit einem Heere dahin abschicken würden. Eine Kriegserklärung erfolgte jedoch von ihnen noch nicht; sie hofften, der Kaiser Nicolaus werde nachgeben, wenn er sähe, daß halb Europa gegen seinen Angriff auf die Türkei in die Waffen zu treten bereit sei; denn auch Oestreich konnte dabei nicht gleichgültig bleiben, da seine südlichen Gränzen ebenfalls bedroht wurden und da die Mündung seines großen Handelsflusses, der Donau, ganz in russische Hände gerathen mußte, wenn Rußland die Fürstenthümer in seinem Besitze behielt. Oestreich und mit ihm Preußen wendeten alle Ueberredung in Petersburg an zur Mäßigung zu ermahnen.

Aber während man noch hoffte und verhandelte, griff der russische Admiral Nachimoff die türkische Flotte im Hafen von Sinope, an der Nordküste von Kleinasien, am 30. Novbr. an und verbrannte und zerstörte sie unter einem schrecklichen Blutbade der Mannschaft, von welcher über 4000 umkamen. Dieser Schlag vernichtete allen Glauben an Rußlands Mäßigung; die vier Großmächte England, Frankreich, Oestreich und Preußen schlossen am 4. Dezbr. einen Vertrag zu Wien zum Schutze des türkischen Reiches in seinem jetzigen Bestande und für die Herstellung des Friedens.

Die Jahre 1854, 55 und 56.

Oestreich und Preußen wollten vor der Hand am Kriege nicht Theil nehmen, sondern ferner vermittelnd wirken; die Westmächte dagegen rüsteten eifrig zur See und zu Lande, und da Rußland die Räumung der Moldau und Wallachei verweigerte, erklärten sie am 27. März 1854 den Krieg an Rußland zum Schutze der Türkei. Ihre Flotten gingen in's schwarze Meer und wurden verstärkt, eine stolze vereinigte Flotte unter dem kühnen Admiral Napier segelte in die Ostsee, und ununterbrochen trugen zahlreiche Transportschiffe französische und englische Truppen mit unermeßlichen Kriegsvorräthen nach der Türkei, so daß bis zum Herbst wohl 100,000 Mann dort versammelt waren.

Unterdeß hatte der Krieg zwischen Russen und Türken an der Donau seinen Anfang genommen; die Russen waren über den Fluß gegangen und hatten die sogenannte Dobrodscha, einen Theil der türkischen Provinz Bulgarien, besetzt. Die Türken unter Omer Pascha konnten ihnen in einer offenen Feldschlacht nicht entgegen treten, sondern zogen sich bis hinter den Trajanswall zurück. Desto tapferer aber vertheidigten sie die Festungen an der Donau, besonders Silistria, und hier brach sich der Angriff der Russen. In den Stürmen gegen die Außenwerke der Festung und in den Ausfällen der Türken verloren sie mehrere ihrer besten Generale, und nach fünfwochenlanger Belagerung sahen sie sich genöthigt, am 23. Juni dieselbe aufzuheben und über die Donau zurückzugehen.

Zu diesem Rückzuge wirkten aber auch politische Gründe mit. Oestreich, welches dem Kriege an seinen Gränzen nicht ruhig zusehen konnte, hatte seine Heere gesammelt und mit der Türkei einen Vertrag geschlossen, nach welchem östreichische Truppen als neutrale Macht die Moldau und Wallachei besetzen sollten, wenn Rußland bewogen werden könnte, seine Armeen herauszuziehen; und Rußland hatte in diese Forderung gewilligt, um nicht auch mit Oestreich in Krieg zu gerathen. Die Russen zogen sich nach und nach über den Pruth in ihr eigenes Land zurück und die Oestreicher besetzten die Moldau und Wallachei.

Nun hatte das französisch-englische Heer, welches sich hauptsächlich in und bei der Festung Varna am schwarzen Meere gesammelt hatte, die Wahl, entweder mit den Türken vereinigt die Donau zu überschreiten und in die russische Provinz Bessarabien einzudringen, oder einen andern Punkt des russischen Reiches am schwarzen Meere zu Wasser und zu Lande anzugreifen. Die Feldherren wählten das letztere und gingen auf die Halbinsel Krim, die an der Nordseite des schwarzen Meeres liegt, los, in der Absicht, die stärkste Seefestung Rußlands in diesen Gegenden, Sebastopol, anzugreifen und die große russische Kriegsflotte, welche bisher das schwarze Meer beherrscht hatte, wo möglich zu zerstören. Es war ein kühnes Unternehmen, 70 bis 80,000 Mann Soldaten mit mehreren tausend Pferden, mit Waffen, Kanonen, Munition, Proviant aller Art, mit Zelten und allem Lagergeräth, auf Schiffen über ein oft stürmisches Meer zu schaffen und glücklich an's Land zu setzen; aber der Anfang des Unternehmens war sehr glücklich; Wind und Wetter waren günstig, die Fahrt ging rasch von statten und mit bewunderungswerther Schnelligkeit wurden 70,000 Mann in einem Abend und einer Nacht am 14. und 15. Septbr. bei Eupatoria an der Westküste der Krim ans Land gesetzt, und wurden die Russen unter dem Fürsten Menschikoff am 20. Spt. am Almaflusse in einer blutigen Schlacht besiegt. Die Festung Sebastopol jedoch konnten die Verbündeten nicht im raschen Anlaufe nehmen, wie falsche Gerüchte es glauben machen wollten, sondern mußten eine förmliche Belagerung auf recht schwierigem Boden an der Südseite der Festung beginnen.

Diese Belagerung erforderte große Vorbereitungen; es mußten Schanzen aufgeworfen, Laufgräben gegraben, das Geschütz mit vieler Mühe von den Schiffen in die Schanzen gebracht werden. Erst am 17. Oct. konnte die Beschießung zu Wasser und zu Lande beginnen, aber sie hatte, obgleich mit aller Kraft ausgeführt, keinen entscheidenden Erfolg. Die Russen erwiederten das Feuer aus mehr als 400 Kanonen und brachten besonders den Schiffen großen Schaden bei; diese konnten ferner keinen Antheil am Kampfe gegen die granitenen Mauern der Festungswerke nehmen. Und zu Lande rückte die Belagerung auch wenig vorwärts, denn weil die Verbündeten nicht Mannschaft genug hatten, die Festung ganz einzuschließen, so konnten die Russen von der Nordseite her immer Verstärkung an Menschen, Munition und Lebensbedürfnissen aller Art in die Festung bringen. Schaaren nach Schaaren zogen aus dem Innern Rußlands herbei und dadurch wurde das russische Heer so stark, daß es die Engländer mehrmals in ihrem Lager angreifen konnte.

Zuerst geschah dieses am 25. Oct. bei Balaclava, einer kleinen Stadt am Meere, wo die Engländer ihre Flotte hatten, und am 5. Novbr. bei Inkermann mit großer Uebermacht. Das englische Heer, welches die Hauptangriffe auszuhalten hatte, kämpfte mit großer Tapferkeit und die Russen wurden im blutigen Kampfe zurückgeschlagen, allein fast der dritte Theil des Heeres ging verloren, nebst 3 todten und 4 verwundeten Generalen, die zum Theil schon in den großen Kriegen gegen Napoleon gefochten hatten. Das schon durch Krankheiten sehr geschwächte Heer schmolz bis auf einen kleinen Haufen zusammen und die Verstärkungen, die nachgeschickt wurden, waren kaum im Stande, die Lücken auszufüllen, die von nun an durch Krankheiten mehr, als durch Kampf, in die Reihen der Engländer gerissen wurden. Denn der Winter brach mit seinen Stürmen, Regen- und Schneeschauern mit einer Heftigkeit heran, wie sie selbst in dem unwirthbaren Klima der Krim ungewöhnlich ist. Der Boden wurde in Schlamm verwandelt, und doch mußten die Soldaten im Freien an den Schanzen und Laufgräben arbeiten und hatten auch im Lager keinen hinreichenden Schutz, denn es fehlte an den nöthigen Zelten, Hütten, warmen Kleidungen und geordneter Pflege. Die Heerverwaltung zeigte sich schlecht; sie wurde später im englischen Parlamente angeklagt und einer Untersuchung unterworfen.

Gegen die härtesten Angriffe der Elemente hätte aber auch die beste Verwaltung die Menschen nicht schützen können. Ein einziger Tag, wie der 14. Novbr., wo ein unerhörter Orkan wüthete, riß fast das ganze Lager um und führte Zelte, Stroh, Decken, Kleidungsstücke, im Sturme davon, und auf dem Meere warf er mehrere große und kleine Kriegsschiffe und mehr als 30 Transportschiffe in Trümmern an die Küste.

Den Franzosen, die eine bessere Verpflegung und auch einen besseren Boden zu ihrem Lager hatten, ging es etwas weniger schlimm, aber auch sie hatten viel zu leiden; und dabei mußten die Belagerungsarbeiten im Sturm und Regen, in den halb mit Schlamm und Wasser angefüllten Laufgräben, fortgesetzt werden: Seit dem Rückzuge Napoleons aus Rußland im J. 1812 war der Krieg nicht wieder so in seiner schrecklichen, menschenverderbenden Gestalt erschienen, als in den Monaten Novbr. und Dezbr. 1854 in der Krim. Der Menschenfreund mußte seine Augen von dem gräuelvollen Schauspiele wegwenden.

Große Kämpfe fielen in diesen Monaten nicht mehr vor, denn auch die Russen, die nicht gerade in der Stadt Sebastopol und in einigen nahe liegenden Ortschaften einigen Schutz gegen Sturm und Schnee und Frost fanden, litten durch das Wetter, und dabei hinderten die schlechten Wege auch den Zuzug der Verstärkungen durch die öden Steppen des südlichen Rußlands.

Unter so traurigen Eindrücken brach das Jahr 1855 an und die ersten Monate steigerten das Elend auf größere Höhe.

Bei dieser Spannung der Gemüther traf wie ein Schlag aus blauem Himmel die Nachricht ein, daß der Kaiser Nikolaus nach kurzer Krankheit am 2. März Mittags 12 Uhr an einer Lungenlähmung gestorben sei; und so wundergleich ist die Schnelligkeit, mit welcher eine Begebenheit von einem Ende Europa's bis zum andern durch die electromagnetischen Telegraphen mitgetheilt werden kann, daß diese wichtige Nachricht Nachmittags 4 Uhr in

Berlin und am Abend desselben Tages in Paris, ja unter den Wogen des Meeres hindurch in London bekannt wurde.

Der erste Eindruck erweckte frohe Friedenshoffnungen, denn die allgemeine Meinung hatte den Kaiser Nicolaus mit seinem starken Willen als Urheber des Krieges und Hinderniß des Friedens angesehen. Aber bald zeigte sich, daß nicht Nicolaus für seine Person, sondern als Vertreter der Politik seines Reiches gehandelt hatte, denn sein Sohn und Nachfolger, Alexander II., erklärte bei seiner Thronbesteigung an demselben Tage, da sein Vater gestorben war, daß er die Größe und den Ruhm Rußlands aufrecht erhalten und die Bestrebungen Peters des Großen, der Kaiserin Katharina, so wie seines Oheims Alexander und seines Vaters, zu seiner Richtschnur machen werde.

So mußte denn der widerwärtige Kampf mit aller Anstrengung von beiden Seiten fortgesetzt werden. Für die Westmächte war er zu einem Ehrenkampfe geworden; sie durften ihn nicht aufgeben, wenn sie nicht die Unangreifbarkeit der colossalen Macht Rußlands anerkennen und derselben die unbedingte Freiheit, sich nach Süden auszubreiten, die Türkei zu überwältigen und seine Seeherrschaft bis in das Mittelmeer auszudehnen, einräumen wollten. Daher wurden neue Truppen nachgeschickt, Geschütze des schwersten Kalibers, welche hundertpfündige Bomben warfen, mit großen Kosten über die Meere auf den Kampfplatz geschafft, und eine wesentliche Verstärkung auch dadurch gewonnen, daß der König von Sardinien sich mit England und Frankreich verband und 15000 Mann unter dem General La Marmora nach der Krim schickte.

Noch nie ist eine Festung mit einem solchen Regen von Kugeln überschüttet worden, als Sebastopol. 700 schwere Geschütze donnerten Tag und Nacht gegen die unglückliche Stadt, die täglich Tausende von der russischen Besatzung unter ihren Trümmern begrub. Dazu hatte der Kaiser Napoleon den Nachfolger des nach der Schlacht an der Alma gestorbenen Marschalls St. Arnaud, den General Canrobert, der ihm nicht kühn genug vorschritt, durch den General Pelissier, auch einen der in Africa gebildeten und abgehärteten Krieger, im Oberbefehle ersetzt und dieser ließ im Sommer 1855 die Festungswerke, welche die Stadt von der Südseite umgaben, sobald eine Bresche geschossen war, bestürmen; und wenngleich sein Heer täglich viele Leute verlor, so wurde doch ein Schritt nach dem andern gewonnen und bei einem Hauptsturm am 8. Sept. eroberten die tapferen Generale Bosquet und Mac-Mahon die von 62 Geschützen vertheidigte Bastion Kornilof mit dem Malakofthurme. Der Tag kostete den Franzosen 5 Generäle und 7000 Mann, und den Engländern 2400 Mann an Todten und Verwundeten; allein der Widerstand von Sebastopol war damit gebrochen; die Hauptseite der Stadt konnte nun nicht mehr vertheidigt werden und der russische General Gortschakof zog in der Nacht die ganze noch übrig gebliebene Besatzung über den Hafen nach der Nordseite des Meerbusens zurück, zerstörte die Brücken, und was das Wichtigste war, versenkte die ganze große russische Kriegsflotte des schwarzen Meeres in die Tiefe des Hafens, damit sie nicht in die Hände der Feinde fiele.

Die Belagerung hatte 349 Tage, also fast ein Jahr, gedauert und war damit doch noch nicht zu Ende, denn die Russen behaupteten noch immer die

nördlichen Festungswerke und die ganze Krimsche Halbinsel, und diese zu erobern, wenigstens so weit, um auch die Nordseite der Festung angreifen zu können, dazu waren die Verbündeten nicht stark genug. Die Hauptsache war doch auch damit gethan, daß die Kriegsflotte des schwarzen Meeres zerstört war; wenn Rußland vortheilhafte Bedingungen gewähren wollte, so konnte der Frieden mit Ehren geschlossen werden. Auch Rußland hatte mit Ehren gekämpft. Nur an diesem einen Flecke, wo alle Kräfte der Feinde vereinigt waren, hatte es Verlust erlitten; dagegen waren alle Anstrengungen Englands, die mit gewaltigen Flotten in die Ostsee geschifft waren, nicht im stande gewesen, die Vertheidigungspunkte der russischen Küste, namentlich den Kriegshafen von Petersburg, Kronstadt, wegzunehmen oder auch nur zu beschädigen. Allein Rußlands Geldkräfte waren auch erschöpft und an 300,000 Menschen waren durch den Krieg, durch Seuchen, Mangel und durch zerstörende Märsche in den öden Steppen zu Grunde gegangen. Das menschenfreundliche Gemüth des neuen Kaisers wünschte ebenfalls das Ende des Streites, der nun keinen eigentlichen Gegenstand mehr hatte, und so kam, nachdem der Winter von 1855 auf 56 in einer Art Waffenruhe vor Sebastopol vergangen war, unter Oestreichs Vermittlung ein Friedenskongreß zu Paris zu stande, auf welchem der Frieden am 10. März 1856 wirklich geschlossen wurde.

Derselbe war vortheilhaft für die Sicherheit der Türkei und für den Handel und Verkehr aller Nationen, denn Rußland entsagte der Schutzherrschaft über die Moldau und Wallachei, deren Regierung und Verfassung durch die Großmächte gemeinschaftlich geordnet und beschützt werden sollten. Ebenfalls übernahmen die Großmächte zusammen den Schutz der christlichen Unterthanen des Sultans, denen gleiche Rechte mit den Mohamedanern gewährt werden sollten. Und endlich trat Rußland die Donaumündungen, mit einem dieselben umschließenden Landstriche an die Türkei ab, und diese verpflichtete sich, den Handel durch die Donau in's schwarze Meer allen Nationen frei zu geben. Auch der Handel auf dem schwarzen Meere sollte frei sein und Rußland sollte nicht wieder einen Kriegshafen an dessen Küsten anlegen. — Der Friede war ehrenvoll für die verbündeten Mächte, wenn seine Bedingungen treu zur Ausführung kamen.

Die Jahre 1857 und 58.

Allein wie wenig ist von den durch denselben erweckten Hoffnungen in Erfüllung gegangen! Die freie Schifffahrt auf der Donau ist noch nicht definitiv geordnet und die zum Theil versandeten Mündungen noch nicht für größere Schiffe fahrbar gemacht. Die Anordnung der Verhältnisse der Moldau und Wallachei hat theils in dem Parteiwesen, der Rohheit und Streitsucht dieser Länder, theils in der Uneinigkeit der entscheidenden Mächte, ob beide Fürstenthümer wie bisher getrennt bleiben oder zu einem größeren Ganzen vereinigt werden sollten, Schwierigkeiten gefunden, bis die Einwohner selbst, diese Uneinigkeit benutzend, den Fürsten Couza zum Hospodar für beide Länder gewählt haben. Die Mächte haben diese Wahl als vollzogene That, willig oder unwillig, anerkannt; allein damit ist eine gedeihliche Ordnung in diesen, so lange verwilderten Ländern noch keineswegs hergestellt. Die Oberherrschaft des Sultans über dieselben besteht fast nur dem Namen nach. Und was die christlichen Unterthanen der Pforte betrifft, so hat der Sultan

dieselben zwar durch ein Gesetz, den Hatta Humayum, den Muselmännern gleichgestellt, allein das Gesetz ist unmächtig, der Fanatismus des Volkes widerstrebt demselben, Unzufriedenheit mit der Pforte herrscht überall, und die schlechte Verwaltung der Finanzen, die Habsucht der ersten Beamten und die thörichtste Verschwendung im Haushalte des Sultans selbst, haben dieses Reichs immer mehr in einen traurigen Verfall gebracht. Das Bestehen des Reiches hat in der That nur seine Stütze in der Eifersucht der europäischen Mächte, welche sich über die Theilung desselben nicht vereinigen können. Für's erste haben diese Mächte noch andere wichtigere Dinge abzumachen gehabt.

England z. B. hat in den Jahren 1857 und 58 in Ostindien schwere Arbeit gehabt. Kaum war der orientalische Krieg, der so ungeheure Opfer an Menschen und Geld gekostet hatte, beendigt, so brach in Ostindien ein Aufruhr der im englischen Solde stehenden einheimischen Truppen so unerwartet und in so großem Umfange aus, daß die englische Herrschaft in die größte Gefahr gerieth. Von den europäischen Truppen in Indien war die Hälfte nach der Krim gerufen worden, die geringe Zahl der in Indien gebliebenen kämpfte mit unübertrefflichem Heldenmuthe gegen die Empörer, die in der Wuth ihres Nationalhasses und religiösen Fanatismus keines Europäers, nicht der Weiber und Kinder, schonten und die unerhörtesten Grausamkeiten verübten. Die Namen der Helden, die in diesen Kämpfen gefallen sind, eines Wilson, Havelok, Outram, haben sich in Englands Geschichte verewigt, und ihrer Aufopferung gelang es, noch ehe die Hülfe aus Europa ankam, im J. 1857 den Mittelpunkt des Aufruhrs, die Stadt Delhi, den früheren Sitz des Großmoguls, wieder zu erobern. Im Jahre 1858 wurde in dem zum Theil glühend heißen Lande bald hier, bald da, gegen die einzelnen Haufen der Empörer noch immer heftig gestritten, bis die Ueberlegenheit der europäischen Kriegskunst die Ruhe so weit herstellte, daß an einen neuen Aufbau der englischen Herrschaft gedacht werden konnte. Ein Hauptschritt dazu ist im J. 1859 dadurch geschehen, daß die Herrschaft der ostindischen Compagnie, welche nicht mehr ausreichen konnte, aufgehoben und Indien der unmittelbaren Herrschaft der Königin Victoria unterworfen ist. Nun sind die Minister auch für die Verwaltung des indischen Reiches verantwortlich und die Freunde Englands hoffen, daß diese Maßregel heilsame Folgen für die Herrschenden und die Beherrschten haben wird.

Die über den ganzen Erdball greifende Herrschaft dieses Inselvolkes hat in den letzten Jahren auch noch weiter nach Osten hin, in China einen Krieg zu bestehen gehabt, der endlich durch einen für den englischen Handel günstigen Frieden beendigt zu sein schien, als ein neuer unglücklicher Zwischenfall neuen Streit hervorgerufen hat. Als nämlich die englische Gesandtschaft, um nach der Hauptstadt Pecking zu schiffen und dort die feierliche Auswechslung des Friedensvertrages vorzunehmen, mit einer kleinen Flotte von Kanonenböten in die Mündung des Peihoflusses einfahren wollte, wurde sie von den chinesischen Batterien mit einem so mörderischen Feuer empfangen, daß mehrere Schiffe in den Grund gebohrt wurden und die übrigen umkehren mußten. Es waren auch ein paar französische Schiffe dabei, denn Frankreich und England hatten gemeinschaftlich gegen China gehandelt und den Frieden geschlossen; und so sendeten im Jahre 1860 beide Länder eine Flotte und ein Landheer aus, um für die That der Chinesen Strafe zu üben. Der

Krieg wurde schnell und glücklich geführt, die Hauptstadt Peking erobert, der kaiserliche Pallast verbrannt. Der durch Lord Elgin abgeschlossene Friede erwarb Handelsvortheile und freie Predigt des Christenthums im chinesischen Reiche, welches übrigens fortwährend durch die Rebellen, welche im Jahre 1852 die zweite Hauptstadt Nanking erobert hatten, fortwährend zerrüttet wird.

Diese Kämpfe im fernen Osten verhinderten es nicht, daß in den Jahren 1857 und 58 die Gedanken der Menschen in Europa sich den Künsten des Friedens und der Hoffnung seiner längeren Dauer wieder hingaben. Leider zeigte sich aber auch von neuem, daß dem Menschen nichts schwerer wird, als seine Wünsche zu beschränken und überhaupt Maaß zu halten. Nachdem die politischen Leidenschaften einigermaaßen zur Ruhe gebracht waren, erwachten die Begierden nach Genuß mit neuer Gewalt. Die ausschweifendsten Plane wurden entworfen, um nur schnell reich zu werden. Nicht die ruhige, anhaltende und angestrengte Arbeit galt, wie in alter Zeit, als das sichere Mittel, den Wohlstand einer Familie zu gründen, sondern mit einem einzigen Federstriche, mit der Namensunterschrift als Theilnehmer eines großen Unternehmens im Handel, in der Fabrikation, im Grubenbau, oder mit der Benutzung einer günstigen Lage des Börsenspiels, wollte man Tausende mit einem Male gewinnen. Diese Sucht ging wie eine Krankheit durch Europa und Amerika, sie hat auch bei uns in Deutschland ihre zahlreichen Opfer gefordert, denn die in die Luft gebauten Speculationen trugen den Keim ihres Mißlingens in ihrer eigenen Uebertreibung mit sich und Tausende von Familien sind durch das Bestreben reich zu werden zu Bettlern geworden. Dazu kamen theilweise Mißernten und ein unnatürliches Steigen der Preise der Lebensmittel, so daß die Klasse von Menschen, die mit Bescheidenheit und Sparsamkeit nur das zum Leben Nothwendige verlangt, in vielfache Noth gerieth. Dies traf die meisten derjenigen, die von baaren Besoldungen leben müssen. Daß unter solchen Umständen nicht Zufriedenheit und Wohlbehagen die vorherrschende Stimmung der Menschen sein konnte, ist leichtbegreiflich.

Indeß waren jene Verluste Einzelner ein vorübergehendes Uebel und wir Deutsche, die wir gern das Beste hoffen, fingen wieder an, die vielen Fortschritte in den Einrichtungen des gemeinsamen vaterländischen Lebens mit Freude zu betrachten. Das Netz der Eisenbahnen dehnt sich immer vollständiger über Deutschland aus und bringt Städte und Länder einander nahe, die sich früher fremd waren. Zur Erleichterung des Verkehrs wurde die lange ersehnte Vereinigung über gleiche Münze für den ganzen Zollverein getroffen und selbst Oestreich trat bei. Eine Commission der deutschen Regierungen hat zuerst in Nürnberg und dann in Hamburg ein Handels- und Wechselrecht für ganz Deutschland bearbeitet. Ein allgemeiner Postverein bringt eine vorher nie erhörte Lebhaftigkeit, Raschheit und Sicherheit in den brieflichen Verkehr, so daß ein Brief von Hamburg nach Wien und Triest nicht mehr kostet, als früher auf einer Entfernung von wenigen Meilen. Und nicht genug, die Mittheilung von Gedanken, Aufträgen und Thatsachen schon dadurch so sehr erleichtert zu haben, macht es auch die Vervollkommnung und Vervielfältigung der electrischen Telegraphen möglich, nicht nur wichtige öffentliche Nachrichten, welche für die Entscheidungen vieler Menschen von der größten Bedeutung sind, fast mit der Schnelligkeit des Gedankens von einem Ende Deutschlands, ja Europa's, bis zum andern

zu bringen, sondern auch der Kaufmann kann seine Aufträge mit gleicher Schnelligkeit überall hin gelangen lassen und der kranke Vater kann seinem entfernten Sohne eben so schnell seinen Wunsch zusenden, ihn unverweilt an seinem Lager zu sehen.

Wenn solche ungeheure Fortschritte in den äußeren Einrichtungen des Lebens schon an sich jeden Wohlgesinnten zur Dankbarkeit gegen Gott stimmen muß, welcher die Kraft des Menschen auf diese Wege leitet, so mußten wir Deutschen ganz besonders dankbar dafür sein, daß die erleichterten Verbindungsmittel aller Art das Gefühl der Lebens- und Stammeseinheit unseres Volkes in allen Gauen des Vaterlandes erhöhen und den Süden mit dem Norden, den Westen mit dem Osten enger verbinden mußte. Auch auf den Gebieten wissenschaftlicher, künstlerischer und technischer Thätigkeit ist das Gefühl der Einheit und Zusammengehörigkeit schon seit Jahrzehenden so stark und thätig gewesen, daß fast kein Zweig vorhanden ist, welcher nicht Vereine und Zusammenkünfte der Genossen, bald in diesem, bald in jenem Theile Deutschlands, gestiftet hat; so der Verein der Philologen und Schulmänner, der Naturforscher und Aerzte, der Geschichtsforscher, der Apotheker, der Land- und Forstwirthe, der Maler und Bildhauer u. s. w. Es war in der That kein Wahn, keine leere Zuversicht, welche sich von neuem in den Jahren 1857 und 58 in den Herzen der Vaterlandsfreunde erhob, daß Deutschland, trotz der Zertheilung in viele größere und kleinere Staaten doch immer mehr zu einem nationalen Ganzen zusammenwachse, welches durch Sprache, Literatur, Sitten, Lebensanschauung und Lebenseinrichtungen, durch lebendigen Verkehr aller Art, durch gemeinsame Gesetzgebung in allem, was das Gefühl der Zusammengehörigkeit erhöhen kann, innerlich kräftig und durch dieses Nationalgefühl auch nach außen hin stark werden könne. Nur müsse der innern Entwicklung Zeit gelassen und, da sie den Frieden zu ihrem Gedeihen nöthig habe, müsse dieser auf längere Zeit gesichert bleiben.

Das Jahr 1859.

Während solche Gedanken und Wünsche viele tausend deutsche Männer erfüllten, als sie am ersten Tage des Jahres 1859 auch das Vaterland in ihr Gebet mit einschlossen, erscholl in derselben Stunde an der Stelle, von welcher die europäischen Erschütterungen seit 70 Jahren ausgegangen sind, ein Wort, welches diese friedlichen Hoffnungen mit einem Schlage vernichtete. Der Kaiser Napoleon redete den östreichischen Gesandten bei der Neujahrsaudienz auf Mißverhältnisse an, welche zwischen Frankreich und Oestreich obwalteten, und ein solches Wort aus diesem Munde durchflog die Welt wie auf Windesflügeln und zeigte die drohenden Wolken am Horizonte. Italien war der Fleck, wo Frankreichs und Oestreichs Plane sich durchkreuzten und wo Oestreich seine vorherrschende Stellung aufgeben sollte; denn in der That waren das Großherzogthum Toskana, die Herzogthümer Parma und Modena und selbst ein Theil des Kirchenstaates mehr oder weniger von Oestreich abhängig, weil die Regierungen dieser Länder die Unzufriedenheit ihrer Unterthanen nur durch östreichische Besatzung oder durch Furcht vor derselben niederzuhalten vermochten. Woher diese Unzufriedenheit? — Schon seit langer Zeit, am lebhaftesten aber seit dem Jahre 1848, war das Verlangen nach nationaler

Unabhängigkeit, nach Vereinigung wo möglich von ganz Italien zu einem Reiche, welches einen Platz in Europa nach der Größe und Bedeutung der schönen appeninischen Halbinsel einnehmen könne, von einem Ende Italiens bis zum andern laut geworden. Ueberall nährten unzufriedene und ehrgeizige Männer diese Stimmung des Volkes. Der Versuch zu einer römischen Republik, die bald ganz Italien umfassen sollte, in den Jahren 1848 und 49, war mißglückt; der Versuch des sardinischen Königs Karl Albert in denselben Jahren, ganz Norditalien zu einem Reiche zu vereinigen, war durch die Waffen des alten Helden Radetzky vernichtet. Oestreich hatte sich nicht nur behauptet, sondern auch seinen Einfluß auf die benachbarten kleineren Staaten befestigt und zur Stütze für die päpstliche Herrschaft im nördlichen Theile des Kirchenstaates Ancona, Bologna und Ferrara besetzt, während Frankreich, wie wir gesehen haben, eine Besatzung nach Rom gelegt hatte. Daß so die Fremden die einheimischen Regierungen stützen mußten, war ein Greuel in den Augen der italienischen Patrioten; ob aber die Italiener einer Selbstregierung fähig, ob sie die Freiheit zu ertragen im stande sein würden und ob überhaupt der Weg der Revolution einen gesunden Zustand in Italien hervorzubringen vermöge, wurde nicht untersucht. Am eifrigsten schürte die sardinische Regierung die Unzufriedenheit in den kleineren Staaten und den östreichischen Provinzen so viel sie konnte, und nicht ohne weitersehende Absicht hatte sich Sardinien in dem orientalischen Kriege an England und Frankreich angeschlossen; es rechnete auf die Unterstützung derselben, wenn der rechte Augenblick zum Umsturze der alten Ordnung Italiens gekommen sein werde.

Auf Napoleon III. waren die Blicke der unzufriedenen Italiener vor allen gerichtet; er konnte ihre Wünsche befördern, aber auch den bestehenden Zustand verlängern, wenn er ruhig zusah und seine Besatzung in Rom ließ. Um ihn zu dem ersteren zu nöthigen, oder, wenn er nicht wollte, aus dem Wege zu schaffen, damit in der allgemeinen Verwirrung, die dann in ganz Europa entstehen würde, auch in Italien die Revolution ihr Haupt erheben könnte, entstanden Verschwörungen von Italienern gegen sein Leben. Einige, mit gewöhnlichen Waffen unternommene, mißglückten, aber am 14. Januar 1858 wurde ein so verwegener Angriff auf sein Leben gemacht, daß er fast nur durch ein Wunder dem Tode entging. Als er an diesem Abende mit der Kaiserin in die Oper fuhr, warf ein Italiener Orsini mit einigen Mitverschworenen vier mit Knallsilber gefüllte Kugeln gegen den kaiserlichen Wagen; sie platzen mit furchtbarer Gewalt, zerschmetterten Menschen und Pferde und einige Splitter verwundeten Napoleon selbst, jedoch nicht gefährlich. Orsini bekannte offen, die Befreiung Italiens von aller fremden Herrschaft sei sein Ziel gewesen; sie werde errungen werden, wenn Napoleon nicht mehr die gegenwärtige Ordnung beschütze. Er wurde hingerichtet; aber von diesem Augenblicke an schien eine Veränderung in Napoleons Innern vorgegangen zu sein. Er wollte lieber das Schicksal Italiens in seine Hand nehmen, als von da aus stets mit Mord und Untergang bedroht werden. Daher die Vorbereitungen zu einem Kriege mit Oestreich in Italien, daher die Heirath seines Vetters, des Prinzen Napoleon, mit der sardinischen Königstochter Klotilde, daher endlich seine drohende Sprache gegen den östreichischen Gesandten am Neujahrstage 1859.

Ganz Europa kam in Bewegung; diese Wendung hatte man nicht erwartet. Die Besitzungen Oestreichs in Italien, so wie die Herrschaften in Toskana,

Parma und Modena, beruhten auf den von ganz Europa anerkannten feierlichen Verträgen von 1815, wenn ein Punkt dieser Verträge umgestoßen wurde, so schwebten sie alle in der Luft und es hing von Napoleon ab, ob er nicht z. B. auch die französische Rheingrenze wieder verlangen wollte.

Das Gefühl der großen Gefahr, welche sich wiederum von Frankreich aus gegen alle seine Nachbarn erhob, durchdrang im ersten Augenblicke hoch und niedrig; vor allem aber erfreulich war die Stimme in fast allen deutschen Gauen, daß der frevelhafte Angriff Napoleons auf ein deutsches Brudervolk nicht geduldet werden dürfe. Man hielt es für undenkbar, daß dieser allgemeine Unwille nicht von der Ausführung zurückschrecken, oder, wenn sie doch versucht würde, dieselbe nicht schnell bestrafen werde. So redete die Stimme des Gemüthes; wäre man ihr gefolgt, so wäre, wie 1813 und 14, ganz Europa gegen Frankreich aufgestanden und Paris wäre zum drittenmale in diesem Jahrhundert von Fremden erobert worden. Aber an der Stelle des einfachen warmen Gefühls für Recht und Unrecht ließ man die kühle politische Berechnung, die man diplomatische Kunst nennt, eintreten, und in dieser Kunst ist Napoleon III. allen weit überlegen. Er wußte recht gut, daß Rußland zu einem Kriege wenig gerüstet war; der menschenfreundliche Kaiser Alexander hat seine Blicke auf die innere Verbesserung seines unermeßlichen Reiches gerichtet und ein Werk angefangen, welches die Befreiung der Bauern aus den Fesseln der Leibeigenschaft bezielt; allein er fand große Schwierigkeiten bei den Gutsherren, die an ihrem Einkommen zu verlieren in Gefahr waren, und die Regierung war dadurch nach außen hin gehemmt, wenn sie außerordentliche Anstrengungen für einen Krieg hätte machen müssen.

Und England? Nicht nur, daß dasselbe, wie wir schon gesehen haben, in Asien genug zu thun hatte, — die eigennützige Politik dieses Handelsvolkes ist auch gar nicht unzufrieden, wenn andere Nationen in Streit gerathen und einander beschädigen, sofern nur die englischen Handelsschiffe unterdeß beiden Theilen ihre Bedürfnisse zuführen können und dabei doppelten Gewinn machen. Nur einzelne große Staatsmänner früherer Zeit haben England über diesen kleinlichen Standpunkt erhoben. Im J. 1859 siegte jener Krämergeist und hob den bejahrten Palmerston von neuem an's Ruder, der, ehe er wieder Minister wurde, von der Heilighaltung der Verträge von 1815 geredet hatte, nun aber den Grundsatz aufstellte, daß den italienischen Völkern das Recht gestattet werden müßte, sich ihre Regierung selbst zu wählen. Man nannte das das Nationalitäts-Princip.

In den ersten Monaten des Jahres 1859 wurde zwar noch lebhaft darüber verhandelt, wie der Krieg abzuwenden sei; England und Preußen gaben sich viele Mühe zu vermitteln, und Rußland machte den Vorschlag, einen Congreß der Großmächte zu versammeln, auf welchem die italienische Frage entschieden werden sollte. Das war Napoleon eben recht, er gewann um so mehr Zeit seine Rüstungen zu vollenden; daher stimmte er freundlich bei; allein der sardinische Minister Graf Cavour, der die ganze Bewegung in Italien leitete, mußte die Beleidigungen gegen Oestreich immer weiter treiben, damit gar kein Vergleich zu stande käme. Da mußte Oestreich endlich inne werden, daß die Mäßigung Napoleons nur Heuchelei sei, und im gerechten Unwillen über ein so falsches Spiel forderte es gegen Ende Aprils von Sardinien, unter Androhung des Krieges, daß es seine Rüstungen einstellen und die lombardischen Gränzen nicht länger mehr

bedrohen solle. Damit war der Krieg erklärt, denn Sardinien weigerte sich natürlich, dieser Forderung zu gehorchen, und die Oestreicher rückten am 29. April über den Gränzfluß Tessin in das sardinische Gebiet ein. Darauf hatte Napoleon nur gewartet; Oestreich sollte den ersten Schritt zum Kriege gethan haben, damit er selbst vor Europa als der Friedliebende dastände. Nun trat er als Bundesgenosse Sardiniens auf und entwickelte eine allerdings bewundernswerthe Thätigkeit seiner Armee und Flotte. Großentheils zur See aus den südlichen Häfen Marseille und Toulon wurden ganze Armeecorps mit Geschützen und Munition nach Genua hinübergeschifft, und andere, namentlich auch Cavallerie, ging auf der Straße des Mont Cenis, nicht ohne Gefahr und Ungemach, den Schlachtfeldern zu und vereinigten sich mit der sardinischen Armee. Napoleon selbst übernahm den Oberbefehl. Noch hatte er sich nicht als Feldherr gezeigt und aller Augen waren darauf gespannt, ob dieselbe Sicherheit, mit welcher er bisher alle seine politischen Berechnungen geführt hatte, ihn auch auf das Schlachtfeld begleiten würde; manche Zweifel daran wurden laut. Aber er hatte die besten Feldherrn, die in Afrika und vor Sebastopol den Krieg gelernt hatten, an die Spitze seiner Heeresabtheilungen gestellt, und unter diese hatte er die geübtesten und abgehärtetsten Schaaren aus Afrika, die Zuaven, ja halbwilde Eingeborne, die Turco's, gemischt. Und die Ehre muß ihm selbst gelassen werden, er trat persönlich nicht vor der Hitze des Gefechts zurück, bewahrte die ihm so eigenthümliche Kaltblütigkeit auch auf dem Schlachtfelde und sein Scharfblick ersetzte, was ihm an Kriegserfahrung fehlte. Er wußte recht gut, daß ganz Europa, und besonders sein eignes Heer, mit Spannung auf ihn blickte und daß er verloren wäre, wenn er Feigheit oder Unfähigheit zeigte.

Und wie stand es mit den Oestreichern ihm gegenüber? Ihr Einrücken in Sardinien half ihnen nichts, denn es war zu spät erfolgt, um vor Ankunft der Franzosen einen raschen Zug auf Turin zu machen, die sardinische Armee, die sich bei den Festungen Alessandria und Casale concentrirt hatte, einzuschließen und die von der Seeseite kommenden französischen Truppen von denen, die über die Alpen stiegen, zu trennen. Auch verhinderten anhaltende Regengüsse, welche die von Gräben durchschnittenen unabsehbaren Reisfelder der italienischen Ebenen in Schlamm verwandelten, das rasche Vorrücken. So mußten die Oestreicher den Franzosen und Sardiniern den Angriff überlassen. Der alte Radetzky hätte das gleichwohl nicht gethan, aber leider war er bereits im Grabe und nicht einmal sein bester Schüler und Kampfgenosse, der General Heß, von dem man sagte, „er kenne die italienischen Schlachtfelder wie seine eigene Tasche," hatte den Oberbefehl über das östreichische Heer, sondern der Feldzeugmeister Giulay, ein braver und tapferer General, aber nicht mit dem großartigen Feldherrnauge begabt, welches große Massen zu übersehen vermag. So wurde er, als die Verbündeten ihre Angriffsbewegungen anfingen, nach einigen blutigen Gefechten bei Montebello und Palestro im Anfange Junis an den Tessin zurückgedrängt, sein rechter Flügel wurde umgangen, und als er auf östreichischem Gebiete, nahe an dem genannten Gränzflusse, bei Magenta am 4. Juni die erste große Schlacht versuchte, verlor er dieselbe, weil die einzelnen Armeecorps nicht eng genug vereinigt waren, um sich zur rechten Zeit unterstützen zu können. Es war für Napoleon ein bedenklicher Augenblick, wie sein Schlachtbericht selbst gesteht, als er sich in Ponte di Magenta mit seinen Garden von einer überlegenen östreichischen Macht angegriffen sah und nur mit großem Verluste seine Stellung behaupten konnte.

Wären in diesem Augenblicke frische östreichische Truppen nachgerückt, so hätte ein entscheidender Schlag ausgeführt werden können; allein die andern Corps waren zu weit entfernt und bei den Franzosen dagegen führte der General Mac-Mahon, einer der Erstürmer des Malakof-Thurmes, als er die starke Kanonade bei Magenta hörte, auf eigne Verantwortung, obgleich ihm eine andere Marschrichtung vorgeschrieben war, seine tapfern afrikanischen Regimenter auf Magenta zu und kam eben im rechten Augenblicke an, um den Kaiser mit seinen Garden aus der gefährlichen Lage zu befreien. Magenta wurde erstürmt und die vom langen Kampfe ermüdeten Oestreicher mußten weichen; doch nur eine kleine Strecke, so daß der Oberfeldherr sogar den Gedanken fassen konnte, am andern Morgen von neuem anzugreifen. Allein die Corps, die zum Angriff verwendet werden sollten, waren aus Mangel der höheren Leitung von oben her schon zu weit entfernt und der völlige Rückzug mußte angetreten werden. Der General Mac-Mahon aber erhielt für die rechtzeitige Hülfe den Marschallstab und den Titel eines Herzogs von Magenta.

Der Weg nach Mailand wurde den Franzosen durch diesen Sieg geöffnet, am 8. Juni schon zog Napoleon mit dem König Victor Emanuel in diese Hauptstadt der Lombardei triumphirend ein, das östreichische Heer aber zog sich gegen die starke Stellung am Mincioflusse zurück, deren Rücken durch die starken Festungen Peschiera und Mantua am Mincio, und Verona und Legnano an der Etsch, gedeckt ist.

Mit blutendem Herzen hatte Deutschland diese Unglücksbotschaften empfangen, die um so erschütternder waren, als das östreichische Heer mit der ruhmwürdigsten Tapferkeit gekämpft und selbst die Feinde mit offen gestandener Achtung erfüllt hatte. Und das Blut und die Todesmuthigkeit so vieler Tausende hatte doch nicht den Sieg erringen können. — Es waren, außer der mangelhaften Oberleitung, noch andere Uebelstände, unter welchen die Oestreicher litten. Ihre Verpflegung war mangelhaft; sie mußten oft nach den angestrengtesten Märschen ohne Speise und Trank, bei brennender Sonnenhitze, in den Kampf gehen, wie dieses z. B. auch bei Magenta bei mehreren Corps der Fall war. Ihre Kleidung war zu schwer und zu warm, die Tornister überladen, die Fußbekleidung unbequem; die Franzosen dagegen, die in dem heißen Afrika gelernt hatten sich aller überflüssigen Kleidung und Bepackung zu entledigen, gingen in Blousen zur Schlacht, die Patronen oft in kleinen Beuteln oder gar nur in der Tasche bei sich tragend. Ihre Bewegungen waren reißend schnell, ihr Angriff geschah oft im vollen Laufe und Bayonet und Säbel streckten die Bedeckung der Kanonen nieder, ehe diese wiederholt feuern konnten. Dazu hatte Napoleon seine leichte Artillerie mit neuerfundenen gezogenen Kanonen versehen, die schon auf weite Entfernungen die Reihen der Oestreicher lichteten. Die vortreffliche östreichische Cavallerie, welche der französischen und piemontesischen überlegen war, konnte in dem mit Gräben, Kanälen und Hecken durchschnittenen Boden selten zum Kampfe kommen; das Gefecht war hauptsächlich in den Straßen und steinernen Häusern der Dörfer, die als Festungen vertheidigt wurden, und dieser Kampf, Mann gegen Mann, kostete unsägliches Blut.

Doch war, nach allen Unfällen, der Muth der östreichischen Krieger noch nicht gebrochen und die Hoffnung nicht aufgegeben, daß sich das Kriegsglück wenden könne, denn jetzt war das Heer im Bereiche seiner Festungen, in star-

ter Stellung, der Kaiser Franz Joseph hatte selbst den Oberbefehl übernommen, und ihm zur Seite stand der erfahrene Feldzeugmeister Heß. Und gleichwohl schlug das Kriegsglück noch einmal in der heißen Schlacht von Solferino, am 24. Juni, auf die Seite Napoleons über. Das östreichische Heer erwartete nemlich nicht den französischen Angriff in der starken Stellung hinter dem Mincio, sondern drang unerwartet wieder vor, um den Feind durch einen kühnen Angriff auf Mailand zurückzuwerfen. Und der Plan wäre vielleicht geglückt, wenn Napoleon überrascht wäre, ehe seine Heerhaufen vereinigt waren; allein ohne Zweifel war er durch Verrath der Einwohner von dem Marsche der Oestreicher benachrichtigt und ging ihnen nun mit vereinigter Macht entgegen. Als sie am 24. Juni, in der Frühe des Tages, nach einem anstrengenden Nachtmarsche in Solferino und Cavriana eben ausruhen und zum Frühstück abkochen wollten, trafen sie auf den ihnen entgegenrückenden völlig schlagfertigen Feind und mußten ohne Erquickung in den Kampf. Er war sehr heiß und dauerte lange unentschieden fort, denn die Oestreicher fochten, wie überall, mit wahrem Heldenmuthe. Solferino wurde von Morgens 5 Uhr bis zum Nachmittage gegen die Sturmangriffe der Franzosen vertheidigt. Allein hier trat wieder der Fehler ein, daß die Heerestheile auf einer zu weiten Strecke vertheilt waren und einander nicht rasch genug zu Hülfe kommen konnten. Nach dem rühmlichsten Widerstande mußten sie hier im Mittelpunkte den immer durch frische Truppen verstärkten Franzosen weichen und es half nicht mehr, daß unterdeß der tapfere General Benedek auf dem rechten Flügel die sardinische Armee weit zurückgeschlagen hatte. Unter großen Verlusten trieb er sie von einer Stellung zur andern zurück; allein sein Siegeslauf wurde aufgehalten, weil die Mitte der Schlachtordnung durchbrochen war, und trauernd mußten seine siegesfrohen Krieger die Verfolgung ihrer Vortheile aufgeben. Es hatten an diesem heißen Tage an 300,000 Mann gegen einander gekämpft und auf jeder Seite mochten 20,000 kampfunfähig gemacht sein, aber der Verlust der Oestreicher war empfindlicher, da sie neben 12000 Todten und Verwundeten auch 30 Kanonen und gegen 8000 Gefangene verloren hatten. Jetzt zogen sie sich in das Viereck ihrer starken Festungen zurück und der bisherige rasche Gang des Krieges mußte sich hier in eine Reihe schwieriger Belagerungen verwandeln. Gleichwohl wurde die Lage der Oestreicher immer schwieriger. Die Schaaren der italienischen Freiwilligen aus allen Theilen Italiens unter dem General Garibaldi wuchsen täglich an Zahl und drohten den rechten Flügel der Oestreicher zu umgehen und vielleicht gar ihre Verbindung mit Deutschland abzuschneiden.

Es waren trübe Aussichten für Oestreich, wenn es in dieser seiner Gefahr noch immer von anderweitiger Hülfe verlassen blieb. Doch diese Hülfe bereitete sich, wenngleich um vieles zu spät, in Preußen und Deutschland vor. Der Prinz-Regent von Preußen hatte sechs von seinen neun Armee-Corps in Kriegsbereitschaft gesetzt und die übrigen Staaten des deutschen Bundes hielten ebenfalls ihre Armeen bereit, um auf den ersten Kriegsruf ins Feld rücken zu können. Alles war in der gespanntesten Erwartung; ein langer und schwerer Krieg, auch für unser Vaterland, stand in Aussicht.

Da, auf einmal, zu aller Welt Ueberraschung und Erstaunen, erklang die Nachricht, daß die beiden Kaiser von Oestreich und Frankreich, nachdem am 8.

Juli ein Waffenstillstand geschlossen war, in Villafranca, zwischen ihren beiden Heereslagern, zusammen gekommen seien, und gleich nachher, am 11. Juli ebendaselbst einen vorläufigen Frieden unter folgenden Bedingungen geschlossen hätten: 1) Oestreich tritt die ganze Lombardei mit der Hauptstadt Mailand an den Kaiser Napoleon ab, der den König Victor Emanuel von Sardinien damit beschenken wird. Die 4 Festungen am Mincio und der Etsch aber, von welchen Peschiera und Mantua eigentlich zur Lombardei gehören, behält Oestreich als feste Stellung zum Schutze seines venetianischen Landes und seiner Alpenübergänge nach Deutschland. 2) Es wird ein Bund der italienischen Staaten unter dem Vorsitze des Papstes gebildet, welcher die Einheit und Selbstständigkeit Italiens verbürgt, und Oestreich tritt für das Venetianische diesem Bunde bei. 3) Die vertriebenen Fürsten von Toscana und Modena kehren in ihre Länder zurück, indem sie eine allgemeine Amnestie ergehen lassen. 4) Es wird überhaupt von den kriegführenden Theilen eine allgemeine Amnestie bewilligt. — Dieses waren die Hauptbedingungen, deren nähere Ausführung im Einzelnen einem Congresse der kriegführenden Mächte in Zürich vorbehalten wurde. Die Kriegsgefangenen wurden sogleich ausgeliefert und die französische Armee ging bis auf 50,000 Mann, die in der Lombardei blieben nach Frankreich, die östreichische aber, bis auf die Besatzung im Venetianischen, in ihre Provinzen zurück.

Was hatte die beiden Kaiser zu dieser unerwarteten Versöhnung, was den Kaiser Joseph zur Aufopferung einer der schönsten Provinzen seines Reiches, was den Kaiser Napoleon zur Aufgebung seines Programms, daß ganz Italien von den Alpen bis zum adriatischen Meere von der östreichischen Herrschaft befreit werden müsse, bewogen? — Der Kaiser Napoleon hat als seine Gründe angegeben, „daß der Krieg eine zu große Ausdehnung anzunehmen gedroht habe, indem Deutschland mit in den Kampf gegen ihn zu treten im Begriffe gewesen sei; und zweitens, daß er, um den Krieg glücklich fortzusetzen, die Revolution in großem Maaßstabe hätte zu Hülfe nehmen müssen." Die Revolution in Italien war schon in vollem Gange; er deutete stillschweigend wohl auch auf Ungarn hin, in welchem Lande schon durch Kossuth und andere Flüchtlinge ein Aufruhr gegen Oestreich vorbereitet war. Und bei dem Kaiser Franz Joseph ist der Blick auf Ungarn, außer dem großen Verluste seiner Heere und der Geldnoth seiner Kassen, gewiß kein geringer Grund zur Aufopferung der Lombardei gewesen. Es war durch diesen Krieg recht an den Tag gekommen, daß die Schwäche Oestreichs auf der einen Seite in seiner fehlerhaften Finanzverfassung und manchen veralteten Einrichtungen, und auf der andern darin liege, daß die vielen verschiedenen Nationen, aus welchen das Habsburgische Reich besteht, noch nicht zu einem festverwachsenen organischen Ganzen vereinigt seien. Der junge wohlwollende Kaiser sah die Aufgabe vor sich, gleich dem Kaiser Alexander von Rußland, zunächst die ganze Kraft seiner Regierung auf die innere Verbesserung in Gesetzgebung und Verwaltung zu verwenden, wodurch alle Unterthanen in allen Gegenden des weiten Reiches zu dem Bewußtsein gebracht würden, einem lebendig fortstrebenden Staate anzugehören und dadurch, eine jede Provinz in ihrer Art und Weise, kräftig gefördert zu werden. Und diesem Vorsatze ist der Kaiser treu geblieben. Sobald er in seine Hauptstadt Wien zurückgekehrt war, haben die inneren Verbesserungen ihren Anfang genommen; neue Minister, welche im Sinne des besonnenern Fortschrittes

mit dem Kaiser zusammenwirken, haben angefangen, die Staatsausgaben einzuschränken und mit den Einnahmen in ein richtiges Verhältniß zu bringen; durch Befreiung der Volksthätigkeit von manchen hemmenden Fesseln die Wohlhabenheit der Unterthanen und dadurch demnächst die Einnahmen des Staates zu heben; die Religionsfreiheit der nichtkatholischen Unterthanen auf feste Grundlagen zu stellen; durch Zusammenberufung von sachverständigen Männern aus allen Provinzen einen Reichsrath zu bilden, der für alle wichtigen Angelegenheiten des Staates der Regierung zur Seite stehen und ein lebendiges Band um alle Theile des Kaiserreiches schlingen soll. Leider ist dieser ernste Wille der Regierung noch nicht überall gewürdigt, indem die Menschen nur zu sehr geneigt sind, in einem Tage wachsen und reifen sehen zu wollen, was der Jahre zu seiner vollen Reife bedarf. Und leider ist der von bösen Händen ausgestreute Same der Unzufriedenheit in Ungarn nur zu reichlich aufgegangen; es wird der ruhigen und wohlwollenden, aber festen Consequenz der Regierung bedürfen, um dieses wichtige Land wieder zu beruhigen. Aber jeder Deutsche muß der Regierung Gedeihen auf dem eingeschlagenen Wege und Kräftigung des großen Staates wünschen, der die südöstlichen Gränzländer Deutschlands immer mehr mit deutscher Cultur zu durchdringen bestimmt ist. Allein es gehört ein friedlicher Zustand der Welt im Großen und der Gemüther der Menschen in der Verfolgung der natürlichen Zwecke des Lebens dazu, damit ein aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzter Staat, wie der östreichische, zur Ruhe und Einheit geführt werde, und diese Bedingungen sind leider noch nicht eingetreten; vielmehr ist die Welt in den letzten Jahren in eine fieberhafte Aufregung gerathen, die man mit Recht eine gefährliche nennen kann.

Die Beruhigung Italiens, die man von den Friedensschlüssen zu Villafranca und Zürich und einem italenischen Staatenbunde unter dem Vorsitze des Papstes hoffte, ist in das Gegentheil umgeschlagen. Napoleon hat dem revolutionären Treiben in den Ländern Mittelitaliens freien Lauf gelassen; anstatt die vertriebenen Fürsten von Toscana, Parma und Modena wieder einzusetzen, sah er zu, daß diese Länder, unter dem Einflusse der piemontesischen Regierung, ihre eignen Obrigkeiten wählten und Volksversammlungen zusammenriefen, welche die Vereinigung mit dem sardinischen Staate verlangten, damit ein starkes italienisches Königreich den Norden und die Mitte Italiens umfassen möge. Selbst die nördlichen Provinzen des Kirchenstaates, mit der Stadt Bologna an der Spitze, sagten sich von der Herrschaft des Papstes los und schlossen sich der sardinischen Partei an. Oestreich konnte keinen neuen Krieg anfangen, um dieses alles zu verhindern, denn England und Frankreich hielten den von ihnen aufgestellten, den Keim zu unaufhörlichen Revolutionen in sich schließenden, Grundsatz aufrecht, daß die italienischen Völker das Recht hätten, sich ihre Verfassung und ihre Herrscher selbst zu wählen. Oestreich mußte seine Anstrengungen in Italien darauf beschränken, nur das venetianische Gebiet und sein Festungsviereck zu behaupten. — Als Lohn für seine Nachgiebigkeit gegen die Vergrößerungslust Sardiniens forderte Napoleon die Abtretung des Herzogthums Savoyen und der Grafschaft Nizza an Frankreich und die Abtretung geschah, dem Unwillen ganz Europa's zum Trotze. Frankreich kam dadurch in den Besitz der Alpenpässe und konnte von diesen aus in wenigen

Tagemärschen Turin erreichen. Das neue Königreich Italien war dadurch in seine Hand gegeben.

Dafür richtete Sardinien nun auch seine begehrlichen Blicke auf Unteritalien und fand ein taugliches Werzeug in einem Manne, der, wie die Freischaarenführer des dreißigjährigen Krieges auf eigene Hand kleine Heere warben und dieselben durch Eroberung und Beute unterhielten, so auch schon in dem Kriege Napoleons gegen Oestreich eine Freischaar geführt hatte, nämlich Garibaldi, dessen Name bereits in Europa und Amerika bekannt war; denn er war einer der Anführer in der römischen Revolution im Jahre 1848 gewesen, war aber dann nach Amerika gegangen und hatte in den Kriegen der dortigen kleinen Republiken gedient. Vom Jahre 1859 an führte ihm sein Ruf als Kämpfer für die Freiheit und Einheit Italiens die kampflustige Jugend zu. Garibaldi war ein redlicher Streiter für die Idee seines Lebens, und wenn ihm die Eigenschaften eines großen Charakters nicht zugesprochen werden können, weil er zu wenig Klugheit und großartige Einsicht neben zu viel persönlicher Eitelkeit, bewiesen hat, so gereicht es ihm doch zur Ehre, daß er seine Idee mit rastlosem Eifer verfolgt und ohne Eigennutz gehandelt hat.

Nach dem Frieden von Villafranca, da Sardinien nicht mit offner Feindschaft nach Süditalien vordringen konnte, sammelte Garibaldi einige tausend Mann, landete plötzlich im Mai 1860 in Sicilien, vertrieb die neapolitanische Besatzung aus Palermo und entriß mit Hülfe der schon aufgewiegelten unzufriedenen Bevölkerung fast ohne Schwertschlag die ganze Insel der neapolitanischen Herrschaft. Als Dictator, wie er sich nannte, setzte er eine neue Regierung ein und fuhr dann nach Calabrien hinüber. Die Truppen und die Minister des Königs Franz II. zeigten sich zum großen Theile treulos und in der Bestürzung darüber verließ der König seine Hauptstadt und ging nach der Festung Gaëta, wo sich 25,000 Mann treugebliebener Truppen um ihn sammelten. Garibaldi konnte am 7. September ohne Kampf in Neapel einziehen und setzte auch hier eine neue Regierung ein, die sich, so wie die auf Sicilien, für die Vereinigung mit Piemont erklärte. Und bald offenbarte es sich, daß alles mit Wissen und Unterstützung der Regierung in Turin geschehen war, denn als Garibaldi mit seinen Freischaaren im Kampfe gegen die Truppen Franz II. in's Gedränge kam, zogen piemontesische Truppen zu Hülfe, nahmen Capua ein und belagerten den König Franz in Gaëta. Das geschah ohne Kriegserklärung von einem Regenten gegen den andern, mit dem er im Frieden war; ja, am 12. October zog Victor Emanuel selbst in Neapel ein und die Kammern in Turin faßten, als wären sie die Herren über Italien, einen Beschluß, durch welchen sie ihn ermächtigten, das Königreich beider Sicilien dem Königreiche Italien einzuverleiben.

Jetzt fehlten zur völligen Vereinigung von Italien nur noch Rom und Venedig, denn Gaëta fiel, wie vorauszusehen war, obwohl es von Franz II. und seiner heldenmüthigen Gemahlin, Maria, Prinzessin von Baiern, tapfer vertheidigt wurde, im Februar 1861 in die Hände der Feinde. Aber Napoleon hemmte die Fortschritte Sardiniens zu jenen beiden Zielpunkten durch seine Politik. Sardinien sollte nicht zu mächtig werden, er wollte Schiedsrichter in Italien bleiben. Daher schützte er den Papst in seiner Hauptstadt und dem noch übrigen Theile des Kirchenstaates durch seine Besatzung, und einen Angriff auf Venedig,

zu welchem übrigens Sardinien ohne seine Mitwirkung auch nicht stark genug war, gab er ebenfalls nicht zu. Oestreich durfte als europäische Großmacht nicht zu sehr geschwächt werden; Napoleon konnte in die Lage kommen, dasselbe als Bundesgenosse gegen Rußland zu gebrauchen, wenn dieses sich auf Kosten der Türkei vergrößern wollte. Dem ungeduldigen Garibaldi und seinen Freunden dauerte die Ungewißheit über Italiens Schicksal zu lang; er sammelte wieder eine Freischaar in Sicilien, setzte mit derselben im J. 1862 nach Kalabrien über mit dem ausgesprochenen Feldrufe: „Rom oder den Tod!" Dieses Wort, hoffte er, sollte ihm Tausende von Freiheitshelden zuführen. Rom sollte nun einmal die Hauptstadt und der politische Mittelpunkt des vereinigten Italiens werden und der Papst nur geistliches Oberhaupt der katholischen Kirche bleiben. Ob Garibaldi, wenn ihm sein Unternehmen gelang, auch Rom dem Könige Victor Emanuel zu Füßen legen wollte, wie er es mit Neapel gethan, oder ob er, seinem ursprünglichen Standpunkte getreu, versuchen wollte, das sardinische Königthum auch zu beseitigen und ganz Italien zu einer Republik zu machen, das ist unentschieden geblieben, denn Victor Emanuel fühlte doch die Unwürdigkeit seiner Rolle bei der ersten Expedition Garibaldi's, behandelte denselben als einen Empörer und befahl seinen Generalen, ihn zu bekämpfen. Bei Aspromonte in den Gebirgen Calabriens wurde er von ihnen erreicht, es entspann sich ein Gefecht, seine schwache Schaar wurde zerstreut und Garibaldi selbst, am Fuße verwundet, gefangen genommen. Aber so groß war sein Anhang und sein Name in Italien, daß der König ihn nicht als Empörer zu bestrafen wagen durfte, sondern eine Amnestie ergehen ließ und Garibaldi die Freiheit zurückgab. Dieser zog sich nun in eine halb freiwillige, halb erzwungene Ruhe nach seiner Insel Caprera zurück, um da die Heilung seiner Wunde zu erwarten und später irgend wo an einer Revolution Theil zu nehmen, fürs Erste aber überall, wo sich eine solche erhob, seine Ermunterungsschreiben hinzurichten.

Und an Veranlassungen dazu fehlte es leider nicht. Nicht nur, daß Italien noch keineswegs beruhigt war, und es in Ungarn, so wie in der Moldau und Wallachei, auch in Serbien, noch immer unter der Asche glimmte, sondern die Revolution kam auch auf zwei anderen Punkten Europa's zum vollen Ausbruch.

Polen.

Die ausgewanderten Polen in England und Frankreich warteten bei der großen Spannung aller Verhältnisse in Europa nur auf eine günstige Gelegenheit, ihr Vaterland gegen die russische Herrschaft in Aufstand zu bringen. Zwar hatte der edle Kaiser Alexander II., wie er Rußland selbst auf dem Wege der Civilisation immer weiter zu führen suchte und namentlich durch das Patent vom 9. Februar 1861 wegen Aufhebung der Leibeigenschaft und der Erwerbung eines freien Eigenthums durch die Bauern einen großen Schritt dazu gethan hatte, so auch für Polen wichtige Einrichtungen getroffen, um dieses Land freier und selbstständiger zu machen und seinen Wohlstand zu fördern; allein die Verderbtheit des russischen Beamtenstandes, welche so häufig die besten Absichten des Kaisers durch schlechte Ausführung vereitelt, hatte auch in Polen durch Willkühr und Härte die russische Herrschaft verhaßt gemacht und Mißtrauen statt Vertrauen gepflanzt. Ueberdies genügten die Maßregeln des Kaisers der Revolutionspartei noch lange nicht; sie hatte das Größte im Sinne; sie wollte Polen von Rußland völlig ab-

reißen und zu einem unabhängigen Staate machen, ja, das alte polnische Reich sollte in dem Umfange, den es vor Jahrhunderten gehabt, wieder hergestellt werden. Das Volk in den Städten, vor allem in Warschau, wurde in steter Aufregung erhalten. Es half nicht, daß der Kaiser seinen wohlwollend gesinnten Bruder Nicolaus zum Statthalter in Polen machte und zum Pfande seines Vertrauens und seiner guten Absichten mit seiner Familie in Warschau wohnen ließ. Mordversuche gegen diesen, so wie gegen hochgestellte Beamte, zeigten die fanatische Stimmung des Volkes. Eine unbedachte Gewaltmaßregel der Regierung, durch welche sie die schlimmsten Elemente, die junge unzufriedene Mannschaft, wegzuschaffen gedachte, nämlich die plötzliche Aushebung mehrerer tausend junger Leute zu Soldaten im Winter von 1862 auf 63, nachdem Polen lange Zeit von der Stellung von Soldaten frei gewesen war, gab den Anstoß zum wirklichen Ausbruch des Aufstandes, der sich nach und nach über das ganze Land verbreitete. Er schien anfangs ohne Hoffnung des Gelingens zu sein, denn es fehlte den Aufständischen an Waffen und Kriegsbedarf, und sie konnten sich nicht in den Besitz der größeren Städte setzen, sondern wurden in vielen einzelnen Gefechten von den russischen Truppen geschlagen. Allein sie lernten bald den kleinen Krieg, vermieden größere Gefechte, zerstreuten sich in die unwegsamen polnischen Wälder und brachen nur hervor, wenn sie schwächere Haufen der Russen mit Vortheil angreifen konnten. Die alte polnische Waffe, die zu Hieb und Stich umgeschmiedete Sense, wurde in der Hand kräftiger Männer den Russen wiederum furchtbar. Doch würde die Uebermacht der letzteren dem Kampfe schnell ein Ende gemacht haben, wenn nicht fast aus allen Ländern Europa's aufmunternder Zuruf und auch thätige Hülfe an Geld, Waffen, Pulver und Blei, und selbst an Menschen, den Polen zugekommen wäre; denn nicht nur die revolutionäre Partei aller Länder wünschte den Polen den Sieg, sondern auch viele wohlgesinnte Menschen, nach deren Anschauung die Theilung Polens im vorigen Jahrhundert ein Unrecht war und die zugleich in der härteren Behandlung des Volkes nach dem Aufstande in den Jahren 1830 und 31 eine Ungerechtigkeit sahen, standen im Herzen auf polnischer Seite. Die Regierungen, besonders von England und Frankreich, sahen die Gefahr für den Frieden Europa's vor Augen, wenn der polnische Aufstand sich weiter verbreitete, auch die älteren Provinzen Rußlands, die früher zu Polen gehört hatten, und die polnischen Provinzen Preußens und Oestreichs mit sich fortrisse. Sie vereinigten sich mit Oestreich, dem Kaiser Alexander Vorstellungen zu machen, daß er solche Einrichtungen treffen möge, welche die gerechten Wünsche der Polen in Erfüllung brächten. Der Kaiser versprach auch eine Amnestie für alle diejenigen, welche bis Mitte Mai sich unterwerfen würden, und verhieß in allgemeinen Ausdrücken Verbesserung der Einrichtungen in Polen. Dieses befriedigte aber die Freiheitspartei nicht, vielmehr standen immer mehr Provinzen auf und von dem preußischen Großherzogthum Posen, so wie vom östreichischen Galizien und von Krakau, schlich sich die Jugend über die Grenze, um die Freiheit Polens erkämpfen zu helfen. Die Sache wurde so ernsthaft, daß der Kaiser seine ganze Armee auf den Kriegsfuß setzte und daß die drei oben genannten Mächte darauf drangen, die Verfassung Polens müsse nach den Bestimmungen des Wiener Congresses geregelt und es müsse ihm eine größere Selbständigkeit gewährt werden. Rußland wies die Einmischung Fremder in seine innern Angelegenheiten mit immer größerer Entschiedenheit zurück und verdoppelte seine Anstrengungen, Polen mit Gewalt der Waffen zum Gehorsam zu bringen. Der Kampf wurde

immer erbitterter. Eine geheime Nationalregierung, deren Sitz und Häupter die russische Regierung nicht ermitteln konnte, trieb Steuern ein, zwang die junge Mannschaft zum Dienste und wußte sich durch eine wahre Schreckensherrschaft, wie einst die der Jacobiner unter Robespierre in Frankreich, Gehorsam zu verschaffen. Wer ihnen nicht gehorchen wollte, wurde durch ein heimliches Gericht zum Tode verurtheilt und von den Häschern dieser Regierung in seinem Hause, auf der Straße, im Felde und Walde, gehenkt oder mit dem Dolche niedergestochen. Gegen solche Greuel konnte nur die äußerste Strenge der russischen Regierung in Anwendung gebracht werden. Der milde gesinnte Großfürst Constantin gab sein Statthalteramt im October 1863 auf und verließ mit seiner Familie Warschau, und der greise, energische General Berg übernahm die Regierung mit unbeschränkter Vollmacht. Seine durchgreifenden Maßregeln und eine russische Truppenmacht von beinahe 200,000 Mann stellten dann auch, wenn auch langsam, das Ansehn der Regierung und einen geregelten Zustand zuerst in Warschau, endlich im ganzen Lande wieder her. Preußen hatte durch rechtzeitige Verabredungen mit Rußland und durch Entwickelung einer achtunggebietenden Militairmacht in seinen polnischen Provinzen diese vor dem Einbrechen der Revolution zu schützen gewußt, ließ sich auch dabei nicht irre machen weder durch den Tadel seines eigenen Abgeordnetenhauses, noch durch das Andringen der auswärtigen, besonders der französischen und englischen Regierungen. Die Letzteren hüteten sich auch wohl, für die Polen anders als mit Worten einzutreten, denn sie mußten befürchten, durch einen Krieg, auf einem Punkte angefangen, ganz Europa in Brand zu versetzen und die überall emporkeimenden Früchte des Friedens zu zerstören. So mußten dann die Polen die Hoffnung auf Wiederherstellung ihrer Selbstständigkeit und ihrer früheren Grenzen auch für diesmal wieder aufgeben.

Griechenland.

Schon ehe der polnische Aufstand recht zum Ausbruch kam, wurde Europa durch eine Revolution in dem südlichsten seiner Länder überrascht. Der König Otto von Griechenland hatte sein Land seit beinahe 30 Jahren mit Milde und Gerechtigkeit verwaltet, hatte eine so freisinnige Verfassung gegeben, daß ihm nicht viel Gewalt übrig blieb, niemand konnte an seinem guten Willen, das Wohl Griechenlands zu befördern, zweifeln; allein das genügte dem unruhigen, veränderungssüchtigen Volke nicht. Anstatt durch friedlichen Fleiß den Wohlstand ihres schönen Landes herzustellen und ihre glückliche Lage für den Welthandel zu benutzen, verzehrten sie ihre Kräfte in innern Parteiungen, ja offnen Aufständen, und verlangten von ihrem Könige, er sollte ihr Land durch Eroberungen in den benachbarten türkischen Provinzen vergrößern. Es war ein trauriges Königthum für den guten König Otto. Mehrere Aufstände wurden unterdrückt, endlich aber, im October 1862, gelang es dem General Grivas, einen Theil der Truppen für sich zu gewinnen und auch die Besatzung Athens zum Abfall zu bringen. Der König Otto, von Treulosigkeit umgeben, mußte so rasch auf einem englischen Schiffe Zuflucht suchen, daß ein großer Theil seines Eigenthums und selbst seine Correspondenz in Athen zurückblieb. Die Aufständischen setzten eine Regierung ein, und diese berief eine Nationalversammlung, von welcher die baierische Dynastie für abgesetzt erklärt wurde. Die Schutzmächte, England, Frankreich und Rußland, sahen dem Unfuge ruhig zu, nur untersagten sie, wie es scheint, in der

Stille, daß Griechenland eine Republik werde. Nun begann ein fast lächerliches Spiel, wenn die Sache an sich nicht so ernsthaft gewesen wäre: die griechische Krone wurde förmlich ausgeboten, zuerst an den Prinzen Alfred von England, den aber die beiden andern Schutzmächte nicht würden zugelassen haben, wenn auch die Königin von England eingewilligt hätte; allein diese verweigerte dem Sohne ihre Erlaubniß. Darauf wurde der Vater des Königs von Portugal, Wittwer der Königin Maria von Portugal, ein Prinz von Coburg, ausersehen, er schlug das Danaergeschenk aus. Eben so der regierende Herzog von Coburg-Gotha, der sich in seinem angeerbten deutschen Lande besser befand. Noch mehrere andere Prinzen sollen auf der Wahl gewesen sein. Endlich blieb man bei dem noch minderjährigen Prinzen Wilhelm Georg von Dänemark, Sohn des zum Nachfolger des kinderlosen Königs Friedrichs VII. von Dänemark bestimmten Prinzen Christian von Glücksburg, stehen. Er ist ein Schützling Englands, da seine Schwester die Gemahlin des Prinzen von Wales ist. — Am 6. Juni 1863 hat er die Würde eines Königs der Hellenen als Georgius I. aus den Händen der griechischen Gesandten in Kopenhagen, mit Bewilligung seines Vaters und des Königs von Dänemark, angenommen und ist am 31. October wirklich in Athen eingezogen. Er hat den Griechen die Jonischen Inseln als Krongabe mitgebracht, die England abgetreten hat, weil sie ihm wenig Vortheil brachten und viel Kosten verursachten. Gleichwohl blieb das unglückliche Land von Parteiungen zerrissen und geordnete Zustände, welche Macht und Wohlstand hätten fördern können, wurden nicht hergestellt.

So sehr die eben erzählten Unruhen in Polen und Griechenland die öffentliche Meinung in Deutschland wie in den andern europäischen Ländern in Anspruch nahmen, so berührten sie doch die eigentlich deutschen Verhältnisse im Ganzen nur wenig. Auch einige andere geschichtliche Vorgänge, die sich außerhalb Europa's vollzogen, der blutige und verheerende Bürgerkrieg zwischen den nördlichen und südlichen Unionsstaaten Nordamerika's (1860—1865) und Frankreichs unglückliche, erst in Gemeinschaft mit den Spaniern und Engländern, dann allein unternommene Expedition nach Mexiko, hatten auf Deutschland nur einen indirecten Einfluß dadurch, daß das erstere Ereigniß den Baumwollenhandel und damit auch einen großen Theil der deutschen Industrie lähmte, ja in einigen Gegenden eine rechte Noth unter den Baumwollen-Arbeitern hervorrief, das andere aber die Aufmerksamkeit Frankreichs eine Zeit lang von den westlichen Grenzen Deutschlands abzog und einen österreichischen Erzherzog Ferdinand Maximilian, verleitete, unter Vermittelung Frankreichs die mexikanische Kaiserkrone anzunehmen und ihn dann, als Frankreich ihn schmählich verließ, dem größten Unglück aussetzte. Aber obgleich von außen her in Ruhe gelassen, bot Deutschland in seinen inneren Verhältnissen während der Jahre 1859—1864 einen nichts weniger als erfreulichen Anblick dar. Die deutschen Staaten arbeiteten sich in unfruchtbaren Verfassungskämpfen ab, bei denen die Tendenz, die gesetzgebende und Regierungs-Gewalt aus den Händen der Fürsten in die Hände der liberalen Volksvertretungen zu verlegen, immer offener und anspruchsvoller hervortrat. Oesterreich machte unter dem liberalen Minister von Schmerling angestrengte aber immer vergebliche Versuche, seine von den verschiedensten Nationalitäten bewohnten Kronländer unter Einen constitutionellen Hut zu bringen. Nach dem kaiserlichen Manifest vom 20. October 1860 sollte der ganze Kaiserstaat eine Gesammtverfassung

erhalten, welche alle Kronländer zu Einem großen Ganzen vereinigte und doch jedem einzelnen möglichste Freiheit der Selbstverfassung ließe, und das Patent vom 20. März 1861 gab dem Lande eine Gesammtvertretung in dem erweiterten Reichsrathe, dem Herrenhause und einem aus den Kronländern gewählen Volkshause. Alles scheiterte an der Eifersucht der Nationalitäten gegen einander, besonders aber auch an den freiheitlichen Ansprüchen der Ungarn, welche volle politische Selbstständigkeit verlangten und nur von einer Personalunion unter österreichischem Scepter wissen wollten. Dazu kam die nicht aufhörende Unruhe der Polen, die ihre Hoffnungen auf Wiederherstellung des alten polnischen Reiches nicht aufgeben wollten, und der Venetianer, deren Bestrebungen, sich von Oesterreich loszutrennen und dem neuitaliänischen Königreich anzuschließen, nur mit Mühe niederzuhalten waren. Ueberdies nagte an der Gesammtmonarchie der Krebsschade einer mangelhaften Finanzverwaltung, wobei ein fortlaufendes Mißverhältniß der Staatseinnahme gegen die Ausgabe erwuchs, was eine Verbesserung und Befestigung innerer Zustände unmöglich machte, Oesterreich mit einer großen Schuldenlast belud und einen endlichen Staatsbankerrott in nur zu bedenkliche Aussicht stellte. Solche Umstände machten den erweiterten Reichsrath natürlich nicht gefügiger, und da mit demselben nichts auszurichten war, mußte die kaum geschaffene Gesammtverfassung bald wieder sistirt, d. h. bis auf günstigere Zeiten aufgehoben werden.

Auch in Preußen, wo am 2. Januar 1861 nach dem Tode Friedrich Wilhelm IV. sein Bruder Wilhelm I., der bei der letzten schmerzlichen Krankheit des Königs die Regierungsgeschäfte geführt hatte, in die volle königliche Gewalt eingetreten war, nahmen die constitutionellen Streitigkeiten des Abgeordnetenhauses mit der Regierung ihren recht unerquicklichen Fortgang. Besonders war es die sogenannte Armee-Reorganisation, ein schon lange von Wilhelm I. angestrebtes Ziel, was bei der sogenannten Volkspartei die entschiedenste Mißbilligung und einen hartnäckigen Widerstand hervorrief. Wilhelm I. nämlich, ein Mann mit dem redlichsten deutschen Herzen, von festem Charakter und durchdrungen von dem ganzen Ernst seiner Regentenpflichten, hatte schon lange die Gefahren erkannt, welche nicht allein seinem Stammlande Preußen, sondern auch dem ganzen deutschen Reiche unter der sich immer mehr lockernden Verbindung der deutschen Fürsten und Völker untereinander und unter der auf die Dauer unhaltbaren Einrichtung des deutschen Bundes droheten. Er hatte das sich immer lauter und lebhafter kundgebende Verlangen der deutschen Stämme nach einer kräftigeren Vereinigung der deutschen Staaten nicht überhört. Er erkannte aber auch, daß eine solche Vereinigung nicht auf dem Wege erzielt werden könne, den die Reichsversammlung von 1848 mit so wenigem Glück eingeschlagen hatte, sondern nur durch die möglichste Kräftigung Preußens, des größten reindeutschen Staates, der durch seine ganze geschichtliche Entwickelung, durch Wissenschaft und Bildung, durch Ausdehnung und Grenzen von der göttlichen Vorsehung selbst ausersehen schien, Deutschlands Führer, wie Deutschlands Schutz gegen Osten, Westen und Norden zu sein. Diese Kräftigung aber mußte vor Allem darin gesucht werden, daß Preußens Kriegsmacht auf eine Höhe gebracht wurde, die nicht blos seiner Bevölkerung und seiner nicht glücklichen geographischen Lage entsprach, sondern auch im Stande war, sich selbst und ganz Deutschland gegen jeden hereinbrechenden Feind zu schützen. Nach solchen Ueberzeugungen begann nun König Wilhelm da-

mit, das Militärgesetz von 1814 zur ernsten und vollen Ausführung zu bringen mit der Aenderung jedoch, daß jeder Preuße nach vollendeter dreijähriger Dienstzeit noch vier Jahre lang der in Kriegsfällen sofort einzuberufenden Reserve, dafür aber kürzere Zeit der Landwehr angehören solle, die dann nur in den dringendsten Lagen zur Vertheidigung des Landes aufzubieten sein würde. Auf diese Weise wurden die höheren Altersclassen, Familienväter erleichtert, zugleich aber das stehende Heer in Friedenszeiten um ein Bedeutendes vermehrt. In diesen Maßregel erblickte nun das in seiner großen Mehrzahl demokratische preußische Abgeordnetenhaus eine gefährliche Stärkung der königlichen Gewalt und eine Beeinträchtigung des Volkswohls und der Freiheit. Es verweigerte deshalb seine Zustimmung zu der Heeresreorganisation. Aber König Wilhelm ließ sich nicht irre machen. Zuerst versuchte er es, die Opposition in dem Abgeordnetenhause durch Einsetzung eines liberaleren Ministeriums günstiger für seine Pläne zu stimmen — die neue Aera 1861—1862 — aber es wurde auch dadurch eine eigentlich gesetzliche Anerkennung der Armeereorganisation nicht erreicht, sondern nur so viel bewirkt, daß man einen Theil der von der Regierung geforderten Mehrkosten für die Armee als ein jährliches Extraordinarium bewilligte, um welches dann alljährlich wieder von Neuem gestritten werden mußte. Als nun gar, 1862, Herr von Bismark-Schönhausen, ein aus früherer Zeit bekannter höchstbegabter Verfechter der königlichen Gewalt und conservativen Institutionen, später preußischer Bundestagsgesandter in Frankfart a. M., dann preußischer Gesandter in Paris und St. Petersburg, an die Spitze des Ministeriums gestellt und dadurch mit dem System der neuen Aera gebrochen wurde, spitzten sich die Zerwürfnisse zwischen Regierung und Abgeordnetenhaus immer mehr zu, die Kluft zwischen beiden wurde immer größer, ja es trat eine wirklich feindselige Haltung ein, die dahin führte, daß der Landtag gegen Ende Mai's 1863 vom Könige geschlossen wurde. Zwar wurden bald darauf neue Wahlen angeordnet und der Landtag auf den Herbst wieder einberufen, allein die Opposition im Abgeordnetenhause trat in gleicher Stärke wieder auf, und am 24. Januar 1864 wurde auch dieser Landtag geschlossen, ohne daß eine Einigung der Stände mit der Krone zu Stande gekommen war.

Inzwischen wurde mit der nun einmal begonnenen und nicht mehr rückgängig zu machenden Vermehrung und Ausrüstung der Armee ungeachtet des Widerspruches der Volksvertretung langsam zwar, aber mit großer Umsicht und Sorgfalt unter dem energischen Kriegsminister von Roon fortgefahren und Preußen dadurch wirklich in einen sehr respectabeln wehrhaften Zustand versetzt. Was der Regierung dabei zu Statten kam, waren die wohlgeordneten Finanzen des Landes, die es gestatteten, die Mehrausgaben zu bestreiten, ohne dem Lande neue Steuern aufgelegen oder neue Anleihen zu machen. Dieser gesunde Zustand und die energische Haltung der preußischen Regierung und besonders des Ministerpräsidenten v. Bismark verfehlten nicht, in ganz Deutschland so wie im Auslande großes Aufsehen zu erregen, ja die Besorgniß einzuflößen, Preußen gehe mit nichts Geringerem um, als mit dem Gedanken, sich auf Kosten des übrigen Deutschlands zu vergrößern.

Das allgemeine Mißtrauen gegen Preußen wurde noch dadurch erhöht, daß es ohne letzte Zustimmung der Regierungen, welche dem deutschen Zollvereine beigetreten waren, einen Handelsvertrag mit Frankreich abschloß, von dessen Vortheilen für Deutschland nicht alle Zollvereinsstaaten sofort überzeugt waren. Der

Zollvereinsvertrag lief mit dem Jahre 1865 ab, und Preußen erklärte nun, es werde zu diesem Termin aus dem Zollverein ausscheiden, falls die übrigen Zollvereinsstaaten sich dem Handelsvertrag mit Frankreich nicht anschließen wollten. Diese kategorische Erklärung hatte die Folge, daß die Regierungen der Zollvereinsstaaten, in reiflicher Erwägung der Vortheile, die ihnen der von Preußen gestiftete Verein verschaffte, und der Nachtheile, welche die Auflösung dieser nationalen Verbindung für ganz Deutschland nach sich ziehen würde, erst einzeln, endlich alle, den preußischen Vorschlägen Gehör gaben und dem erst so gefürchteten Handelsvertrage mit Frankreich beitraten.

Mit nicht geringer Besorgniß für seine bis dahin immer so fest beanspruchte Hegemonie in Deutschland mußte Oesterreich solchen Einfluß, den Preußen auf die selbst widerwilligsten kleineren deutschen Staaten gewann, so wie den ganzen gewaltigen Aufschwung, den die norddeutsche Großmacht trotz aller Hindernisse im Innern zu nehmen schien, wahrnehmen. Es mußte etwas geschehen, um die Machtstellung des Habsburger Kaiserhauses in Deutschland wieder zu kräftigen und die drohende Machtentwickelung Preußens wieder in die Oesterreich wünschenswerthen Schranken zurückzuführen. Eine günstige Handhabe hierbei bot sich in der durch ganz Deutschland verbreiteten Ueberzeugung dar, daß der bisherige Deutsche Bund mit seinem schleppenden Geschäftsgange in Frankfurt a. M. sich überlebt habe und nicht im Stande sei, das deutsche Land zu einer in allen Stämmen und Schichten der Bevölkerung gewünschten und laut geforderten lebenskräftigen Einigung im Innern so wie zu einer Machtstellung zu führen, die im Stande war, einer jeden von außen her drohenden Gefahr mit Erfolg zu widerstehen. Die allgemeine Stimmung in Deutschland benutzend trat nun der Kaiser Franz Joseph mit einem Reformplane des deutschen Bundes hervor und lud die deutschen Fürsten zur Berathung desselben zu einem Fürstentage auf den 18. August 1863 nach Frankfurt ein.

Die Hauptpunkte dieses Planes waren folgende:

1) Die wichtigsten Angelegenheiten des deutschen Bundes werden durch ein Directorium geleitet, bestehend aus dem Kaiser von Oesterreich, dem Könige von Preußen, dem Könige von Baiern und zweien, von den übrigen Fürsten und den freien Städten gewählten Fürsten.

2) Die übrigen Bundesmitglieder werden durch einen Bundesrath vertreten, in welchen sie ihre Bevollmächtigten schicken und welcher von dem Directorium in wichtigen Fragen, namentlich über Krieg und Frieden, zu Rathe gezogen werden soll.

3) Es kann auch für größere allgemeine Angelegenheiten eine allgemeine Fürstenversammlung berufen werden.

4) Für die Entscheidung von Streitigkeiten zwischen einzelnen Regierungen oder Beschwerden der Unterthanen gegen ihre Regierung wird ein Bundesgericht geschaffen.

5) Damit auch die deutsche Nation vertreten werde, wird eine Abgeordneten-Versammlung aus 300 Abgeordneten der deutschen Ständeversammlungen gebildet, welcher das Recht der Mitwirkung bei der Bundesgesetzgebung und dem Bundeshaushalte zustehen soll.

Die deutschen Fürsten erschienen auf den Ruf des Kaisers Franz Joseph

sämmtlich, mit Ausnahme des Königs von Preußen, des Königs von Dänemark (für Holstein) und des Königs der Niederlande (für Luxemburg), und nahmen den Reformplan, mit einigen nicht wesentlichen Veränderungen an. Es verbreitetn sich anfangs die Hoffnung, daß jetzt wenigstens der Anfang zu einer kräftigern Vereinigung der deutschen Länder werden gemacht werden, aus welchem sich das Vollkommnere bei dem guten Willen Aller dann schon lebendiger entwickeln werde. Allein die Hoffnung schlug fehl. Es fehlte die Zustimmung eines Hauptgliedes des deutschen Bundes, ohne dessen Theilnahme die ganze Arbeit vergeblich war. Der König von Preußen erschien weder auf die Einladung des Kaisers von Oestreich, noch der ganzen Fürstenversammlung, in deren Namen der König von Sachsen zu ihm nach Baden-Baden reiste, in Frankfurt, und auf das schriftliche Ansuchen der Versammlung, den von ihr gefaßten Beschlüssen beizutreten, erfolgte von preußischer Seite eine Ablehnung. Preußen verlangte völlige Gleichstellung mit Oestreich und Abänderung einiger wichtigen, nicht unbedenklichen Punkte, worauf die vorläufig mit Oestreich verbundenen Regierungen nicht eingehen zu können glaubten; und so zerschlug sich der ganze Plan eben so rasch wieder, wie er entstanden war.

Der dänische Krieg.

Bei solcher Schwäche und Uneinigkeit des deutschen Bundes war es kein Wunder, wenn selbst das kleine Dänemark es wagte, der deutschen Ehre Hohn zu sprechen. Anstatt nämlich die Verträge von 1851 und 52, durch welche die Verbindung von Schleswig und Holstein gesichert war, treu zu erfüllen, erhob die dänische Regierung durch ein Dekret vom 30. März 1863 den alten Plan der sogenannten Eiderdänischen Partei zum Beschluß, Holstein von der Gesammtverfassung des Reiches zu trennen und demselben, als Theil des deutschen Bundes, eine abgesonderte Verfassung und Verwaltung zuzugestehen, dafür aber das Herzogthum Schleswig mit der dänischen Monarchie gänzlich zu verbinden, wie sie denn schon längst dahin gearbeitet hatte, im deutschen Theile von Schleswig deutsche Sprache und Sitte nach und nach ganz auszurotten. Diesen letzten Gewaltstreich konnte Deutschland nicht mit der bisherigen Langmuth ansehn.

Am 1. October 1863 beschloß der Bundestag, die schon lange angedrohte Exekution gegen Dänemark durch Besetzung Holsteins mit Bundestruppen zur Ausführung zu bringeu. Sachsen und Hannover sollten 12000 Mann Exekutionstruppen, Oestreich und Preußen 25,000 Mann als Reserve stellen, für den Fall, daß Dänemark sich widersetzen würde.

So weit war die Sache einfach. Nun aber trat ein Zwischenfall ein, der sie verwickelter machte. Der König Friedrich VII. von Dänemark starb nach kurzer Krankheit und da er keine legitimen Erben hinterließ, starb mit ihm die männliche Königslinie aus und es folgte ihm der der weiblichen Linie angehörende Herzog Christian von Glücksburg, der für diesen Fall durch das sog. Londoner Protokoll vom 20. Mai 1852 von den 5 Großmächten zu seinem Nachfolger bestimmt war. Er besteigt als Christian IX. den dänischen Thron. Durch Volksauflauf in Kopenhagen gezwungen bestätigt er am zweiten Tage seiner Regierung, den 18. November, die neue Verfassung für Dänemark, durch welche Schleswig incorporirt wird. Darauf rücken die sächsischen und hannöverschen Exekutionstruppen unter dem Befehle des sächsischen Generals von Hake am 23. December in Holstein ein; die Dänen räumen das Land, als deutsches Bundes-

land und gehen über die Eider zurück. Wäre nun einfach die Frage über die Erfüllung der Verträge von 1851 und 52 wegen der Herzogthümer zu verhandeln gewesen, so mochte die ganze Sache ohne Krieg und Blutvergießen abgemacht werden; allein die schwierigere Frage entstand über das Recht der Erbfolge. Nach deutschem Staatsrechte kann die weibliche Linie in keinem deutschen Lande zur Regierung kommen, also auch nicht Christian IX. in dem deutschen Bundeslande Holstein. Daher erhebt der nächste Agnat aus der männlichen Linie, Erbprinz Friedrich von Augustenburg, obgleich sein Vater bei der Zustimmung zu dem Londoner Protokoll die Erbansprüche auf die Herzogthümer gegen eine namhafte Summe für sich und seine Nachkommen abgetreten hatte, seinen Anspruch auf Holstein und auf Schleswig, als ein mit Holstein auf immer verbundenes Land. Ungeachtet er noch in preußischen Militairdiensten war, nannte er sich alsobald Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein, begab sich in das beanspruchte Land und nahm seinen Sitz in Kiel, wo er eine Art von Regierungs-Collegium einrichtete.

Die meisten deutschen Bewohner der Herzogthümer waren nicht wenig entzückt bei dem Gedanken, des dänischen Joches ledig und wieder mit Deutschland vereinigt, ja Insassen eines selbstständigen, wenn auch kleinen deutschen Reiches zu werden, und noch dazu mit ganz constitutionellen, nach der Schablone der Reichsverfassung von 1848 zugeschnittenen Einrichtungen, Rechten und Freiheiten, wie sie unter der Regierung des Augustenburgers zu erwarten standen. Sie empfingen deshalb in ihrer, besonders den unteren Schichten angehörigen Mehrzahl den Prinzen mit Jubel und Begeisterung, sprachen sich in den öffentlichen Blättern und in Volksversammlungen für ihn aus, gelobten ihm Treue und brachten es sogar hie und da zu öffentlichen, freilich sehr verfrühten Huldigungen. Dies war um so weniger zu verwundern, da sie durch die Zustimmung aller Liberalen in Deutschland, die nun auf einmal in dem Entstehen eines neuen deutschen Kleinstaates keinen Schaden mehr sahen, ja selbst durch die Zustimmung der meisten dem deutschen Bunde zugehörigen Regierungen in ihren Anschauungen und Hoffnungen unterstützt wurden*) Weiterblickende erkannten freilich bald die Mißlichkeit der Lage, in welche das kleine Ländchen kommen mußte, wenn es ohne Anschluß an eine stärkere Macht, die es schützen könne, gleichsam die Vormauer Deutschlands gegen einen von Norden her andringenden Feind, sei dies auch nur Dänemark, sein sollte, und es schien ihnen bedenklich, vorkommenden Falls, eine solche Hülfe von dem in solchen Fällen nicht eben bewährten deutschen Bunde zu erwarten. Zudem stand ja die ganze Sache noch in den ersten Anfängen. Die Dänen hatten sich zwar aus Holstein zurückgezogen, aber sie machten nicht die geringste Miene, die vom deutschen Bunde in Hinsicht auf die Herzogthümer gestellten Forderungen zu erfüllen. Es mußte etwas Weiteres geschehen, wenn der deutsche Bund seinen Zweck erreichen wollte. Preußen und Oestreich, welche vorläufig noch auf dem Boden des Londoner Vertrages stehen blieben, durch welchen die Erhaltung der dänischen Monarchie in ihrem ganzen Umfange gewährleistet war, beantragten beim Bunde, auch Schleswig kriegerisch zu besetzen — nicht in der Gestalt einer förmlichen Besitzergreifung, sondern als Unterpfand dafür, daß Dänemark seine Verpflichtungen gegen Deutschland bis auf den letzten Punkt

*) Der deutsche Nationalverein bestrebte sich besonders, die Agitation im Fluß zu erhalten und griff selbst mit den Mitteln seiner „zur Unterstützung von Bedrängten" gesammelten Kasse dem Prinzen Friedrich unter die Arme.

erfüllen werde. Der deutsche Bund konnte sich hierzu nicht entschließen, und nun erklärten die beiden Großmächte, sie würden es allein thun, rückten auch sofort mit ihren Truppen durch Holstein an die Eider und überschritten diesen Grenzfluß gegen Schleswig am 1. Februar 1864 mit etwa 20,000 Mann, von denen die Oestreicher unter den Befehlen des General-Feldzeugmeisters v. Gablenz, die Preußen unter dem des jungen Prinzen Friedrich Carl standen; den Oberbefehl über die ganze Armee führte, wenigstens dem Namen nach, der alte preußische Feldmarschall Wrangel.

Der dänische Krieg 1864.

Die Dänen waren entschlossen, der Gewalt Gewalt entgegen zu setzen. Vor und hinter den weitausgedehnten Befestigungen des Danewirks bei der Stadt Schleswig erwarteten sie die herandringenden Preußen und Oestreicher. Der Kampf begann sofort; die Oestreicher griffen auf dem linken Flügel direkt die Danewirke, die Preußen auf dem rechten den Brückenkopf des Schleiüberganges*) bei Missunde an und fanden an beiden Punkten den heftigsten Widerstand. Mit großer Tapferkeit stürmte die östreichische Brigade Poschacher — (die eiserne Brigade) — den Königshügel dicht vor den Verschanzungen des Danewirks und schickte sich an, dieses selbst zu nehmen, Prinz Friedrich Carl aber verließ nach einem kurzen Scheinangriff auf den Brückenkopf von Missunde unter Deckung der Nacht seine dortige Stellung und setzte rasch etwas weiter östlich bei Arnis und Cappeln über die Schlei, um die Dänen im Rücken anzugreifen. Diese, welche sich so plötzlich aufs Aeußerste bedroht sahen, gaben in der Nacht vom 4. auf den 5. Februar die Vertheidigung des Danewirks und der Stadt Schleswig auf, ließen ihr ganzes Befestigungsgeschütz im Stich und zogen sich eiligst zu der noch festeren Stellung bei Düppel, der Insel Alsen gegenüber, zurück. Scharf verfolgt von den Oestreichern verloren sie bei Oeversee einen Theil ihrer die Verfolgung mit großer Tapferkeit aufhaltenden Nachhut; aber ihr Hauptzweck war erfüllt: sie erreichten die Düppeler Schanzen zeitig genug, um sich darin festzusetzen und die Reihe derselben, welche den Uebergang nach Alsen schützen, noch mehr zu befestigen.

Die Preußen folgten, so schnell die schlechten Wege und das ungünstige Wetter es erlaubten, mit ihrer Artillerie, besetzten das Sundewitt und rüsteten sich zu einer förmlichen Belagerung der Düppeler Bollwerke, wie einer wirklichen Festung, während die Oestreicher mit den preußischen Garden unter dem greisen Feldmarschall Wrangel den übrigen Theil der Dänen bis tief in Jütland hinein verfolgten und die Grenzfestung von Jütland, Friedericia, einschlossen. Aber die Belagerung der Düppeler Schanzen war eine sehr harte Probe für die unverdrossenen Krieger; es galt, in dem bald vom Regen durchweichten, bald hartgefrorenen Erdreiche die Laufgräben zu graben, das schwere Geschütz mit der äußersten Anstrengung von Menschen und Pferden hindurch und in die neuerrichteten Batterien zu bringen, im Schnee und Regen unter freiem Himmel Tag und Nacht zu bivouakiren, die Ausfälle der Dänen zurückzuschlagen und selbst immer näher an die feindlichen Werke zu rücken. Die Truppen aber bewährten ihren Muth, ihre Ausdauer und selbst ihre gute Stimmung bei allem Ungemach auf ausgezeichnete Weise.

---

*) Die Schlei ist ein schmaler bis zur Stadt Schleswig sich ins Land erstreckender Meeresarm der Ostsee.

Gleich nach Ostern begann die anhaltende Beschießung der dänischen Verschanzungen und der Stadt Sonderburg auf der Insel Alsen. Die preußischen gezogenen Geschütze bewährten ihre Vorzüglichkeit auf überraschende Weise. Sie trugen ihre zerstörenden schweren Geschosse auf die Weite von mehr als einer halben Meile mit großer Sicherheit, und die Stadt Sonderburg, so wie die dänischen Schanzen litten in der immer heftiger werdenden Beschießung so sehr, daß die Preußen endlich, am 18. April, den letzten Sturm wagen konnten; in wenigen Stunden fiel die ganze Reihe der Düppeler Schanzen, der Brückenkopf am Uebergang nach Alsen und ein beträchtlicher Theil der dänischen Truppen in ihre Hände. Der Theil derselben, welcher sich nach Alsen retten konnte, hatte die Brücke über den schmalen Alsensund hinter sich abgebrochen und befestigte sich nun auf der andern Seite so viel als möglich, um unterstützt von der Flotte und namentlich dem unheimlichen Panzerschiff Rolf Krake, den Preußen den Uebergang nach Alsen zu verwehren. Doch, es half Alles nichts, weder Befestigungen, noch Rolf Krake. Dieser letztere, sowie die ganze Flotte wurde von den preußischen Geschützen in respectvoller Entfernung gehalten, und während die Dänen den Versuch des Uebergangs der Preußen von Düppel aus nach Sonderburg erwarteten, setzte die preußische Brigade Göben auf kleinen, in aller Stille und mit vieler Mühe zu Lande herbeigeschafften Booten etwas höher am Alsensund hinauf über das Wasser, landete glücklich und trieb die das Ufer besetzt haltenden wenigen dänischen Truppen unaufhaltsam von Knick zu Knick*) nach Sonderburg zurück, dann, unterstützt durch die von Düppel herüberkommenden Regimenter die ganze dänische Armee durch die Insel Alsen bis zur Halbinsel Kekenis, wo man denen, die sich bis dahin hatten retten können, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, Zeit ließ sich auf den bereit liegenden dänischen Schiffen zu bergen und mit diesen das Weite zu suchen.

Nachdem dies geschehen war — auch die Insel Fehmarn war inzwischen von den Preußen besetzt worden — wurden Anstalten getroffen, das schwere Geschütz nach Friedericia zu schaffen, um diese Festung zu beschießen. Aber die Dänen warteten dies nicht ab, sondern übergaben die Festung und schifften sich nach der Insel Fünen ein, um dort einen weiteren Angriff der Verbündeten zu erwarten. Doch dazu kam es nicht. In Kopenhagen hatte man die Hoffnung auf günstige Erfolge gegen Oestreich und Preußen um so mehr aufgegeben, als keine der andern europäischen Mächte sich herbeilassen wollte, dem bedrängten Dänemark zu Hülfe zu kommen, und da Preußen und Oestreich ihren eigentlichen Zweck erreicht hatten, so waren kurze Unterhandlungen hinreichend, um am 31. Oktober 1864 den Frieden von Wien zu Stande zu bringen, in welchem Christian IX. die sogenannten Elbherzogthümer, Holstein und Schleswig, sammt Lauenburg zur freien Verfügung an Preußen und Oestreich abtrat mit der ausdrücklichen Erklärung, nichts gegen irgendwelche Maßnahmen einwenden zu wollen, welche die neuen Besitzer in und mit den abgetretenen Provinzen treffen würden.

Bemerkenswerth war in diesem Kriege noch das kecke Auftreten der neugebildeten kleinen preußischen Kriegsflotte, die in der Ostsee nicht blos keine Blockade der preußischen Häfen von Seiten der Dänen, wie sie im Jahr 1849 stattfand,

*) Anm. Knicks heißen in Dänemark die mit dichtem Buschwerk besetzten Erdeinfriedigungen der Ländereien.

zuließ, sondern sogar mit Glück wagte, die dänische Flotte selbst anzugreifen und dieselbe in die nördlichen Gewässer zurücktrieb. In der Nordsee freilich erlitt die aus östreichischen und preußischen Schiffen bestehende Flotille einige Nachtheile, doch hatten diese keine weitern für den Krieg entscheidenden Folgen, und in den westlichen Küstengewässern der Inseln Föhr und Sylt wurden den Dänen sogar mehrere dort stationirte Kriegsfahrzeuge von den preußischen Kanonenbooten weggenommen. Das waren die ersten Proben, welche die im Entstehen begriffene preußische Kriegsmarine von ihrem Muth nnd ihrer Tüchtigkeit ablegte.

Weitere Begebenheiten in Schleswig-Holstein.

Der Friede mit Dänemark war nun zwar abgeschlossen, aber er trug keineswegs dazu bei, Deutschlands Ruhe und innere Einigung zu befestigen. Nicht allein wurde das Verfahren der beiden deutschen Großmächte, besonders Preußens von der öffentlichen Meinung des übrigen Deutschlands so wie des Auslandes, namentlich Frankreichs und Englands, vielfach getadelt, sondern die Frage über die Regierungsnachfolge in den Elbherzogthümern wurde nun erst recht brennend. So klar und einfach die Bestimmungen des Wiener Friedens Preußen und Oesterreich zu alleinigen Besitzern der Herzogthümer machten, so lebhaft wurde ihnen der Rechtstitel dieses Besitzes von dem liberalen und demokratischen Deutschland, selbst von namhaften Rechtsgelehrten, bestritten. Auch die Majorität der deutschen Bundesversammlung, die sich doch nicht hatte entschließen können, an energischen Maßregeln zur Befreiung Schleswigs vom Dänischen Joche theilzunehmen, glaubte sich jetzt zu der Meinung berechtigt, die deutschen Großmächte hätten die Elbherzogthümer allein für den deutschen Bund erobert, und beanspruchte die Entscheidung über die künftige Regierung derselben. Sie sprach sich in dieser Hinsicht nicht undeutlich und in Uebereinstimmung mit den liberalen Volksstimmen für die Prätendentschaft des Herzogs von Augustenburg aus; selbst Oestreich, welches selber mit seinem Besitzrecht in den Herzogthümern wenig anfangen konnte und dasselbe nur nicht Preußen allein gönnte, schien sich dieser Anschauung zuzuneigen. Hierdurch aufgemuntert trat Prinz Friedrich mit seinen Ansprüchen immer offener hervor und schürte von Kiel aus durch seine Agenten, durch die Presse, durch improvisirte Volksversammlungen, in Scene gesetzte Huldigungsakte und dgl. die Agitation gegen Preußen — von Oestreich war nicht viel die Rede — auf eine höchst bedenkliche Weise.

Anfangs war auch Preußen nicht abgeneigt, auf die Absichten des Prinzen unter gewissen Bedingungen einzugehn. Man wollte ihm die souveräne Regierung der Herzogthümer übergeben, aber unter der Bedingung, daß das neue Ländchen in einem engen Anschluß an Preußen bliebe, welche Macht es allein gegen äußere Gewalt zu schützen im Stande war. Namentlich sollte das Militärwesen nicht nur nach preußischem Muster eingerichtet, sondern auch ganz unter preußische Leitung gestellt, Rendsburg sollte Bundesfestung, der Kieler Hafen sollte Bundeshafen, und das Territorium zu beiden Seiten eines quer durch die Herzogthümer anzulegenden Canals zur Verbindung der Ost- und Nord-See an Preußen abgetreten werden. Diese Vorschläge wurden nicht blos von dem Prinzen zurückgewiesen, sondern derselbe verleugnete seinen deutschen Charakter sogar so weit, daß er den Kaiser der Franzosen um Schutz gegen solche Zumuthungen und um Unterstützung seiner Ansprüche anging.

Nun mußten allerdings ernstere Maßregeln ergriffen werden. Persönlich

wurde der Prinz auf keinerlei Art behindert oder beunruhigt, außer, daß er natürlich seine Stelle in der preußischen Armee niederlegte und entlassen wurde. Aber Preußen forderte ein Rechtsgutachten von seinem Kronsyndikat über die Erbfolge in den Herzogthümern, welches dahin erfolgte, daß ein historisches Recht der Regierungsnachfolge für niemand, am allerwenigsten für den Prinzen von Augustenburg zu begründen sei; nur der Wiener Friede mit Dänemark könne einen sichern Anhaltspunkt für das Besitzrecht über die Herzogthümer abgeben, und darnach seien Preußen und Oesterreich die unzweifelhaften Besitzer und hätten allein das Recht, über das weitere Schicksal von Schleswig und Holstein zu verfügen.

Ungeachtet sich Oestreich einer desfalls beim deutschen Bunde abgegebenen Erklärung anschloß, war es doch weit entfernt, die Forderungen Preußens in Hinsicht seines Einflußes auf die Herzogthümer zu billigen, noch weniger konnte es sich entschließen, sein Mitbesitzrecht gegen eine Entschädigung an Preußen abzutreten, wenn diese Entschädigung nicht etwa in der Abtretung Schlesiens bestanden hätte. Es mußte ihm zu viel daran liegen, Preußens Machtentfaltung im Norden Deutschlands nicht vergrößert zu sehen; doch glaubte es sich nichts zu vergeben, wenn es sein Mitbesitzrecht an das Lauenburger Ländchen, welches sich mit der Bitte um Einverleibung in Preußen unter Beibehaltung seiner Landesinstitutionen an den König von Preußen gewendet hatte, gegen eine Entschädigung von $2^1/_2$ Millionen Thalern an Preußen abtrat.

In Schleswig und Holstein blieb nun nichts Anderes übrig, als den gemeinsamen Besitz und die gemeinsame Regierung Preußens und Oestreichs fortbestehen zu lassen, eine Einrichtung, die begreiflicher Weise schon an sich sehr schwierig war und dadurch noch mehr erschwert wurde, daß Oestreich immer offener sich dem Plan zuneigte, die Herzogthümer dem Prinzen von Augustenburg, und zwar ohne die von Preußen gestellten Bedingungen, zu übertragen. Dazu kam, daß Preußen sich mit seiner zwar nicht großen, aber im Dänischen Kriege erprobten und bewährten Kriegsflotte im Kieler Hafen auf eine ernsthafte Weise festsetzte und der Augustenburgischen Agitation möglichst kräftig entgegentrat. Dies und manches Andere in der Verwaltung, worüber sich die Regierungs-Commissare nicht verständigen konnten, riefen erst kleinere, dann immer größere Mißhelligkeiten und gegenseitige Verstimmung hervor. Wenig fehlte, so wäre es schon damals zu einem ernsten Zusammenstoß zwischen denen gekommen, die noch vor Kurzem in anerkennenswerther Waffenbrüderschaft gegen den gemeinsamen Feind gekämpft hatten. Nur ein persönliches Benehmen der beiden Monarchen von Preußen und Oestreich in Gastein, einem Badeorte in Tyrol, wo sich damals der König von Preußen zur Cur aufhielt, führte zu einem Abkommen, wonach die Regierung und Verwaltung von Holstein allein an Oesterreich, die von Schleswig allein an Preußen überging, doch so daß dadurch das Recht des gemeinschaftlichen Besitzes auf keiner Seite geschmälert werden sollte. Das war der Gasteiner Vertrag vom 14. August 1865. Seitens Oestreichs wurde in Holstein General von Gablenz, Seitens Preußens in Schleswig General von Manteuffel als Gouverneur eingesetzt.

Eine Zeit lang schien Alles gut zu gehen, aber lange bewährte sich das Auskunftsmittel nicht. Unter der Oestreichischen Regierung wurde die Augustenburgische Partei mit so auffallender Nachsicht, ja Unterstützung behandelt, daß die Bewegung Formen und Ausdehnung annahm, die befürchten ließen, Preußen um

alle seine so glorreich und blutig errungenen Vortheile zu bringen. Dies bewog den Gouverneur v. Manteuffel, auf Befehl seines Königs Protest gegen solches Treiben einzulegen und den Gouverneur v. Gablenz um Abstellung des Uebelstandes zu ersuchen. Preußens Gesuch wurde nicht nur abgelehnt, sondern Oestreich trat nun plötzlich vom Gasteiner Vertrag zurück, übertrug dem Frankfurter Bundestage seine Rechte an die Herzogthümer, ließ sich aber doch noch herbei, ganz im Widerspruch gegen diese Uebertragung, in aller Eile die holsteinische Landesvertretung auf den 11. Juni nach Itzehoe zu berufen. Preußen protestirte gegen beides, und General v. Manteuffel erklärte, daß, da der Gasteiner Vertrag faktisch gebrochen sei, man auf den Grund des Wiener Friedens zurückgehen müsse; und da nach den Wiener Vereinbarungen es jedem Theile frei stehe, Truppen in die von dem andern Theile unbesetzten Orte der beiden Herzogthümer zu verlegen, so werde er mit seinen Truppen in Holstein einmarschiren, wogegen es auch dem Gouverneur v. Gablenz unverwehrt sein solle, östreichische Truppen nach Schleswig rücken zu lassen.

Dieser von dem General v. Manteuffel abgegebenen Erklärung folgte die Ausführung auf dem Fuße. Preußische Truppen rückten in Kiel ein. Die Oestreicher, der Zahl nach auch freilich den preußischen Streitkräften nicht gewachsen, zogen sich ohne Widerstand auf Altona zurück. Aus der Festung Rendsburg rückte der östreichische Theil der Besatzung ab, freundlich von der Feldmusik der Preußen geleitet. Aus Kiel folgte den östreichischen Truppen der Prinz von Augustenburg in aller Eile. In Itzehoe, wohin der holsteinische Landtag berufen war, fanden die Abgeordneten, welche sich wirklich dorthin begeben hatten, das Versammlungslokal von preußischen Truppen besetzt und zogen wieder ab. Der östreichische Landtagscommissar, Regierungsrath Lesser, der nicht weichen wollte und protestirte, wurde verhaftet und nach Rendsburg gebracht, gleichzeitig die holsteinischen Zeitungen, die in heftigster Weise die Agitation gegen Preußen und für den Prinzen von Augustenburg geschürt hatten, in die nöthigen Schranken zurückgewiesen. Bei weiterem Vorgehen der Preußen nach Süden ließen es die bei Altona zusammengezogenen östreichischen Truppen auf einen Zusammenstoß nicht ankommen, sondern verließen auf Befehl des Kaisers von Oestreich unter Protest des Herrn v. Gablenz gegen preußische Vergewaltigung am 11. Juni das holsteiner Land und zogen durch Hannover ihrer Heimath zu, wo sie bei den übrigen östreichischen Streitkräften ihre Stellung fanden.

Dies war nun der Anfang eines Conflikts zwischen Preußen und Oestreich, der nicht mehr auszugleichen war, im Gegentheil bald die größesten Dimensionen annehmen und zu den unerwartetsten Folgen führen sollte.

106. Das Jahr 1866.

Stimmungen in Deutschland.

Während der so eben erzählten Begebenheiten war ganz Deutschland in einer nicht geringen Aufregung. Oestreichs Verstimmung gegen Preußen war unschwer zu erklären. Seit der Zeit, in der es die deutsche Kaiserwürde erblich an sich gebracht hatte *) — und das war ungefähr um dieselbe Zeit, in welcher Friedrich III.

*) Anm. Siehe S. 110. Eigentlich gab es nur Deutsche Könige, die zugleich römische Kaiser waren.

von Hohenzollern die Mark Brandenburg erwarb — hatte sich das Haus Habsburg gewöhnt, in Deutschland die oberste Stelle einzunehmen und den entschiedensten Einfluß auf die Geschicke Deutschlands auszuüben. Nun mußte es im Lauf der Jahrhunderte sehen, wie sich aus dem kleinen Markgrafthum Brandenburg erst ein Churfürstenthum, dann ein Königreich Preußen, endlich gar eine europäische Großmacht ersten Ranges erhob. Wie gefährlich diese Macht ihm war und immer mehr werden mußte, erfuhr es unter Friedrich dem Großen durch den Verlust Schlesiens sehr handgreiflich. Bei der Napoleonischen Invasion konnte Oestreich die deutsche Kaiserwürde nicht mehr halten; Kaiser Franz II. legte sie im Jahre 1806 nieder. Bei der Wiedererhebung Deutschlands folgte Oestreich nur zögernd dem Sturmesdrange, der sich in Preußen zuerst erhob, und wie wenig auch nachher seine Beihülfe in dem Befreiungskampfe unterschätzt werden darf, fühlte es es doch bitter, daß Preußen dabei die erste Rolle gespielt hatte. Auf dem Congreß zu Wien that die Metternichsche Politik Alles, um die Machtentwickelung Preußens in möglichst engen Schranken zu halten und es aus den errungenen Siegen den möglichst geringen Vortheil ziehen zu lassen. Ja, es war nahe daran, daß schon damals der offene Kampf zwischen Oestreich und Preußen ausgebrochen wäre; nur das plötzliche Wiedererscheinen Napoleons in Frankreich hinderte es und vereinigte noch einmal Deutschlands Kräfte zum Sturz des wälschen Drängers. Wieder war es das preußische Heer, welches bei Belle-Alliance den Ausschlag gab, und gleich darauf konnte man Oestreichs und der andern Verbündeten Dank und Anerkennung dafür in den ungeschickten und unvortheilhaften Gränzen der neuen preußischen Monarchie auf der Landkarte von Deutschland abgezeichnet sehen. Oestreich behielt sich zum Andenken an die frühere Kaiserwürde das Bundespräsidium in Frankfurt vor, aber Preußen schritt über das Bundespräsidium hinweg zu einem wirklichen Einfluß in Deutschland durch die Gründung des deutschen Zollvereins, dem sich Oestreich natürlich entzog. Als im Jahre 1848 die Revolutionsstürme in Berlin und Wien gebraust hatten, berief die Nationalversammlung in Frankfurt wohl einen östreichischen Herzog zum Reichsverweser, aber dem Könige von Preußen bot sie die deutsche Kaiserkrone an, die indessen klüglicher wie rechtlicher Weise abgelehnt wurde. Nun versuchte die Revolution noch einmal, und zwar von Sachsen und Baden aus, sich über Deutschland zu verbreiten, aber Preußen hielt sie nieder und rettete die bedrohten Fürsten und Länder. In Olmütz zwar mußte Preußen, zu einem großen Kriege nicht gerüstet, östreichischen Ein- und Ansprüchen nachgeben, aber in der Reorganisation des preußischen Heerwesens, die König Wilhelm, selbst in Widerspruch gegen seine Stände, ins Werk setzte, sah Oesterreich bald, was ihm bei ferneren Ansprüchen auf die Hegemonie in Deutschland von Seiten Preußens würde geboten werden.

Dazu kam nun noch das Scheitern des von Oesterreich vorgeschlagenen Reorganisationsplanes des deutschen Bundes und die in Schleswig-Holstein erfahrene Demüthigung, und nimmt man dies Alles zusammen, so konnte Oesterreich, wollte es nicht freiwillig aus seiner bisherigen bevorzugten Stellung in Deutschland austreten, nicht anders, als gegen das an Macht immer wachsende Preußen das Aeußerste wagen. Nicht kleine Hindernisse, die dem gefährlichen Gegner in den Weg gelegt wurden, nur ein Krieg, und zwar wenn möglich ein Vernichtungskrieg konnte helfen.

Bei solchen Erwägungen und Plänen konnte Oestreich auf die Zustimmung und Hülfe der meisten übrigen deutschen Staaten rechnen, ja es durfte hoffen,

in Preußen selbst zahlreiche Freunde zu finden. Die Mißstimmung und das Mißtrauen gegen Preußen gewann in ganz Deutschland immer größere Ausdehnung und steigerte sich besonders in Süddeutschland geradezu bis zu einem ans Wahnsinnige grenzenden Haß. Die Verbreitung östreichischer Werthpapiere in Deutschland mag hierzu beigetragen haben — sonst war es schwer zu sagen, wem und welches Unrecht Preußen eigentlich gethan hatte. Genug, man betrachtete nun einmal dieses Preußen geradezu als den offenen Rachen, der bereit stehe, die Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands bei erster Gelegenheit ohne Weiteres zu verschlingen, als den Ausbund aller Schlechtigkeit und Treulosigkeit, kurz, für den eigentlichen Hauptfeind Deutschlands. Und da dies Preußen eigentlich kein faßbares Objekt war, so wälzte man alle jene Beschuldigungen auf die Person des preußischen Ministerpräsidenten, den Grafen von Bismark, für dessen Schändlichkeit man keinen genug entehrenden Ausdruck zu finden wußte. Die Aufregung und Feindschaft gegen diesen Mann, dem freilich Alles gelang, was er unternahm, ging so weit, daß sogar durch den Sohn des nach England enflohenen enragirten Demokraten Blind ein Mordversuch auf ihn gemacht wurde, dem er aber durch besondere Bewahrung Gottes und durch seine bewundernswürdige Entschlossenheit und Unerschrockenheit entging. Zu den Beschimpfungen und Verdächtigungen, welche so in Deutschland auf diesen Mann gewälzt wurden, gaben auch die französischen und englischen öffentlichen Blätter ihren nicht unbedeutenden Beitrag und man konnte den Muth, die Geduld und die unverwüstliche Frische des Ministers nicht genug bewundern, der bei dem Allen immer derselbe blieb, ja dem Allen noch einen gewissen Humor entgegensetzte, wie man denn unter Anderm ihm den Ausspruch zuschrieb, er werde in nicht gar langer Zeit noch der populärste Mann in Europa werden.

Unter den deutschen Mittelstaaten war keiner, der das Feuer mehr schürte, als Sachsen unter der unermüdlichen Anstrengung des sächsischen Premierministers v. Beust. Von ihm wurden geheime Verbindungen mit dem Wiener Cabinet angeknüpft, während die Minister der übrigen Mittelstaaten in Würzburg Berathungen hielten, was zu thun sei. Da kam Graf Bismark wieder Allen zuvor und legte am 9. April 1866 von Seiten Preußens beim Bundestag einen ganz neuen Plan zur Reform des deutschen Bundes, gegründet auf eine einheitliche Militärgewalt und — überraschender Weise — auf ein durch allgemeine directe Wahlen zu berufendes, aber in seinen Functionen auf innere Angelegenheiten zu beschränkendes Parlament vor.

In der öffentlichen Meinung entstand eine gewisse Verwirrung. Den Liberalen gefiel der Plan, aber sie trauten nicht recht, doch riethen sie schließlich zur Annahme. Die Conservativen in Preußen konnten sich erst nicht recht in die Sache finden; theils gefiel sie ihnen nicht und schien ihnen gefährlich, theils hielten sie dieselbe für einen nicht ernst gemeinten Schachzug, aber sie glaubten, auch in diesem Falle, der Politik Bismarks vertrauen und dieselbe unterstützen zu müssen. In der Bundesversammlung war man zweifelhaft, wie der Antrag behandelt werden sollte; endlich wurde er am 26. April einer besonderen Commission von 9 Mitgliedern des Bundestages und 2 Stellvertretern zur Vorberathung und Berichterstattung übertragen. Aber bald sollten Ereignisse eintreten, welche ein so langsames Verfahren völlig überholten und den ganzen Bund über den Haufen warfen.

Der verhängnißvolle 14. Juni.

Schon gegen Ende des März 1866 tauchten in den öffentlichen Blättern Nachrichten von östreichischen Truppenzusammenziehungen in Böhmen auf. Zuerst hieß es, dieselben seien angeordnet um ein weiteres Umsichgreifen von Gewaltthätigkeiten zu verhindern, die von fanatischen Czechen gegen die Juden in einigen Städten verübt worden sein sollten. Aber die Ausdehnung dieser militärischen Maßregeln verbunden mit der Thatsache, daß auch in Sachsen bedeutende Rüstungen gemacht wurden, ließen die Annahme einer Maßregel blos gegen einige vereinzelte Judencravalle nicht zu. Noch früher, schon am 26. Januar, hatte eine preußische Kundgebung nach Wien nochmals den Wunsch ausgesprochen, auf der Grundlage des bisherigen Einverständnisses der beiden Monarchen von Preußen und Oestreich auch ferner Hand in Hand zu gehen. Für den Fall aber, daß Oestreich auf diese fernere Gemeinschaft nicht gleichen Werth legen sollte, müsse sich Preußen die völlige Freiheit seiner Entschließungen und engeren Verbindungen nach andern Seiten nach seinem eigenen Interesse vorbehalten. Als darauf am 7. Februar von der östreichischen Regierung kühl und die preußischen Gesichtspunkte nicht anerkennend geantwortet wurde, ließ die preußische Regierung alle weiteren Verhandlungen mit Oesterreich fallen und sah sich seinerseits, wie angekündigt, nach Mitteln um, seine eigene Sicherheit zu befestigen. Das erste war, daß Graf Bismark sich der völligen Neutralität Frankreichs für den Fall eines in Deutschland ausbrechenden Krieges versicherte. Sodann wurde ein vorläufig geheimes Bündniß mit dem Könige von Italien, Victor Emanuel abgeschlossen, der nur auf eine günstige Gelegenheit wartete, sich des östreichischen Venetiens zu bemächtigen, um dadurch sein neues, von Preußen bereits früher anerkanntes Königreich Italien auch im Norden bis zum Adriatischen Meere auszudehnen.

Als die östreichischen Truppenanhäufungen in Böhmen nicht mehr verborgen bleiben und bemäntelt werden konnten, fing Preußen gleichfalls an zu rüsten, setzte Anfangs April die Festungen Glatz, Kosel, Neiße, Torgau, Wittenberg, Spandau und Magdeburg in Vertheidigungszustand und zog die Reserven mehrerer Divisionen ein. Gleichzeitig erging von Berlin eine Anfrage nach Wien, was die Rüstungen in Böhmen zu bedeuten hätten, und an die übrigen deutschen Höfe, wie sie sich für den Fall eines nicht zu vermeidenden Krieges zu stellen gedächten. Oestreich antwortete ausweichend, die übrigen deutschen Staaten im Wesentlichen übereinstimmend, sie würden sich nach Artikel XI. der Bundesverfassung verhalten, worin es heißt: „die Bundesglieder machen sich verbindlich, einander unter keinem Vorwande zu bekriegen, noch ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen, sondern sie bei der Bundesversammlung anzubringen, welche eine Vermittelung versuchen und, falls diese fehlschlagen sollte, eine richterliche Entscheidung durch eine wohlgeordnete Austrägal-Instanz bewirken werde, deren Ausspruch die streitenden Theile sich sofort zu unterwerfen haben." Etwas später erklärten Baiern und einige andere Staaten, sie würden sich auf die Seite desjenigen der beiden Großstaaten stellen, der von dem andern angegriffen würde, und kurz darauf ging von Baiern ein Vermittelungsvorschlag aus, dahin lautend, daß beide Großmächte, da sie ja erklärten, keine Feindseligkeiten gegen einander vor zu haben, gleichzeitig abrüsten möchten. Beide erklärten sich auch dazu bereit, und zwar wollte Oestreich, welches zuerst gerüstet hatte, auch den Anfang mit der Abrüstung am 25. April machen, wogegen dann Preußen mit seiner Abrüstung am 26. April beginnen sollte. Als

es aber zur Ausführung kommen sollte, erklärte Oestreich, es werde allerdings 10 Bataillone aus Böhmen zurückziehn, sei aber durch die Rüstungen Italiens genöthigt, militairische Maßregeln zum Schutz seiner Grenzen gegen Italien zu treffen und beizubehalten. Gleichzeitig brachte es die Schleswig-Holsteinsche Angelegenheit wieder in Anregung und drang darauf, daß diese Sache zum definitiven Abschluß gebracht werde, widrigenfalls sie dieselbe zur Entscheidung an den deutschen Bund bringen würde.

Auf solche reservirte Deutung der Abrüstungsfrage konnte Preußen sich nicht einlassen. Vielmehr brach es die Verhandlungen mit Oestreich wiederum ab, wendete sich dagegen an Sachsen und ersuchte den Minister v. Beust um Auskunft über den Grund und Zweck der sehr umfassenden sächsischen Kriegsrüstungen. Dieser antwortete erst ausweichend, dann bei weiterem Andringen bestimmter: der Grund der sächsischen Rüstungen sei, zu verhindern, daß Sachsen in den Streit hineingezogen würde; der Zweck sei, genügend kriegsbereit zu sein, falls am Bunde ein Antrag auf Kriegsbereitschaft gestellt werde. Feindliche Absichten gegen Preußen seien in Sachsen nicht vorhanden.

Mit dieser Erklärung begnügte sich die sächsische Regierung nicht, sondern legte der Bundesversammlung in Frankfurt am 5. Mai die preußisch-sächsischen Depeschen über die Rüstungsfrage vor und stellte, da eine Verständigung nicht erfolgt sei, den Antrag, Seitens des Bundes von Preußen beruhigende Erklärungen mit Rücksicht auf Artikel XI. der Bundesakte zu verlangen und hierüber in einer baldigst anzuberaumenden Sitzung abzustimmen. Inzwischen halte sich die sächsische Regierung für berechtigt und verpflichtet, alle zur Vertheidigung erforderlichen Maßregeln zu treffen. Der preußische Gesandte protestirte; Sachsen verlangte sofortige Abstimmung, der Bundestag aber beschließt, eine solche am 9. Mai vorzunehmen.

Am Tage der Abstimmung entschied sich die Mehrheit der Bundesversammlung mit 10 Stimmen gegen 5 für den sächsischen Antrag, also gegen Preußen. In Folge dieser Abstimmung wurden nun auch Mobilmachungen in Baiern, Hannover, Würtemberg und Hessen-Darmstadt angeordnet, doch wurden noch einmal von Seiten der mitteldeutschen Staaten Vermittelungsanträge an Preußen und Oestreich gemacht mit dem Ersuchen um beiderseitige Abrüstungen, was aber auch zu keinem Resultat führte.

Ebenso scheiterte noch ein andrer Versuch, dem drohenden Zusammenstoß in Deutschland, vielleicht einem daraus entstehenden europäischen Kriege vorzubeugen. Der Kaiser der Franzosen nämlich schlug in Anknüpfung an seine schon früher gehegten Congreßgedanken zur Beseitigung der Verträge von 1815 den europäischen Großmächten mit Einschluß von Italien und dem deutschen Bunde einen Congreß in Paris vor, wo versucht werden sollte, die deutschen Angelegenheiten friedlich beizulegen. Es sollte da besprochen werden 1) die Frage wegen der Elbherzogthümer, 2) die der östreichisch-italiänischen Zerwürfnisse und 3) die deutsche Bundesfrage. Die Mächte waren bereit den Congreß zu beschicken, nur verwahrte sich Preußen dagegen, daß Schleswig-Holstein als der Grund seines Zerwürfnisses mit Oestreich angesehn würde. Nur die östreichisch-sächsischen Rüstungen hätten ihm Veranlassung zu kriegerischen Gegenmaßregeln gegeben. Oestreich aber machte die bestimmte Bedingung, daß auf dem Congreß von einem Machtzuwachs einer der conferirenden Mächte durch Erwerbung fremder Länder nicht die Rede sein sollte. Es hatte dabei Preußen in Hinsicht auf Schleswig-Holstein, und besonders

Italien in Hinsicht auf Venetien im Auge, und dieser letztere Punkt war namentlich so allen französischen Anschauungen und Absichten entgegen, daß sich das ganze Congreßprojekt zu großer Verstimmung des Kaisers der Franzosen zerschlug. Die Großmächte hielten unter den obwaltenden Umständen weitere Vermittelungsversuche für unfruchtbar, statteten an Preußen einen besondern Dank dafür ab, daß es bereitwillig die Hand zum Frieden geboten und gaben ihm die völlige Freiheit seiner weiteren Entschließungen zurück.

Unterdessen hatte Oestreich, wie schon oben mitgetheilt worden ist, am 11. Juni seine Truppen aus Holstein zurückgezogen und die Angelegenheit der Herzogthümer dem deutschen Bunde übergeben. Diesem Akte folgte unmittelbar, noch an demselben 11. Juni, ein Antrag beim Bundestage auf schleunige Mobilmachung des ganzen Bundesheeres mit Ausnahme des preußischen Contingents und zugleich die Abberufung des östreichischen Gesandten, Grafen Karolyi, in Berlin, der am 12. seine Pässe forderte, worauf denn auch der preußische Gesandte, v. Werthern, Wien verließ.

Schon am 14. Juni erfolgte am Bundestage die Abstimmung über den östreichischen Antrag vom 11. eine Abstimmung, die für den Bundestag wie für ganz Deutschland so verhängnißvoll werden sollte. Gleich beim Beginn der Sitzung legte der preußische Gesandte, v. Savigny, im Namen seiner Regierung gegen das ganze Verfahren, als bundeswidrig, Protest ein, und als dessen ungeachtet die Majorität des Bundes sich für den östreichischen Antrag entschied, erklärte der preußische Gesandte in längerer Auseinandersetzung, daß seine Regierung hiermit den Bundesbruch für vollzogen und den bisherigen Bundesvertrag für erloschen ansehen müsse. Seine, des Gesandten, Thätigkeit beim bisherigen Bundestage sei beendigt, doch sei Preußen bereit, auf den alten durch die preußischen Vorschläge vom 9. April modificirten Grundlagen einen neuen Bund mit denjenigen Regierungen zu schließen, welche ihm dazu die Hand reichen wollten. Hiermit war der Würfel gefallen, der bisherige deutsche Bund aufgegeben, die Zeit der Reden und Verhandlungen vorüber: die Zeit der Thaten begann. —

Der deutsche Krieg 1866.

Am 17. Juni 1866 erließ der Kaiser Franz Joseph von Oestreich ein Manifest an seine Völker, am 18. Juni König Wilhelm von Preußen eine Proklamation an sein Volk. Jeder der beiden Monarchen legte in diesen Kundgebungen die Sachlage von seinem Standpunkte aus dar und forderte die Unterthanen auf, mit vereinten Kräften das engere Vaterland zu vertheidigen und zu schützen. Die beiderseitigen Rüstungen hatten natürlich in der Zwischenzeit nicht geruht. Oestreich hatte an der sächsischen und schlesischen Grenze mit einer entschiedenen Concentration im nördlichen Böhmen ungefähr 260000 Mann wohl ausgerüsteter Truppen, darunter viel Cavallerie und eine treffliche Artillerie, zusammengezogen und diese „Nordarmee" unter den Oberbefehl des Feldmarschall-Lieutenants Benedek gestellt, den man in Oestreich geradezu für unüberwindlich hielt. In Venetien, besonders innerhalb des berühmten Festungs-Vierecks gebildet von Mantua, Verona, Peschiera und Legnano, standen andere 180000 Mann unter dem Befehl des Erzherzogs Albrecht. Preußen hatte seine 9 Armeecorps auf die vollständige Kriegsstärke gebracht, die Landwehr ersten Aufgebots und noch einen Theil der Landwehr zweiten Aufgebots eingezogen und diese Truppen, gegen 300000 Mann, mit allem Nöthigen wohl ausgerüstet, mit den im Dänischen Kriege so

furchtbar gewordenen Zündnadelgewehren bewaffnet und von einer Artillerie begleitet, deren gezogene Geschütze auf schon die herrlichsten Proben bestanden hatten, den Oesterreichern, auf einer Strecke von über 50 Meilen ausgedehnt, gegenüber gestellt. Das preußische Heer war in drei große Heerhaufen vertheilt. Der erste, (das 1. Corps) stand unter dem Befehl des Prinzen Friedrich Carl an der Nordostgrenze Sachsens mit dem Hauptquartier Görlitz, der zweite (das 2. Corps) unter dem Kronprinzen von Preußen nahm Aufstellung im Süden Schlesiens auf der Linie Glatz, Neiße, Cosel, der dritte (das 3. Corps) unter General Herwarth von Bittenfeld hatte sich bei Halle und Naumburg concentrirt. Das Gardecorps blieb einstweilen noch in der Nähe von Berlin. Eine Division des 7. Armeekorps, (die 13. Westphalen) sammelte sich an der hannöverschen Grenze bei Minden unter Befehl des Generals Vogel von Falkenstein an, während die andere Division bei dem Corps des General Herwarth stand. Das 3. Armeecorps (Rheinländer) wurde größtentheils nach Sachsen gezogen, da Graf Bismark bei der Feststellung des von dem Chef des großen Generalstabes, General von Moltke, entworfenen Kriegsplanes erklärt hatte, zum Schutze der Rheingrenze gegen Frankreich brauchten keine Truppen aufgestellt zu werden. Nur ein kleines Corps unter Commando des Generals von Beyer nahm Stellung bei Wetzlar, um Hessen und die süddeutschen Armeen einstweilen in Schach zu halten. Diese, bestehend aus Oestreichern, Hessen, Darmstädtern, Würtembergern, Nassauern und Badensern, welche letztere aber eigentlich nur gezwungen der Aufforderung folgten, concentrirten sich langsam unter dem Oberbefehl des Prinzen Alexander von Hessen und unter dem Namen des 8. Bundescorps in Stärke von 60—70000 Mann bei Frankfurt am Main. Baiern hatte außerdem noch seine ganze Armee in Stärke von 40000 Mann — auf dem Papiere standen freilich viel mehr) — auf die Beine gebracht und operirte unter Prinz Carl von Baiern dem Plane nach im Anschluß an das 8. Bundescorps, in der That aber unter wenig Uebereinstimmung der beiden Commandirenden und nach speciell östreichischen Instructionen in Baiern selbst. Hannover zog seine Truppen, etwa 20,000 Mann, zwischen der Hauptstadt Hannover und der kleinen Festung Stade zusammen; die sächsische Armee stand kampfbereit in der Nähe von Dresden und Pirna. Aus den Bundesfestungen Rastatt und Mainz waren sowohl östreichische als preußische Truppen herausgezogen und durch Bundestruppen ersetzt worden. Die östreichischen Truppen, die sich aus Holstein zurückgezogen hatten, waren, wie schon erwähnt, nach Böhmen gegangen und blieben unter dem Commando des Generals von Gablenz.

Nach solchen Vorbereitungen und bei solcher Aufstellung begann der Krieg. Zuvor aber richtete Preußen an die Souveräne von Hannover, Churhessen und Sachsen, deren erklärte Gegnerschaft an seinen Grenzen ihm natürlich höchst gefährlich war, ein Ultimatum, worin es denselben unter Gewährleistung ihres Besitzstandes nochmals ein Bündniß anbot, oder doch verlangte, daß sie bei einem etwaigen Kriege neutral bleiben und demgemäß entwaffnen, bez. nicht rüsten sollten. Alle drei lehnten die preußischen Forderungen ab, worauf noch an demselben Tage der Ablehnung der preußische Gesandte in Dresden die Kriegserklärung überreichte. Gleich in der folgenden Nacht überschritten die preußischen Truppen des 3. Corps bei Strehla die sächsische Grenze und zugleich mit denselben einige Abtheilungen des 1. Corps von Görlitz aus auf Löbau und Bautzen. An demselben Tage erfolgte der Einmarsch von 8000 Preußen in das Hannöversche

über Hamburg und Harburg und der Einmarsch in das hessische Gebiet von Wetzlar nach Gießen unter General von Beyer. Verfolgen wir die Operationen in den einzelnen Ländern.

Zuerst in Sachsen. Schon am 16. Juni früh waren die Preußen in Riesa, ohne einen andern Aufenthalt zu finden, als daß sächsische Pioniere einige Bogen der dortigen Eisenbahnbrücke zerstört hatten, die aber von den preußischen Pionieren bald wieder hergestellt waren, nachdem die Preußen auf zwei Pontonbrücken die Elbe überschritten hatten. Weiter gings mit größter Schnelligkeit auf Meißen zu, während schon am 17. Nachmittags Truppen des ersten Corps Bautzen besetzt hatten und auch von dieser Seite gegen Dresden vordrangen. Der König von Sachsen verließ nun die Hauptstadt, nachdem ein noch rasch gehaltener Kriegsrath den Widerstand ohne die von Oesterreich und Baiern versprochene Hülfe für unmöglich erklärt hatte, und die sächsische Armee in der Stärke von 26000 Mann zog sich nach Pirna, dem verhängnißvollen Pirna, zurück. Am 18. Nachmittags zog General Herwarth ohne Widerstand in Dresden ein. Kaum war er dort, so ging der Vormarsch auch schon weiter auf Pirna und Dippoldiswalda den sich gegen die böhmische Grenze zurückgehenden Sachsen nach. Am 21. war das Königreich von diesen gänzlich verlassen und von den Preußen ohne Schwertstreich und Blutvergießen besetzt; die sächsischen Truppen vereinigten sich mit der östreichischen Nordarmee in Böhmen.

Mit derselben Schnelligkeit und Präcision operirten die Preußen in Hannover. Bei dem Einmarsch des Generals v. Manteuffel bei Harburg, wobei die preußischen Kriegsschiffe Arminius und Cyklop wesentliche Hülfe leisteten, zogen sich die bei Stade aufgestellten hannöverischen Truppen eilig zurück. Die kleine Besatzung von Stade capitulirte und den Preußen fiel ein reiches Kriegsmaterial in die Hände. Die vorgefundenen hannöverischen Truppen wurden entwaffnet und nach Hause geschickt, die Offiziere behielten Degen und Equipirung und wurden so auf ihr Ehrenwort, in diesem Kriege gegen Preußen nicht zu dienen, entlassen. Eben so wurden die Befestigungen bei Geestemünde mit Hülfe der ans Land gesetzten Matrosen vom Arminius und die Stadt Emden besetzt. Mit Sturmeseile bewegte sich darauf die preußische Colonne auf die Hauptstadt Hannover zu, um sich mit dem über Minden einrückenden Corps des Generals Vogel v. Falkenstein zu vereinigen. Dieser war inzwischen in Eilmärschen gegen die Hauptstadt vorgerückt und schon am 17. Abends nach einem 17stündigen Marsche in dieselbe eingezogen. Die hannöverischen Truppen hatten sich in solcher Eile nach Göttingen zurückgezogen, daß wieder ein großer Theil ihrer Kriegsausrüstung, 60 Geschütze, 800 Wagen aller Art, 10—12000 zum Theil neue Gewehre und Büchsen, 2000 Ctr. Pulver, Pferdeausrüstungen und ein vollständiger Brückentrain, ja selbst die der Armee nöthigen Lazarethgegenstände den Preußen in die Hände fielen. Doch waren die Effekten des königlichen Privatvermögens und auch ein Theil der Staatsgelder noch rechtzeitig nach England geschafft worden.

Nach kurzer Rast in Hannover und nach der Vereinigung des Manteuffelschen mit dem Vogelschen Corps folgten die preußischen Truppen den Hannoveranern auf Göttingen nach, wo sich der König Georg und der Kronprinz bei ihnen befand. Die Königin von Hannover aber war auf dem Schlosse Herrnhausen bei Hannover zurückgeblieben und wurde dort mit allen ihr zustehenden Rücksichten und Ehrenbezeugungen von Seiten des Generals Vogel v. Falkenstein behandelt.

Der Plan der hannöverschen Armee, sich durch Churhessen zurückzuziehen, um sich bei Frankfurt mit der Bundesarmee zu vereinigen, wurde durch den Vormarsch der Division Bayer von Gießen auf Cassel und die Besetzung dieser Hauptstadt des Churfürstenthums vereitelt. Die wenigen hessischen Truppen, die hier entgegenstanden, zogen nach Fulda ab, um von da aus zur Bundesarmee nach Frankfurt zukommen. Nun wandte sich das hannöversche Corps, 18000 Mann mit 56 Geschützen, nach der preußischen Provinz Sachsen und rückte über Heiligenstadt, Mühlhausen und Langensalza in das Gebiet von Gotha, um über Coburg nach Baiern zu gelangen, von wo aus ihnen die bairische Armee zur Hülfe entgegen kam. Da sie die Städte Gotha und Eisenach besetzt, die Straße nach Coburg und die Werraübergänge durch preußische und koburgische Truppen verlegt fanden, nahm der König von Hannover die Vermittlung des Herzogs von Coburg an, um den freien Durchzug der Hannoveraner nach Süden zu erlangen. Der König von Preußen genehmigte das Verlangen unter der Bedingung, daß von Hannover für die Nichttheilnahme an den Feindseligkeiten während eines Jahres Garantieen gegeben würden. Diese Bedingung wollte der König von Hannover nicht eingehen, erklärte sich aber zu weiteren Verhandlungen bereit, immer noch in der Hoffnung auf bairische Hülfe. Unterdessen rückten die Hannoveraner vor und nahmen Aufstellung längs der Eisenbahn zwischen Gotha und Eisenach. Am 24. Juni erklärte der preußische Bevollmächtigte, General von Alvensleben, daß wenn der König Georg auf einer neuen Basis unterhandeln wolle, der Vormarsch der hannöverschen Truppen eingestellt werden müsse; würde bis 2 Uhr Morgens am 25. Juni kein Bevollmächtigter eintreffen, so würden die Feindseligkeiten eröffnet werden. Als König Georg, welcher die baierische Hülfe von Stunde zu Stunde erwartete, die Verhandlungen fortzusetzen wünschte, wurde demselben der freie Abzug für seine Person, den Kronprinzen und sämmtliche Offiziere mit ihren Waffen, Pferden und Gepäck unter der Bedingung angeboten, daß die Soldaten in die Heimath entlassen würden. Der König von Hannover suchte nun die Bewilligung einer 24stündigen Bedenkzeit nach, welche sammt einer Waffenruhe bis zum 26. Juni, Vormittags 10 Uhr, gewährt wurde. Nochmals wurden preußischerseits dem Könige von Hannover die ehrenvollsten Bedingungen angeboten, doch er beharrte auf der Forderung des freien Durchzuges und lehnte die Capitulation entschieden ab. Unterdessen fing am 26. Juni die ganze hannöversche Armee an, sich nordwärts zu bewegen, augenscheinlich in der Absicht, auf hannöversches Gebiet zurückzukehren, da von den Baiern, obgleich sie inzwischen in das Thal der Werra eingerückt waren, keine Hülfe kam. Um sie zum stehen zu bringen, griff sie der preußische General von Fließ mit 8000 Mann, drei schwachen Schwadronen und 16 Geschützen am 27. Morgens bei Langensalza an. Dieser Ort war bald genommen; die Hannoveraner daselbst zogen sich auf die hannöversche Hauptposition bei dem Dorfe Merxleben hinter die Unstrut zurück. Die Preußen folgten ihnen über die Unstrut, konnten sich aber, da sie nun der ganzen hannöverschen Armee gegenüberstanden, ungeachtet aller Tapferkeit auf dem gewonnenen Terrain nicht halten, und zogen sich geschlossen zurück, während der hannöversche Commandirende, General Arendtschild ihnen seine ganze, treffliche Cavallerie auf den Hals warf. Ein solcher Rückzug kostete den Preußen natürlich viele Menschen, aber auch die Hannoveraner hatten bedeutende Verluste. Sie verfolgten ihren Feind langsam und vorsichtig nicht weiter als bis Langensalza; hätten sie ihren Sieg mit Energie benutzt, so wäre es ihnen möglich gewesen,

noch am 27. nach Süden aus der Falle zu kommen, aber sie versäumten dies und blieben bei Langensalza stehen. Inzwischen war die preußische Division Goeben am 26. spät Abends in Eisenach und Umgegend eingerückt, hatte die Eisenbahn und die thüringschen Pässe besetzt, und die Preußen waren jetzt stark genug, einen weiteren Vormarsch der Hannoveraner aufzuhalten. Ueberdies rückte von Norden her General Manteuffel gegen Langensalza heran; die Falle war geschlossen. Jetzt, am 28., verlangten die Hannoveraner freien Abzug; ihr Parlamentär wurde abgewiesen. Nun, die Unmöglichkeit, sich durchzuschlagen, einsehend, entschloß sich endlich König Georg am 29. Juni, zu capituliren. Dem Könige wurde für sich, den Kronprinzen und beliebig auszuwählendes Gefolge freier Abzug und die Sicherstellung seines Privatvermögens unter der Bedingung, seinen ferneren Aufenthalt nicht im Königreich Hannover zu nehmen, bewilligt. Die Offiziere wurden mit Waffen, Gepäck und, bis auf Weiteres, mit allen ihnen nach hannöverscher Militärverfassung zustehenden Berechtigungen auf ihr Ehrenwort, die Soldaten aber ohne Waffen, Gepäck und Munition in ihre Heimath entlassen. — Damit war der Krieg gegen Hannover beendet und das Land in preußischer Gewalt.

In Churhessen wurde, wie schon gesagt, die Hauptstadt Cassel am 18. Juni von den preußischen Truppen unter General von Beyer besetzt, und damit, weil sich nirgend ein erheblicher Widerstand fand, das Churfürstenthum für Preußen in Besitz genommen. Die hessische Armee, so weit sie bei der herrschenden Verwirrung organisirt und kriegsbereit war, hatte sich bei Zeiten über Fulda auf Frankfurt a. M. zurückgezogen, wo sie dem 8. Bundescorps einverleibt wurde. Der Churfürst selbst, der erst das Commando dem Churprinzen Friedrich Wilhelm übertragen, dann ihm dasselbe wieder entzogen hatte, war eigensinnig und rathlos in seinem Schloß Wilhelmshöhe bei Cassel zurückgeblieben, wurde daselbst gefangen genommen und unter Bedeckung nach Stettin abgeführt.

In Cassel blieb eine angemessene Besatzung; mit den übrigen preußischen Truppen eilte General von Beyer nach dem Süden, um den hannöverschen Truppen die Rückzugslinie gegen den Main zu verlegen, was auch, wie wir oben gesehen haben, vollständig gelang und schließlich zur Capitulation von Langensalza führte.

So waren denn in wenigen Tagen zwei Königreiche und ein Churfürstenthum, und zwar ohne Blutvergießen außer dem im Treffen von Langensalza, in preußischen Besitz genommen und unter preußische Militär- und Civil-Verwaltung gestellt. Da die Einwohner sahen, daß sie von den occupirenden Truppen nicht übermüthig oder brutal, sondern als Brüder behandelt wurden, die preußischen Soldaten sich auch überall bescheiden und anständig verhielten und nicht mehr forderten, als eben zum Unterhalt nöthig war, so stellte sich bald ein im Ganzen leidliches Verhältniß her und Alles kam in einen verhältnißmäßig ruhigen Gang.

Der Krieg in Böhmen und Mähren.

Während der so eben erzählten Vorgänge in Sachsen, Hannover und Hessen blieb Feldmarschall Benedek im Norden Böhmens mit seiner ganzen Armee in einer unbegreiflichen, fast unheimlichen Ruhe stehen. Man hätte erwarten sollen, er würde sich mit Schnelligkeit und Energie auf einen der weit von einander stehenden preußischen Heerhaufen werfen und dadurch Schlesien wegnehmen oder gar Berlin selbst bedrohen. Statt dessen zog er es vor, in seinen festen Gebirgs-

positionen zu bleiben und den Angriff der Preußen abzuwarten. Wie gesagt, seine unerklärliche Ruhe wurde fast unheimlich, weil man hinter dieser von einem Feldherrn, wie Benedek, einen ganz besondern, wohlberechneten strategischen Plan erwarten mußte. Einige Scheinbewegungen der östreichischen Truppen an der Südgrenze Schlesiens täuschten die Preußen nicht, doch kam es dort zum eigentlichen Ausbruch der Feindseligkeiten. Nachdem nämlich am 18. Juni die Eisenbahnbrücken bei Oswiencim (nach Galizien) in die Luft gesprengt worden waren, überschritten an demselben Tage einige Abtheilungen östreichischer Truppen die schlesische Grenze bei Gurau und Klingebeutel in der Nähe von Troppau auf dem Wege von Ratibor nach Cosel. Am 21. Mittags überbrachte ein preußischer Parlamentär aus Ratibor die Erklärung nach Troppau, daß man preußischerseits den Krieg als erklärt ansehe, worauf sofort am 23. früh um 7 Uhr Prinz Friedrich Carl von Leidenberg aus bei Böhmisch-Ebersdorf und durch den Paß von Neustädtel auf Friedland zu, seine Truppen in Böhmen einrücken ließ, auf demselben Wege, auf welchem man ein Eindringen der Oestreicher nach Schlesien hätte erwarten sollen. — Am 24., Morgens 3 Uhr, besetzten die Truppen bereits Reichenberg in Böhmen. Es war ein Theil der Division Manstein, deren übrige Truppen gleichzeitig über die Päße bei Schwerin und Marklissa auf Friedland zu gegangen waren. Auffallender Weise trafen die Truppen bei diesem Vormarsche nur auf einzelne Detaschements Radetzky-Husaren, welche sich zurückzogen.

Gleichzeitig war aus Ratibor ein Detaschement von etwa 130 Mann Infanterie, die sich zu dieser Expedition freiwillig gemeldet hatten, nach Böhmisch-Oderberg gesandt, um dort die Eisenbahn von Krakau nach Böhmen, Mähren und Wien, auf der leicht von Krakau aus Verstärkungen der Oestreicher nach Böhmen hätten befördert werden können, unfahrbar zu machen. Die Expedition fand keinen Widerstand, führte ihr Vorhaben aus und kehrte mit einigen Gefangenen von der östreichischen Finanzwache zurück-

Auch die 2. preußische Armee unter dem Kronprinzen von Preußen eröffnete am 22. die Operation gegen östreichisch Schlesien. Recognoscirungs-Abtheilungen rückten gegen Zuckmantel, Freiwalde und Friedeberg aus, wobei sie bei Breitenbach und Sandhübel auf ein östreichisches Husarenregiment stießen, mit dem sie ein Gefecht glücklich bestanden, ohne ihrerseits Verluste zu erleiden. Aehnliche kleine Gefechte fanden bei dem vorsichtigen Vorrücken der Preußen durch die Gebirgspässe an verschiedenen Orten statt. Auf größere östreichische Truppenmassen stieß man noch nicht, doch mußte man solche in nächster Nähe erwarten.

Dem 3. preußischen Corps unter Herwarth von Bittenfeld, der über die Nollendorfer Höhen bei Teplitz ungehindert in Böhmen einrückte, standen wenige östreichische Streitkräfte entgegen; auch die sächsische Armee, die sich nach Prag zurückgezogen hatte, verließ diese Stellung und vereinigte sich mit der großen östreichischen Armee.

Während der Kronprinz von Preußen nun seine Stellung zwischen Glatz, Neiße und Cosel durch eine Rechtsschwenkung nach Böhmen veränderte, wurde die Südgrenze von Schlesien ihres bisherigen Schutzes beraubt. Inzwischen hatte der Graf Stolberg dort ein detaschirtes Landwehrcorps gebildet, dem es, unterstützt von sehr wenigen Linientruppen, gelang, die freilich nicht ernst gemeinten Einbrüche der Oestreicher in Schlesien von dieser Seite und von Krakau her zu verhindern.

Beim Vorrücken der 1. Armee (Prinz Friedrich Carl) über Reichenberg stieß die 8. Division (General Horn) am 26. Juni Abends auf die östreichische Brigade Poschacher, die sogenannte eiserne Brigade, welche im dänischen Kriege mit so ausgezeichneter Tapferkeit den Königshügel bei Schleswig gestürmt hatte. Bei Podol und Schloß Sichrow, unweit Turnau an der Iser griffen die Preußen an und warfen nach hartem Kampfe die Oestreicher, welche 500 Gefangene und darunter 7 Offiziere verloren, auf Münchengrätz zurück. Auch die Armee des Kronprinzen traf bei ihrem Vormarsche mit größeren östreichischen Truppenmassen bei Nachod und Skalitz zusammen. Dort griff das 5. preußische Armeecorps unter General von Steinmetz am 27. Juni mit 22 Bataillonen 28 östreichische Bataillone unter General von Ramming an und schlug sie gänzlich. Acht Geschütze, eine Fahne und 2 Standarten nebst 5000 Gefangenen fielen in die Hände der Preußen. An Todten und Verwundeten hatten die Oestreicher etwa noch 2000, die Preußen 6—800 Mann. Am folgenden Tage, den 28. Juni, stürmten dieselben preußischen Truppen das von Erzherzog Leopold mit dem 6. und 8. östreichischen Corps vertheidigte Skalitz und warfen die Oesterreicher auf die Festung Josephstadt zurück. Der Kampf war blutig, aber der Sieg um so entschiedener, als an demselben Tage das auch zur Kronprinzlichen Armee herangezogene Garde-Corps, welches über Trautenau und Pilnikau vorgedrungen war, das 10. östreichische Corps unter Gablenz vollständig aufs Haupt schlug, ihm einen Verlust von 3—4000 Todten und Verwundeten, mehreren Tausend Gefangenen, vielen Geschützen und Material aller Art beibrachte, wogegen die Preußen etwa 1000 Mann an Todten und Verwundeten verloren. Besonders heftig wurde beim Vormarsche der Preußen am 27. um Trautenau gekämpft. Beim Eindringen in diese Stadt erhielten die Preußen Feuer aus den Häusern und wurden aus mehreren derselben mit siedendem Wasser und Oel begossen. Da sie auch von den umliegenden Höhen — Trautenau liegt in einem Thalkessel — heftig beschossen wurden, mußten sie die Stadt wieder aufgeben und erst beim 3. Sturm, da die Oestreicher immer wieder frische Truppen ins Gefecht führten, gelang es, dieselbe dauernd zu besetzen. Der Bürgermeister von Trautenau, der die meuchelmörderische Vertheidigung der Stadt geleitet hatte, wurde mit mehreren betheiligten Bürgern gefangen und gebunden nach Posen abgeführt. Später, nach abgeschlossenem Frieden wurden sie ohne weitere Bestrafung mit den übrigen kriegsgefangenen Oestreichern wieder frei gegeben.

Zu diesem drei- oder vielmehr vierfachen Siege der Preußen gesellte sich sofort ein fünfter und sechster. Am 28. Juni war die Armee des Prinzen Friedrich Carl nach Münchengrätz, an der Eisenbahn von Trautenau nach Prag, vorgegangen und hatte nach hartem Kampfe, in welchem die Oestreicher wieder 6—800 Gefangene verloren, die Preußen in den Besitz von Münchengrätz gebracht. Von da ging es am 29. weiter nach Gitschin. Hier fanden die zwei vordersten preußischen Divisionen (v. Tümpling und v. Werder), die auf verschiedenen Wegen heranrückten, die Oestreicher in einer festen Stellung. Es war Abends gegen 5 und 6 Uhr. Die Preußen griffen sofort an. Nichts konnte ihrem Sturme widerstehn. Gitschin wurde nach blutigem Kampfe erstürmt und bei anbrechender Dunkelheit zogen sich die Oestreicher in ziemlicher Unordnung zurück; um 11 Uhr Abends war Gitschin von den Preußen besetzt.

Jetzt war nun die ungemein wichtige Vereinigung der drei großen, so lange weit von einander getrennten preußischen Heerhaufen zu Einem großen Heere von

280000 Mann hergestellt und dadurch ein nicht hoch genug anzuschlagender strategischer Vortheil errungen. Aber dieser strategische Vortheil war es nicht allein, welcher den Preußen aus jenen Siegen am 28. Juni erwuchs. Eben so hoch, vielleicht höher noch, ist der Enthusiasmus anzuschlagen, welcher die ganze Armee, die doch beim Beginn des Krieges eben so, wie das ganze Land, nicht eben mit Begeisterung für diesen Krieg erfüllt war, nach solchen Siegen ungeachtet aller Anstrengungen und Verluste ergriff, und das gesteigerte Vertrauen, mit welchem sie nun ihren Führern folgten. In der That hatten diese auch, von den Königlichen Prinzen und commandirenden Generalen herab bis zum zugführenden Lieutenant, Beispiele von Muth, Kaltblütigkeit und Umsicht gegeben, die wahrhaft begeisternd wirkten und den Gedanken an Geschlagenwerden bei den Soldaten gar nicht mehr aufkommen ließen. Andererseits konnten die Führer wieder die Ruhe und Präcision der Truppen nicht genug bewundern, welche die befohlenen Bewegungen in dem schwierigen Terrain im heftigsten Granat- und Schützenfeuer eines meist in gedeckter Stellung stehenden und sich mit anerkennenswerther Tapferkeit wehrenden Feindes, wie auf dem Exercierplatze, ohne zu zucken und zu stocken, todesmuthig ausführten. So bildete sich eine Zusammengehörigkeit der Soldaten und der Führer, die im entscheidenden Augenblicke Bataillone ersetzen kann. Und nicht allein über die Truppen verbreitete sich eine solche Begeisterung, sondern auch über ganz Preußen. Es erfolgte für den Augenblick ein Umschwung der Gesinnung, den man vor wenigen Wochen noch nicht für möglich gehalten hätte und der auch solche mit sich fortriß, die noch vor Kurzem nicht geneigt gewesen waren, ihrem Könige und seinem Ministerium auch nur Einen Pfennig zur Führung dieses Krieges zu bewilligen. Der Jubel und die Zuversicht wurden bei den Nachrichten über die glänzenden Siege allgemein; die Opferwilligkeit zeigte sich in Vorausbezahlung der Steuern, in Anerbietung zinsfreier Capitalien zur energischen Fortführung des Krieges, in Bildung ausgedehnter Vereine zur Unterstützung der für den König und das Vaterland kämpfenden und blutenden Landeskinder, in Einrichtung von Privatlazarethen, Einsendung zahlloser Gaben an Verband- und Erquickungs-Gegenständen für die Verwundeten — kurz, es war ein Regen, Treiben und Darreichen im ganzen Lande, wie man es in den Freiheitskriegen kaum schöner gesehen, ja was vor diesem noch den wichtigen Umstand voraus hatte, daß vom Kriegsministerium gleich im Voraus viel geregeltere Fürsorge getroffen worden war, die überaus reichen Gaben sofort da zu verwenden, wo sie am nöthigsten waren. Edle des Landes, Johanniter-Ritter, Krankenträger und Krankenwärter, Diakonissinnen, barmherzige Schwestern entfalteten ihre Thätigkeit auf den Schlachtfeldern und in den auf das Umsichtigste eingerichteten Lazarethen, eine Thätigkeit, welche nun auch wiederum auf die Soldaten den erhebendsten Eindruck machte und nicht wenig dazu beitrug, ihren Muth und ihre Ausdauer zu erhöhen und sie in den Stand setzte, noch Bedeutenderes zu leisten, als sie schon geleistet hatten.

Die Schlacht von Königgrätz.

General-Feldzeugmeister Benedek, der bei der Festung Josephstadt seine Truppen kaum wieder gesammelt hatte, sah sich durch die Vereinigung der drei großen preußischen Armeen, von denen die des Kronprinzen von Norden, die des Prinzen Friedrich Carl von Nordwesten und die des Generals Herwarth von Westen immer enger zusammengezogen auf ihn eindrangen, dermaßen in der Flanke und

im Rücken bedroht, daß er genöthigt war, sich mit seiner ganzen Macht auf die 2 Meilen von Josephstadt liegende Festung Königgrätz zurückzuziehen und dort den Stoß der ganzen vereinten preußischen Armee zu erwarten. Hier mußte die Sache zur Entscheidung kommen. Die ernstesten und gewaltigsten Vorbereitungen wurden zu dem furchtbaren Kampfe, der zu erwarten stand, getroffen. Gedeckt von den beiden Festungen, Josephstadt und Königgrätz, hatten die Oestreicher die sehr feste Stellung zwischen der Elbe östlich und der Bistritz westlich inne. Der letztere Fluß, an sich unbedeutend, aber aus einer Menge von Seen und Morästen zusammengesetzt, bildete die Fronte der östreichischen Aufstellung und gab eine vorzügliche Vertheidigungslinie, die nur an einzelnen Stellen den Uebergang für Artillerie und geschlossene Truppenmassen gestattete, und noch durch Feldbefestigungen auf den hinter der Bistritz terrassenförmig aufsteigenden Höhen gesichert war. Bei der preußischen Armee des Prinzen Friedrich Carl in Gitschin war jetzt im entscheidenden Augenblicke der König Wilhelm von Berlin eingetroffen, um den Oberbefehl über alle drei Heerhaufen der Preußen zu übernehmen. Auf die im Hauptquartier Gitschin in der Nacht vom 2. zum 3. Juli eingetroffene Nachricht, daß die Oestreicher sich vor und bei Königgrätz concentrirt hätten, zögerte der König keinen Augenblick, den Feind mit den ersten Corps gerade im Centrum anzugreifen; zugleich wurden von beiden Seiten das 2. Corps unter dem Kronprinzen gegen den rechten Flügel, das 3. Corps unter Herwarth von Bittenfeld gegen den linken Flügel der Oestreicher eiligst herbeibeordert. Schon um 5 Uhr Morgens fuhr der König von Gitschin zu den auf der Straße von Gitschin nach Königgrätz stehenden Truppen des 2., 3. und 4. Armeecorps bei dem Dorfe Dub. Hier stieg der königliche Greis zu Pferde, begab sich auf einen nördlich vom Dorfe Sadowa, dessen Paß und Brücke von den Oestreichern stark besetzt war, gelegenen Hügel, von dem er das Schlachtfeld möglichst weit übersehen konnte und befahl um 8 Uhr Morgens den Angriff. Anfangs war es, wie es das Terrain und die feste Stellung der Oestreicher mit sich brachte, ein furchtbarer und blutiger Artilleriekampf an der Bistritz herüber und hinüber, wobei es den Oestreichern sehr zu statten kam, daß sie vorher durch Merkmale an Bäumen und Pfählen für den sichern Schuß hatten sorgen können. Ueberhaupt war die Position der östreichischen Armee so fest und vortheilhaft, daß zu einem Angriff auf dieselbe mit Einer der drei Armeen nur der Gedanke bewegen konnte, daß der Feind hier nothwendig engagirt werden müßte, um sich nicht den beiden herbeieilenden Seitenarmeen des Kronprinzen und des Generals Herwarth mit Macht entgegenwerfen zu können. General Herwarth erhielt Befehl, das auf seinem Wege gegen den linken Flügel der Oestreicher liegende Dorf Nechanitz zu nehmen. Von der Armee des Prinzen Friedrich Carl sollte das 2. Armeecorps die Bistritz bei den Dörfern Dohalitz und Makrowans zu überschreiten suchen um Fühlung mit General Herwarth zu bekommen. Eine Division (8.) wurde etwas links auf dem Wege von Königgrätz nach Sadowa detaschirt, wo der Hauptübergang über die Bistritz war. Die 7. Division überschritt nördlicher die Bistritz in der Gegend von Tscherekwitz und bewegte sich auf das Dorf Benatek zu. Das 3. Armeecorps blieb vorläufig in der Reserve. Alles dies wurde ausgeführt, nachdem die preußischen Kanonen die östreichischen Batterien gezwungen hatten, sich von den genannten Dörfern weg etwas höher auf dem hinter der Bistritz ansteigenden Terrain zurückzuziehen. Das Wetter war kalt, neblig, regnerisch. Das Handgemenge begann bei dem Dorfe Benatek, welches bei der Kano-

nade in Brand gerathen war. Die 7. preußische Division stürmte, aber die Oestreicher ließen sich ungeachtet der Flammen nicht vertreiben. Doch die Preußen umgingen die brennenden Häuser, nahmen den Feind im Rücken und nöthigten ihn unter Wegnahme vieler Gefangenen zum Rückzuge. Ungefähr gleichzeitig, gegen 10 Uhr Morgens erfolgte der Angriff auf Sadowa, Dohalitz und Makrowans, wobei am heftigsten an der Brücke von Sadowa gekämpft wurde. Nun aber feuerte die östreichische Infanterie, welche die Dörfer und die Brücke von Sadowa besetzt hatte, so furchtbar, daß nur mit großen Verlusten ein langsames Vorrücken auf den engen Wegen möglich war. Endlich fand man einige Deckung, und nun leistete auch die preußische Artillerie, indem sie nicht mehr auf die feindlichen Batterien, sondern auf die Dörfer feuerte, wirksamen Beistand. Makrowans und Dohalitz geriethen auch in Brand, aber die Oestreicher standen fest. Wohl eine Stunde währte so das Gefecht in den Dörfern und ihrer Nachbarschaft, da konnte die östreichische Infanterie den wüthenden Anläufen der Preußen und den verheerenden Zündnadelgewehren nicht länger widerstehn und zog sich in die Linie ihrer Batterien zurück. Die Bistritzübergänge waren in der Hand der Preußen.

Auf der Höhe hinter Sadowa liegt ein Wald, in welchem sich die Oestreicher — das Corps des Erzherzogs Ernst — festgesetzt hatten. Die 7. preußische Division ging von Nechanitz her darauf los, und da man mit dem Gewehrfeuer den durch die Bäume gedeckten Oestreichern nicht viel anhaben konnte, gingen die Preußen mit dem Bajonnet gegen den Wald vor. Nun entspann sich hier ein Kampf, den die Kriegsgeschichte wohl allezeit für einen der furchtbarsten, blutigsten und hartnäckigsten, die gekämpft worden sind und gekämpft werden können, bezeichnen wird. Vor dem Donner der Granaten sprühenden Geschütze — man glaubte nicht mehr das Knallen einzelner Schüsse, sondern ein beständiges Rollen zu hören — verschwand das heftige Kleingewehrfeuer. Granatstücke, fallende Bäume und Baumäste, Spitzkugeln vereinigten sich zu furchtbaren Verheerungen unter den Angreifenden wie unter den tapferen Vertheidigern. Das 27. preußische Regiment, welches mit 3000 Mann und 90 Offizieren gegen den Wald vorgegangen war, zählte nach dessen endlicher Eroberung noch 3—400 Mann mit 2 Offizieren auf den Beinen. Andere Regimenter wurden weniger hart, doch immer bedeutend genug mitgenommen. Jedoch war das Gehölz genommen und die Oestreicher zogen sich südlich die Höhen hinauf gegen Lipa und Chlum zurück und bildeten eine neue Schlachtlinie unter dem Schutze der furchtbaren Batterien bei Chlum.

Unterdessen hatte General Herwarth Nechanitz genommen und das dort befindliche sächsische Corps ebenfalls gegen Lipa hingedrängt, doch war sein Vordringen nur ein langsames. Ueberhaupt konnte Mittags gegen 1 Uhr die ganze im Kampfe befindliche preußische Armee gegen die aufs Hartnäckigste kämpfenden Oestreicher und namentlich gegen ihr furchtbares Artilleriefeuer kein Terrain mehr gewinnen, obgleich die Reserven über die Bistritz herbeibeordert waren und in das Gefecht mit eingriffen; ja, es schien eine Zeit lang, als würden die preußischen Colonnen wieder gegen die Bistritz zurückgedrängt, das Artilleriefeuer wurde auf der ganzen Linie schwächer, man schaute preußischer Seits ängstlich nach Osten, ob der Kronprinz noch nicht käme. Vorkehrungsmaßregeln wurden für einen etwa nöthigen Rückzug getroffen, und General von Voigts-Rheetz selber abgeordnet, sich nach der 2. Armee umzusehen. Jetzt kam er zurück mit der Nachricht, daß der

Kronprinz seinen Angriff auf Chlum und Lipa formire und gleich auf den Höhen von Chlum erscheinen werde. Schon hatte sich die dort aufgestellte östreichische Artillerie genöthigt gesehen, das Feuer gegen die 1. preußische Armee aufzugeben und sich gegen den Flankenangriff der 2. Armee zu wenden, war aber nun bald ganz zum Schweigen gebracht und gerieth zum Theil in preußische Hände. Unaufhaltsam stürmten Infanterie, Cavallerie und Artillerie die Höhen von Lipa hinan, nachdem auch General Herwarth von Neuem mit Erfolg gegen den linken Flügel der Oestreicher vorgedrungen war, und auch die erste Armee im Centrum wieder Athem und Zuversicht gewonnen hatte. Die ganze östreichische Armee, im Rücken bedroht, begann zu wanken und an Terrain zu verlieren. König Wilhelm verließ seinen bisherigen Commandoplatz und sprengte auf seinem Rappen mitten in den Kampf zu den vorrückenden Regimentern, die in ein endloses Jubelgeschrei ausbrachen, als sie ihren König auf dem Schlachtfelde und im Kugelregen bei sich sahen, ein Jubel, der sich auf dem ganzen Gefechtsfelde wiederholte, wo nur eine Truppe den König gewahr wurde. Jetzt, auf dem Plateau des Schlachtfeldes angelangt, befahl der König den Angriff mit mehreren Cavalleriebrigaden und nun entspann sich ein so großartiger Cavallerie-Kampf wie er selten gesehn wird. Die preußische Cavallerie ritt Alles nieder, was ihr entgegen geworfen wurde; Infanterie rückte mit klingendem Spiel von allen Seiten nach; Benedek konnte die Ordnung unter seinen Truppen nicht mehr herstellen, obgleich er selbst sich verzweiflungsvoll in den dichtesten Kugelregen stürzte. In so eiliger Flucht, daß sie zuletzt nur noch von der Artillerie verfolgt und aus der Ferne belästigt werden konnten, suchten die völlig aufgelösten östreichischen Regimenter die Elbübergänge zwischen Königgrätz und Binzhrad, wobei in der Eile und Dunkelheit noch Viele in der Elbe ertranken. Um $8\frac{1}{2}$ Uhr Abends konnten auch die ihrerseits völlig erschöpften Preußen Bivouaks beziehen, in denen nun überall feierlich das „Nun danket Alle Gott" ertönte.

Gegen das Ende der Schlacht traf König Wilhelm, der von 8 Uhr Morgens bis dahin Abends nicht aus dem Sattel gekommen war, seinen Sohn, den Kronprinzen und übergab ihm selber unter Freudenthränen den Orden pour le merite, die höchste Auszeichnung für Tapferkeit im Kriege. Darauf begab sich der ermüdete Greis, anstatt nach dem 5 Meilen entfernten Gitschin zurück, in das nähere Hauptquartier des Prinzen Friedrich Carl nach Horzitz, wo er auf einem alten Sopha die nöthige Nachtruhe fand, nachdem er noch folgendes Telegramm an die Königin nach Berlin abgefertigt hatte:

„Einen vollständigen Sieg über die östreichische Armee, nahe an Königgrätz, zwischen der Elbe und der Bistritz, haben wir heute in einer 8stündigen Schlacht erfochten. Verlust des Feindes und der Trophäen noch nicht gezählt, aber bedeutend. Einige 20 Kanonen. Alle 8 Corps haben gefochten. Ich preise Gott für seine Gnade. Wir sind Alle wohl. Der Gouverneur soll Victoria schießen.

Wilhelm."

Der bescheidene König hatte die Trophäen viel zu gering angeschlagen. Als sie später übersehen und die gefangenen Oestreicher gezählt werden konnten, fanden sich 11 Fahnen, 150 Kanonen und gegen 20000 Gefangene. An Verwundeten und Todten hatten die Oestreicher noch andere 10000 verloren, so daß ihr ganzer Verlust an dem Tage von Königgrätz reichlich 30000 Mann, und mit Hinzurechnung der in den früheren Schlachten und Gefechten Gebliebenen, Verwundeten und Gefangenen bis dahin über 50000 betrug. Unter den östreichi-

schen Verwundeten befanden sich die Erzherzoge Wilhelm und Joseph, so wie die Generale Festetics und Thun. Der Generalstabschef, Oberst Binder und ein anderer Chef blieben todt; die Fürsten Lichtenstein und Windischgrätz geriethen in Gefangenschaft. Aber auch auf preußischer Seite waren die Verluste groß und schmerzlich, wie es sich bei so tapferm Widerstande nicht anders erwarten ließ. Der tapfere General Hiller von Gärtringen wurde erschossen, der junge Prinz von Hohenzollern, der als Lieutenannt bei der Armee stand, gefährlich verwundet; er starb später an seinen Wunden. Im Ganzen mag der preußische Verlust auch gegen 10000 Mann an Todten und Verwundeten betragen haben.

Weiterer Verlauf des Krieges in Böhmen und Mähren.

In Folge seiner gänzlichen Niederlage bei Königgrätz gab Benedek die wichtige Position bei Pardubitz, wo die Olmützer Eisenbahn sich von der Wien-Prager Bahn über Brünn abzweigt, auf und zog sich unter den Schutz der Festung Olmütz zurück. Eben so war Prag aufgegeben worden. Feldmarschall-Lieutenant v. Gablenz wurde als Parlamentair in das preußische Hauptquartier gesendet um dort einen Waffenstillstand zu beantragen, der jedoch nicht bewilligt wurde, da es den Preußen darauf ankommen mußte, den Feind nicht erst wieder zu Athem und zur Stärkung kommen zu lassen. Mit Blitzesschnelle folgte die erste und zweite preußische Armee den Oestreichern. Am 6. Juli war das königliche Hauptquartier in Pardubitz, am 10. in Hohenmauth, am 11. in Zwittau, schon in Mähren, wodurch ein für die Preußen glückliches Gefecht ein großer östreichischer Proviant-Transport abgeschnitten wurde. Der weitere Vormarsch der preußischen ersten Armee ging auf Brünn, der der zweiten auf Olmütz, der der dritten auf Iglau. Am 12. Juli rückten die ersten preußischen Truppen in Brünn ein und schnitten, als sie am 16. Lundenburg, am Vereinigungspunkt der Brünn-Wiener und der Olmütz-Wiener Eisenbahn, besetzt hatten, den Oestreichern, deren Hauptquartier noch in Olmütz war, den directen Rückzug nach Wien ab. Die östreichische Brigade Mandl, welche in Lundenburg stand und sich dort verschanzt hatte, zog bei Annäherung der Preußen auf bereitgehaltenen Bahnzügen ab. Noch vor der Besetzung Lundenburgs war es den Oestreichern gelungen, etwa 10000 Mann des Benedekschen Corps von Olmütz auf der noch fahrbaren Eisenbahn über Lundenburg auf Wien zurückzudirigiren. Zur Deckung derselben gegen das Vordringen der Kronprinzlichen preußischen Armee war die östreichische Brigade Rothkirch in der Gegend von Prerau und Tobitschau an der Eisenbahn vorgeschoben worden. In der Nacht vom 14. zum 15. Juli befahl der Kronprinz von Preußen eine Recognoscirung gegen Prerau, wonach um 4 Uhr Morgens die Brigade Malotki, unterstützt von einer 4pfündigen Batterie gegen die Defileen des Marchflußes vorging, um diese Defileen zu öffnen, damit ein gleichfalls beordertes Cavalleriecorps sie passiren und die Eisenbahn bei Prerau zerstören könnte. Bei Tobitschau kam es zum Kampf, der um so heftiger wurde, als eine andre östreichische Brigade aus Olmütz der Brigade Rothkirch zu Hülfe kam. Beide östreichische Brigaden wurden von den Preußen geworfen, Oberst v. Wedell eröffnete mit zwei Bataillonen die Defileen, die Cavallerie ging vor, nahm zwei östreichische Batterien, die von Infanterie und einer Schwadron Kürassieren gedeckt, ein heftiges Feuer gegen die preußische rechte Flanke unterhalten hatte, und machte die Eisenbahn bei Prerau unfahrbar, wodurch nun

den noch bei Olmütz stehenden Oestreichern der directe Rückzug nach Wien vollends abgeschnitten war. Sie wandten sich nun den Karpathen zu, gegen Presburg. Jetzt war für die Preußen der Vormarsch auf Wien frei. Da sie auf diesem keinen Widerstand fanden, so konnte angenommen werden, daß der neue Oberbefehlshaber der Nordarmee, Erzherzog Albrecht — Benedek war inzwischen des Obercommando's entsetzt worden — erst an den Ufern der Donau, auf dem Marchfelde vor Wien und bei den zur Deckung Wiens bei Florisdorf angelegten Verschanzungen eine letzte Entscheidungsschlacht wagen würde, wenn es nicht etwa den Preußen gelang, oberhalb oder unterhalb Wien einen andern Uebergang über die Donau zu erzwingen, wozu sie allerdings durch bedeutende Ponton- und Brücken-Trains, die sie bei sich hatten, wohl vorbereitet waren. Unter solchen Besorgnissen waren in Wien alle Vorbereitungen getroffen worden, das irgend rettbare Staatseigenthum nach Ungarn überzuführen, auch hatten die Stadtbehörden von Wien den Kaiser dringend gebeten, die Stadt für eine offene zu erklären, d. h. keiner Belagerung auszusetzen.

Während so in Wien nur noch geringe Hoffnungen eines Sieges vorhanden waren, die sich hauptsächlich auf die Ankunft der aus Italien eiligst herangezogenen östreichischen Truppen gründeten, war die Thaya, der Grenzfluß zwischen Mähren und Niederöstreich von der preußischen Armee überschritten worden. Böhmen und Mähren waren im preußischen Besitz, das Hauptquartier des Königs von Preußen in Nikolsburg, etwas westlich von Lundenburg, so daß der König in der Nähe sowohl des Prinzen Friedrich Carl, als auch des Generals Herwarth war, der über Znaim nach Wien vorrückte.

Mit den von den Oestreichern noch besetzten Festungen in Böhmen und Mähren, Josephstadt, Königgrätz, Theresienstadt, Olmütz, hatte man sich gar nicht aufgehalten; sie waren, blos auf ihre Besatzungen angewiesen, ungefährlich. Auch mit der Besetzung Prags hatte man sich Zeit genommen, da diese Stadt, die dem großen Friedrich einst so viel Noth gemacht hatte, ganz ohne Schutz geblieben war. Erst am 9. Juli, als die preußische Hauptarmee bereits beinahe in Mähren stand, wurde es ohne Widerstand von der preußischen Gardelandwehr-Division besetzt. Später folgten Truppen des aus Sachsen heranrückenden unter General von der Mülbe stehenden Reservecorps von 58000 Mann, welche die Bestimmung hatten, die nöthigen Punkte in Böhmen zu besetzen und zugleich die Baiern abzuhalten, etwa über Hof oder Eger in Böhmen einzudringen und dem preußischen Hauptheere in den Rücken zu kommen.

Die kaiserlichen Behörden hatten sich aus Prag mit den Kassen ꝛc. nach Pilsen begeben, wo man sie einstweilen in Ruhe ließ. Bei der Besetzung Prags fiel den Preußen eine große Anzahl von Eisenbahnmaterial, Lokomotiven, Waggons ꝛc. in die Hände und diente wesentlich, die unterbrochenen Eisenbahnverbindungen in Böhmen wieder herzustellen. Uebrigens machten die fürchterlichen Vorstellungen, die man dort von der Wildheit und Grausamkeit der Preußen zu verbreiten gesucht hatte, bald vernünftigeren Anschauungen Platz, da die gefürchteten Feinde sich sehr gut betrugen und von Plünderungen, Brandschatzungen und Contributionen nicht die Rede war, im Gegentheil das Privateigenthum auf die rücksichtsvollste Weise respectirt wurde.

Der Krieg in Italien.

Während sich in Böhmen und Mähren die eben erzählten Begebenheiten vollzogen, war ein eben so überraschendes als folgenschweres Ereigniß eingetreten.

Der Kaiser von Oesterreich hatte nämlich in unglaublicher Geschwindigkeit Venetien an den Kaiser von Frankreich abgetreten. Um dies zu verstehen, müssen wir jetzt einen Blick auf den Gang des Krieges in Italien werfen.

Es ist oben schon erwähnt worden, daß das Königreich Italien, im Bündnisse mit Preußen, sich mit großem Eifer gegen Oestreich gerüstet hatte, um den von dem Kaiser der Franzosen immer unterstützten Plan, die Herrschaft des Königs Victor Emanuel bis an das Adriatische Meer auszudehnen, in diesem günstigen Zeitpunkte zu verfolgen. Zu diesem Zweck war die italienische Armee auf die ungefähre Stärke von 250000 Mann, einschließlich 20 Bataillone unregelmäßiger Freiwilligen, gebracht worden, wodurch dann in Verbindung mit der Kriegsflotte von 1300 Kanonen und 26000 Mann eine ganz respectable Streitmacht herauskam. Der bekannte Freischaarenführer Garibaldi war aus seinem freiwilligen Verbannungsorte, der Insel Caprera, von dem Könige Victor Emanuel herbeigerufen und ihm die Einrichtung und Führung der Freicorps übertragen worden. Dem gegenüber bestand die in Venetien kriegsbereite östreichische Armee aus etwa 180000 Mann, von denen der größte Theil innerhalb des bekannten Festungsvierecks stand. Das Commando über diese Armee hatte der Erzherzog Albrecht, derselbe, welcher nach Benedeks Niederlage Oberbefehlshaber der östreichischen Nordarmee wurde.

Die Bewegungen der italienischen Armee ließen schließen, daß die Oestreicher auf einen doppelten Angriff, im Süden am Po, im Westen am Mincio bei Mantua und Peschiera gefaßt sein mußten. Demgemäß nahm die östreichische Armee Stellung. Am 20. Juni erfolgte die offizielle Kriegserklärung aus dem italienischen Hauptquartiere Cremona, wo der Kriegsminister Lamarmora commandirte und wohin am 21. auch der König Victor Emanuel abging. Gleichzeitig verlegte General Cialdini, der den 2. italienischen Heerhaufen befehligte, sein Hauptquartier von Bologna nach Ferrara. Dem Einbruch von hier aus ins Venetianische bot die Menge von Flußarmen, Canälen und Lagunen auf der linken Seite des Po große Schwierigkeiten dar; dagegen war das Vorrücken über den Mincio hinein wegen der Festungen noch bedenklicher. Dennoch wurde der Angriff auf das Festungsviereck beschlossen. Die Italiener überschritten am 23. Juni mit 10 Divisionen in 3 Colonnen den Mincio und rückten gegen Roverbella an der Straße von Vallegio nach Mantua vor. Im Norden, am Gardasee, brach Garibaldi in Welsch-Tyrol ein. General Cialdini ging seinerseits mit 6 Divisionen bei Occhio bello über den Po, wo er nur schwachen Widerstand fand.

Am 24. Juni, dem Jahrestag der Schlacht bei Solferino, stieß die Armee Victor Emanuels auf die Oestreicher. Es kam in der Nähe von Custozza zum Kampf, der für die Italiener unglücklich ausfiel. Sie wurden über den Mincio zurückgeworfen, nachdem sie, nach den Berichten des Erzherzogs Carl, gegen 2000 Gefangene und mehrere Geschütze verloren hatten. Der ganze Verlust der Italiener wird, wohl zu hoch, auf 10000 Mann, der der Oestreicher auf 6000 Mann angegeben.

Es kann dahingestellt bleiben, ob der gefährliche Angriff auf das Festungsviereck auf den Rath Lamarmora's gegen die Vorstellungen Cialdini's unternommen worden war — genug, die Italiener waren geschlagen und ihre neue Stellung ließ schließen, daß König Victor Emanuel eine Wiederholung des Angriffes am Mincio zu unternehmen nicht beabsichtigte, sondern vielmehr die Angriffslinie ganz an die Po-Linie zu legen gedenke. Andererseits machten auch die Oestreicher

keinen ernstlichen Versuch, der italienischen Armee auf das rechte Mincio-Ufer zu folgen. Cialdini zog, wie man sagte: „zur bessern Concentration", die über den Po vorgeschobenen Truppen wieder zurück. Garibaldi machte mit seinen Freischaaren in Ober-Tyrol wenig Fortschritte. Die italienische Flotte, 10 Panzer- und 10 andere Kriegsschiffe stark, lag in drohender Haltung bei Ankona; eine Recognoscirung der östreichischen Flotte gegen dieselbe wurde zurückgewiesen.

So zog sich die Sache in Italien hin, bis nach der ersten Woche des Monats Juli die Siege der Preußen in Böhmen und das ungestüme Vordringen derselben gegen Wien ihr eine andere Wendung gaben. Es mußte bei diesem Vordringen allerdings sehr zweifelhaft erscheinen, ob die aufs Aeußerste geschwächte und durch die Besetzung von Prerau und Lundenburg auseinander gedrängte östreichische Armee noch würde einen wirksamen Widerstand vor Wien leisten können, wenn nicht die in Italien beschäftigten Truppen könnten zu Hülfe gezogen werden. Dazu mußte aber der Krieg in Italien sofort beendigt werden, und da hierzu ungeachtet des östreichischen Sieges bei Custozza keine Aussicht war, so fand es der Kaiser von Oestreich gerathen, sich an den Kaiser der Franzosen zu wenden, der sich gegen Abtretung Venetiens an Frankreich sehr gern und in seinem eigenen Interesse dazu herbeiließ, die Rolle eines Vermittlers zwischen Oestreich einerseits und Italien und Preußen andererseits zu übernehmen. Der französische Gesandte, Benedetti, begab sich am 9. Juli mit ausgedehnten Vollmachten versehn in das preußische Hauptquartier nach Pardubitz, um über einen vorläufigen Waffenstillstand zu unterhandeln, während Oestreich, vertrauend auf den französischen Einfluß in Italien alle irgend verfügbaren Truppen aus Venetien mit Hülfe der Eisenbahn so schnell als möglich nach Wien zog, wogegen der italienische General Cialdini seine aus Venetien zurückgezogenen Truppen langsam wieder über den Po vorgehen ließ.

Wie geneigt auch Preußen war, auf Friedensunterhandlungen einzugehen, so konnte es doch in einen sofort abzuschließenden Waffenstillstand, wegen der damit verbundenen militärischen Nachtheile, nicht willigen, wenn nicht dabei befriedigende Grundlagen für den Abschluß eines wirklichen Friedens in Aussicht genommen würden. Zudem machten es die zwischen Preußen und Italien bestehenden vertragsmäßigen Verpflichtungen unmöglich, ohne gegenseitige Zustimmung beider Staaten einen Waffenstillstand oder Frieden mit Oestreich abzuschließen. Diese Verpflichtungen mußten auch Italien verhindern, auf den einseitigen Friedenswunsch Oestreichs durch Annahme Venetiens als Geschenk einzugehen und den eigenen Antheil am Kriege zu beendigen. Solche Rücksichten machten längere Verhandlungen nöthig, während welcher die Bewegung der preußischen Armee nicht unterbrochen wurde. Ehe wir aber die Begebenheiten dieser Zeit in Oestreich und das Resultat der fortgesetzten Unterhandlungen erzählen, wird es nöthig sein, einen Blick auf die inzwischen erfolgten merkwürdigen und wichtigen Vorgänge im westlichen Deutschland zu werfen.

Der Feldzug am Main.

Die Auflösung der hannöverschen Armee durch die Capitulation bei Langensalza am 29. Juni, dem Tage von Gitschin, machte die Armee des Generals Vogel von Falkenstein gegen das 8. Bundesarmeecorps, welches noch immer in der Bildung begriffen war, verwendbar. Auch der bairischen Armee, unter dem Befehl des Prinzen Carl von Baiern, die, trefflich ausgerüstet, eigentlich bestimmt

war, über Eger nach Prag zu eilen, um die in Böhmen operirenden preußischen Truppen in der Flanke und im Rücken zu fassen, mußte entgegengetreten werden, da sie Miene machte, den Zug nach Böhmen, der freilich Baiern gegen Norden ganz offen gelassen hätte, einstweilen aufzugeben, dagegen sich mit dem 8. Bundescorps zu vereinigen und mit demselben die Preußen aus Hessen, vielleicht auch Hannover, wieder hinauszuwerfen, oder doch wenigstens das Vordringen derselben gegen Süddeutschland zu verhindern. Das wäre nun freilich am leichtesten gewesen, wenn sie den Hannoveranern rechtzeitig zu Hülfe gekommen wären, was auch bei den Verzögerungen, welche der König von Hannover herbeizuführen wußte, wohl hätte gelingen können. Aber durch falsche Nachrichten über die hannöversche Armee, die sie in Schweinfurt, dann in Neustadt an der fränkischen Saale erhielten, getäuscht, glaubten sie keine Eile zu haben, auch fürchteten sie, beim nördlichen Vormarsch durch den thüringer Wald zwei Gebirge, nämlich die Rhön und den thüringer Wald zwischen sich und die Reichsarmee zu bringen, mit der sich zu vereinigen ihnen doch wichtig war. Endlich entschlossen sie sich doch, den bedrängten Hannoveranern zu Hülfe zu kommen, und rückten nach Meiningen vor, wo ihr Hauptquartier am 30. Juni anlangte. Gleichzeitig besetzten sie die preußische Enclave Schleusingen. In Meiningen erhielt Prinz Carl von Baiern die Nachricht von der am 29. erfolgten Capitulation der Hannoveraner und zugleich die von dem Vormarsch der Preußen gegen Fulda, weshalb er sich entschließen mußte sich, wie man sagte, rückwärts zu concentriren, um die Verbindung mit der Bundesarmee nicht ganz zu verlieren.

So hatten nun die Baiern zuerst den Stoß der Preußen auszuhalten. Diese waren im Ganzen etwa 50000 Mann stark und mußten damit, wenn man die Baiern und das Bundescorps zusammenrechnete, wenigstens 120000 Mann im Schach halten, was nur durch die geschicktesten strategischen Operationen gelingen konnte. Diese Operationen wurden nun aber auch in einer so bewundernswürdigen Weise vollzogen, daß sie die höchste Aufmerksamkeit der Kenner auf sich zogen, während sie dem Nichtkenner wohl als ein planloses Hinundhermarschiren erschienen, bis der Erfolg ihre Richtigkeit an den Tag legte.

Die Armee des General Vogel bestand aus drei Divisionen (Göben, Manteuffel, Beyer), die von Langensalza aus, nachdem sie sich bei Eisenach gesammelt hatten, sich südlich bewegten, um den Baiern nahe zu kommen. Die Divisionen Göben und Manteuffel folgten den Baiern auf den geradesten Straßen, während die Division Beyer ihren rechten Flügel gegen die etwa herankommende Reichsarmee deckte, ihren Weg über Marksul, Vacha, Buttlar und Hünfeld auf Fulda zu nahm und so dem Hauptcorps immer nahe genug blieb, um nöthigenfalls in ein Gefecht gegen die Baiern mit eingreifen zu können. Diese versuchten am 2. Juli den Ueberfall einer preußischen Feldwache bei Salzungen, wurden aber blutig zurückgewiesen. Am 3. Nachmittags meldete Generalmajor v. Kummer, der ein starkes Detaschement der Preußen auf deren linken Flügel über Lengsfeld auf Dermbach zu führte, daß er bei dem letzteren Orte auf den Feind gestoßen sei, der sich mit einem Verluste von einigen 40 Todten, Verwundeten und Gefangenen auf stärkere Abtheilungen zurückgezogen und die in der Nähe von Dermbach gelegenen Dörfer Neidhardshausen, Zelle und Wiesenthal besetzt habe. General Göben erhielt Befehl, den Feind aus dieser Stellung zu vertreiben und ließ demzufolge am 4. Juli Morgens von Dermbach aus die Brigade Kummer im Fulda-Thale aufwärts gegen Neidhardshausen, die Brigade Wrangel gegen Wiesenthal

vorgehn. Trotz des hartnäckigsten Widerstandes wurden die Baiern aus beiden Dörfern und von den umliegenden Höhen vertrieben, auch Zelle von den Preußen besetzt. Nach dem Rückzuge der Baiern war General Göben schon im Begriff, die weitere Verfolgung, da der Zweck erreicht war, aufzugeben und seinen Marsch auf Fulda fortzusetzen, als man, getäuscht von dem Wiederhall im Gebirge, glaubte, jenseits des Nebelberges bei Wiesenthal Kanonendonner zu hören. Göben vermuthete dort das Manteuffelsche Corps im Kampf und beschloß demselben zu Hülfe zu eilen. Mit Hurrah stürmten die preußischen Bataillone den Berg hinauf, dessen waldige Kuppe, von 4 Bataillonen Baiern besetzt, ihnen ein mörderisches Feuer zusendete. Als sie oben waren, ließen es die Baiern auf ein Handgemenge nicht ankommen, sondern zogen sich eilig nach Roßdorf zurück, Göben aber gebot seinen Truppen, die große Lust hatten, den Feind noch weiter zu verfolgen, Stillstand und führte sie auf seine eigentliche Marschroute nach Dermbach und Oechsen zurück, wo er, dem Befehl gemäß, die Nacht Quartier zu nehmen hatte. Die Baiern, obwohl überall geschlagen, hielten dies für einen Rückzug und gingen mit frischen Bataillonen wieder auf Neidhardshausen und Wiesenthal vor, wurden aber ihren Irrthum bald gewahr, als sie sich von einer wohlpostirten 4pfündigen gezogenen Batterie empfangen und nach mehreren vergeblichen Versuchen, vorzudringen, unter vielen Verlusten geschlagen sahen, worauf sie für die Nacht nichts weiter unternahmen. — Bei diesen Gefechten, die von 9 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags dauerten, hatten die Preußen einen Verlust von 300 Mann, die Baiern vielleicht über doppelt so viel.

Da General Vogel nicht sicher sein konnte, ob nicht größere Truppenmassen des Feindes vom Main her im Anzuge seien, ließ er seine Truppen bei Lengsfeld und Dermbach (Div. Göben), so wie bei Geysa (Div. Manteuffel) Stellung nehmen, bis am folgenden Tage die nöthigen Recognoscirungen angestellt waren. Aber der Feind war südlich abgezogen und legte sein Hauptquartier rasch hinter einander nach Ostheim, dann nach Neustadt an der fränkischen Saale, dann nach Münnerstadt zurück, in der Absicht, noch südlicher, bei Poppenhausen, alle seine Kräfte zu sammeln und da eine Schlacht anzunehmen, die Preußen aber, die beim weiteren Vorrücken die fränkische Saale überschreiten mußten, beim Uebergange möglichst zu belästigen und deshalb Kissingen und Hammelburg zu besetzen. Ein weiterer Grund ihres raschen Zurückgehens war folgender. Sie hatten, um die Verbindung mit der Reichsarmee zu bewerkstelligen, einen Theil ihrer schweren Cavallerie westlich ins Gebirge detaschirt ohne diesen Truppen die nöthige Infanterie mitzugeben, die sie selbst, den Preußen gegenüber, nicht entbehren konnten. Sie hatten beantragt und hofften, diese Infanterie solle von der Bundesarmee, namentlich von der hessen-darmstädtischen Division, die sich wirklich in der Nacht vom 5. zum 6. Juli bis 2 Meilen westlich von Fulda genähert hatte, zu der detaschirten Cavallerie stoßen. Diese Hoffnung wurde nicht nur nicht erfüllt, sondern der Bundesfeldherr, Prinz Alexander von Hessen, ließ, da ihm der preußische General Beyer schon am 6. mit der Besetzung Fulda's zuvorkam, und er überdies die Niederlage der Baiern bei Dermbach erfuhr, seine Truppen auf Gießen zurückgehen. So stieß die baiersche Cavallerie auf den Vormarsch der preußischen Division Beyer, und zerstob, da sich das Gerücht verbreitet hatte, sie sei verrathen, auf den ersten Schuß eines preußischen Vierpfünders nach allen Seiten, um so schleunig als möglich wieder zu dem baierschen Hauptcorps zurückzukehren. So war also der Versuch einer Vereinigung mit dem Bundescorps vereitelt und

diese mußte bei dem ungestümen Herandrängen der Preußen weiter südlich, etwa von Schweinfurt am Main aus versucht werden.

Etwa begreiflich war der gemeldete Rückzug der Hessen-Darmstädter und die übrigen bald vorwärts, bald rückwärts befohlenen Bewegungen des in und um Frankfurt concentrirten Bundesheeres durch die völlige Verschiedenheit und Unzusammengehörigkeit der Theile, aus denen es zusammengesetzt war, und durch den Umstand, daß ihm nicht blos von Westen, sondern auch von Norden her Gefahr drohte.

Von Coblenz aus war nämlich der Fürst von Hohenzollern, Befehlshaber der am Rhein noch verfügbaren preußischen Truppen, freilich nur mit wenigen Landwehr-Bataillonen, in das Nassauische eingedrungen und hatte Ems besetzt. Eben so waren einige Preußen auf dem linken Rheinufer bei Bingerbrück über die Nahe gegangen, hatten Bingen und die nächsten Höhen, z. B. den bekannten Rochusberg, besetzt, eine ziemliche Quantität Wein aus Rüdesheim herüber geholt und sich der Fahrzeuge auf dem Rhein auf eine große Strecke bemächtigt und schienen nun Mainz zu bedrohen, welches unverzüglich alle Anstalten zur Vertheidigung traf. So wußte die Bundesarmee nicht recht, wohin sie sich wenden sollte.

Inzwischen verfolgte die preußische Division Beyer ihren Weg zwischen den Truppen der Baiern und denen der Reichsarmee von Fulda aus auf Schlüchtern und Brückenau, während die beiden andern Divisionen geradezu gegen die fränkische Saale vorgegangen waren. Frankfurt am Main war aufs Aeußerste bedroht und, in dem Bewußtsein, sich gegen Preußen nicht sehr freundlich benommen zu haben, in großer Furcht.

Mit aller Macht protestirte die Stadtbehörde jetzt gegen die Befestigungen, welche die Bundestruppen um Frankfurt anlegen wollten; sie würden auch wirklich nicht viel geholfen haben.

Die preußische Division Göben kam zuerst bei den Saaleübergängen an. Die Baiern, deren Hauptquartier damals in Münnerstadt war, glaubten mit dieser Division allein zu thun zu haben und mit ihr fertig zu werden, da sie die Division Manteuffel am 8. Juli noch in Geysa, die Division Beyer noch in Brückenau wußten. Wie erstaunten sie aber, als sie sich am 10. Juli in fünf Punkten an der Saale, bei Waldaschach, Hausen, Friedrichshall, Kissingen und Hammelburg zugleich angegriffen sahen, indem General v. Manteuffel auf einem wahrhaft bewundernswürdigen Marsche von 23 Stunden in 2 Tagen herbeigeeilt war und ebenso, wie General Beyer, rechtzeitig in das Gefecht eingriff. Besonders hartnäckig wurde bei Kissingen gekämpft und dieser Ort zum nicht geringen Schrecken auch der dort noch anwesenden Badegäste stark mitgenommen. Es ereignete sich hier, daß ein Bataillon des 19. preußischen Regiments, von einer dreifachen Zahl Baiern von vorn und in der Flanke angegriffen, den enormen Verlust von 350 Todten und Verwundeten hatte. Schließlich aber wurden die Baiern auf allen Punkten geschlagen, nachdem ihnen etwa 800 Gefangene abgenommen worden waren. Schon am 11. stand die Division Manteuffel vor Schweinfurt, am 12. kam die Division Beyer, die bei Hammelburg im Gefecht gewesen war, dazu.

Ohne die Baiern, die sich auf Würzburg zurück zogen, weiter zu verfolgen, wendete sich General Vogel nun plötzlich westlich gegen die Reichsarmee. General Beyer marschirte über Hammelburg und Gelnhausen nach Hanau, ohne auf diesem Marsche, wie er erwartet hatte, die vor ihm stehenden würtembergischen

Truppen zu treffen, selbst nicht in der vorzüglichen Position von Gelnhausen. Die Würtemberger waren so schleunig abgezogen, daß sie sogar versäumt hatten, die hinter ihnen liegenden Brücken zu sprengen oder den Preußen sonstige Hindernisse zu bereiten. General Göben war unterdessen auf Aschaffenburg vorgegangen, wo er am 13. bei Laufach vor Aschaffenburg auf hessen-darmstädtische Truppen stieß. Nach einem kurzen aber hartnäckigen Gefecht wurden diese genöthigt, sich unter Zurücklassung ihres vorher abgelegten Gepäckes auf Aschaffenburg zurückzuziehen. Hier setzten sich nun gegen 10000 Mann, theils Oestreicher, theils Hessen-Darmstädter, noch einmal zur Wehre, widerstanden aber nach kurzem Artilleriegefecht dem Sturmangriff der Preußen nicht, und da sie auf dem Rückzuge durch Aschaffenburg mußten, welches nur 2 Thore hat, so entstand eine Stopfung, welche bewirkte, daß die Preußen zugleich mit dem Feinde in die Stadt drangen und 1400 Gefangene machten, unter denen viele Italiener waren, die sich fast gar nicht vertheidigten. Außerdem hatten die Oestreicher etwa 900 Mann Todte und Verwundete, aber auch die Preußen einen nicht unbedeutenden Verlust.

Die Reichsarmee gab nun Frankfurt auf und zog sich jenseits des Main zurück; die Mainlinie war in preußischen Händen. General Göben drang unbehindert nach Hanau vor, und da er dort den Eisenbahnbetrieb nach Frankfurt in Ordnung fand, schaffte er einen Theil seiner Division sofort nach Frankfurt, wo er am 16. Juli als Sieger seinen Einzug hielt. General v. Manteuffel blieb mit seiner Division einstweilen in und bei Hanau stehen, wo auch General v. Beyer am 17. anlangte.

Aus Frankfurt war inzwischen der Rest der Bundesversammlung nach Augsburg abgezogen. Statt seiner richteten sich jetzt die preußischen Truppen in der Stadt ein und mußten auf Befehl des Ober-Commandirenden sehr gut verpflegt werden; auch wurde der Stadt eine Kriegscontribution von 5,800000 Gulden auferlegt. Uebrigens war durch die Besetzung Frankfurts auch das Herzogthum Nassau, und zwar ohne nennenswerthen Kampf, in preußischen Besitz gekommen. Von Mainz war keine Gefahr zu befürchten, die Reichsarmee war nach Darmstadt und von da in den Odenwald gezogen, um von dort aus sich womöglich noch mit den Baiern zu vereinigen, und so konnte die Mainarmee — so hieß nämlich jetzt das vereinigte Corps des Generals Vogel v. Falkenstein — einige Tage in Frankfurt und Hanau der so nöthigen Ruhe pflegen. Aber auch nur einige Tage: dann mußte bei den im preußischen Hauptquartier vor Wien schon schwebenden Unterhandlungen über einen Waffenstillstand die Zeit noch ausgenutzt werden, um so weit als möglich in Süddeutschland vorzudringen, um so mehr, als die Baiern, die einen Waffenstillstand bei General Vogel nachgesucht hatten, die Bedingungen des preußischen Befehlshabers nicht hatten annehmen wollen.

Am 18. Juli schon rückten preußische Truppen in Darmstadt ein, am 20. folgte die ganze Brigade Kummer nach. An demselben Tage wurde auch Bieberich von den Preußen besetzt. Nach Zurücklassung einer nothdürftigen Besatzung in Frankfurt wendeten sich nun die übrigen Truppen der Mainarmee, deren Oberbefehl am 19. Juli auf General von Manteuffel überging, da General Vogel von Falkenstein zum General-Gouverneur von Böhmen ernannt worden war, schleunig im Mainthal hinauf wieder gegen die Baiern, die sich bei Würzburg gesammelt und denen sich nun wirklich einige Abtheilungen Würtemberger und Badenser vom Odenwalde her genähert hatten. In gewaltigen Märschen zogen ihnen die Preußen über Miltenberg und Werthheim entgegen. Bei Hund-

heim traf man am 23. auf Badische, bei Tauberbischofsheim und dem nahe dabei liegenden Werbach am 24. auf ein aus Oestreichern, Würtembergern, Darmstädtern und Nassauern zusammengesetztes Corps. Hier begann der Kampf gegen Mittag und endete Abends mit der Einnahme von Tauberbischofsheim durch die Preußen und dem Rückzuge der Bundestruppen auf Würzburg. Eben so wurden die Bundestruppen am 25. bei Gerchsheim und Oberaltertheim, die Baiern aber bei Helmstadt geschlagen. Die Gefechte erneuerten sich am 26. zwischen Roßbrun und Waldbrun, und da auch diese für die Preußen glücklich waren, so stand am 27. Juli die Mainarmee auf den Höhen, welche die Stadt Würzburg und die kleine Citadelle Marienburg beherrschen.

Es konnte nicht fehlen, daß nach so vielen Mißerfolgen die ganze Bundesarmee sich herzlich nach Frieden, wenigstens nach Waffenstillstand sehnte, wie derselbe bei der Ostarmee bereits eingetreten war. Ueberdies drohte den bei Würzburg stehenden Baiern und Bundestruppen außer der Bedrängniß durch die Mainarmee auch noch die Gefahr, durch ein anderes preußisches Armeecorps gänzlich abgeschnitten zu werden. Während nämlich die bairische Armee durch die Operationen der Mainarmee gehindert wurde, nach Sachsen und Böhmen in dem Rücken der Preußen vorzudringen, war preußischerseits ein zweites Reserve-Armeecorps bei Leipzig gesammelt und unter den Befehl des Großherzogs von Meklenburg-Schwerin gestellt worden, der als preußischer Bundesgenosse seine eigenen Truppen zu diesem Corps stoßen ließ und nun seinerseits mit einer Macht von 30000 Mann in Baiern einbrach. Schon am 24. Juli, dem Tage von Tauberbischofsheim und Werbach, war die Stadt Hof besetzt, die sogleich 60000 Gulden Kriegscontribution zahlen und bedeutende Naturallieferungen machen mußte. Am 28. rückte die Vorhut des Großherzogs in Baireuth ein; am 29. folgte das Gros der Armee und der Großherzog nahm den Regierungsbezirk Oberfranken im Namen des Königs von Preußen in Besitz. Der Widerstand der wenigen dort vorhandenen bairischen Truppen war nur unbedeutend; die Einwohnerschaft des Bezirks Oberfranken schien sich seiner alten Zugehörigkeit zu Preußen noch wohl zu erinnern und empfing die Gäste ohne große Aufregung. Erst in Nürnberg, wo der Großherzog am 31. Juli einrückte, wurde dem in Baiern vordringenden Corps durch den nun verkündigten Waffenstillstand ein Ziel gesetzt.

Bei solcher Stellung der Preußen genügt ein Blick auf die Karte, um zu begreifen, in welcher Klemme sich die Bundesarmee sammt den Baiern bei Würzburg befand und wie sehr der ganze Süden Deutschlands den Frieden herbeisehnen mußte. Nach kurzer Beschießung Würzburgs und seiner Citadelle kam es denn auch dort zu einer Waffenruhe, bei welcher ausgemacht wurde, daß die Stadt Würzburg von den Preußen besetzt, die Festung in den Händen der Baiern bleiben, alles weitere feindselige Benehmen aber einstweilen aufhören sollte. Während dies verhandelt wurde, waren jedoch Abtheilungen der Mainarmee schon bis nach Mergentheim an der würtembergischen Grenze, ja bis nach der Jaxt und nach Oehringen vorgedrungen und standen nur noch etwa 10 Meilen von Stuttgart, bei welcher Annäherung der Gefahr der König von Würtemberg sich beeilt hatte, das beim Beginne des Krieges von würtembergischen Truppen besetzte preußische Fürstenthum Hohenzollern wieder zu räumen, worauf die abgesetzten preußischen Behörden in Hechingen und Sigmaringen wieder in Funktion traten.

Der Friede.

Ungeachtet der, wie wir gesehen haben, schon im preußischen Hauptquartiere zu Pardubitz durch den französischen Botschafter Benedetti angeknüpften Friedensunterhandlungen wälzten sich die preußischen Heerhaufen wie ein Lavastrom gegen Wien heran, wo man in größter Besorgniß war. Zweimal war Feldmarschall-Lieutenant Gablenz mit dem Auftrage, einen Waffenstillstand zu vermitteln, in das preußische Hauptquartier gesendet und jedesmal mit seinen Vorschlägen zurückgewiesen worden, weil der König von Preußen in diesen Vorschlägen irgend welche Garantieen für den künftigen wirklichen Frieden nicht finden konnte. Auch die französischen Vorschläge schienen zu einem nahen Ziele nicht führen zu wollen. Der König erklärte, daß er den von Frankreich vorgeschlagenen Waffenstillstand ohne die Einwilligung Italiens nicht abschließen könne, doch sei er, um dem Kaiser Napoleon einen Beweis seiner freundschaftlichen Gesinnungen zu geben, bereit, unter Voraussetzung der Gegenseitigkeit, seinen Truppen zu befehlen, sich während dreier Tage unter folgenden Bedingungen jeder feindseligen Haltung gegen die östreichisch-sächsische Armee zu enthalten: 1) sollte das ganze Gebiet zwischen der dermaligen Stellung des preußischen Heeres und der Thaya sofort von den Oestreichern geräumt werden. 2) sollten alle Truppen, preußische wie östreichische, in Oestreich und in Italien an dem Orte stehen bleiben, an welchem sie sich am Tage der Vereinbarung befanden. 3) die preußischen Truppen würden sich bis zum Ablauf der vereinbarten Frist in einer Entfernung von 3 Meilen von Olmütz halten und 4) sollte Sachsen die preußischen Transporte auf der Eisenbahn zwischen Dresden und Prag von der Festung Königstein aus, welche diese Eisenbahn beherrscht, nicht hindern.

Der Kaiser von Oestreich glaubte diese Bedingungen nicht annehmen zu können und schlug dagegen vor, es solle eine Demarkationslinie bestimmt werden, welche von keiner der beiden Armeen in den 3 Tagen überschritten werden dürfe, hinter welcher aber jede derselben die völlige Freiheit der Bewegung behalten sollte; auch sei es wünschenswerth, daß die Einstellung der Feindseligkeiten sich auch auf die baierschen und Bundes-Truppen im westlichen Deutschland erstrecke. Diesen Vorschlag lehnte nun wieder der König von Preußen mit dem Bemerken ab, daß er bei seinen Vorschlägen beharren müsse und daß es ohne Annahme derselben unnütz sein würde die Sache weiter zu besprechen.

Während dieser fruchtlosen Verhandlungen war das Hauptquartier des Königs von Preußen am 18. Juli von Brünn nach Nikolsburg, einige Meilen westlich von Lundenburg und nur noch zehn Meilen von Wien verlegt worden. Die preußischen Truppen waren voller Begierde, diese Stadt zu erreichen und fürchteten sich weder vor den Verschanzungen, welche zur Deckung derselben und zur Vertheidigung des Donauüberganges bei Florisdorf dicht vor Wien angelegt worden waren, noch wenn es dazu kommen sollte vor einer letzten Entscheidungsschlacht auf der Ebene des Marchfeldes. Schon hatten Theile der Armee des Prinzen Friedrich Carl am 17. den Marchfluß bei Holitz und Skalitz überschritten, während gleichzeitig der Vormarsch des rechten Flügels der preußischen Armee von Znaim aus über Hollabrun nach Stockerau gegen die Donau fortdauerte, so daß also die Donaulinie in einer Strecke von 35 Meilen, von Linz bis nach Presburg, bedroht war und die östreichischen Streitkräfte sich zersplittern mußten; die preußischen Vorposten erblickten bereits die dunkle Masse des Stephansthurmes in Wien, und von erhöhten Punkten in der Hauptstadt konnten die aufs Aeußerste erschrockenen Wiener die preußischen Wachtfeuer in der

Ferne leuchten sehen. Es wae keine Zeit zu verlieren, wenn noch Rettung eintreten sollte.

Unter diesen Umständen verdoppelte der französische Bevollmächtigte, Benedetti, seine Bemühungen um Einstellung der Feindseligkeiten. Die Depeschen flogen zwischen Nikolsburg und Paris hin und her, es verflossen aber noch mehrere Tage bis es, wie ein französisches Blatt sich ausdrückte, der Klugheit des Kaisers Napoleon, der Mäßigung des Königs von Preußen und der Nachgiebigkeit des Kaisers von Oestreich gelang, eine fünftägige Waffenruhe zu vereinbaren, während welcher dann über einen längeren Waffenstillstand und weiter über den wirklichen Frieden unter Feststellung gewisser Vorbedingungen verhandelt werden sollte, von welchen der König von Preußen und Graf Bismark unter keiner Bedingung abgehen wollten. Unter diesen Vorbedingungen waren die hauptsächlichsten, daß Oestreich aus dem deutschen Bunde ausscheiden und seine volle Zustimmung zu einem durch Preußen zu bildenden norddeutschen Staatenbunde mit preußischer Militair- und diplomatischer Führung, so wie auch zur geographischen Abrundung Preußens in Norddeutschland aussprechen, und außerdem alle Rechte und Ansprüche auf Schleswig-Holstein aufgeben, auch eine mäßige Summe als Kriegskosten an Preußen zahlen sollte. Dagegen wollte Preußen auf eine territoriale Vergrößerung durch östreichische Länder verzichten, auch die Integrität der sächsischen Monarchie, unter der Bedingung, daß Sachsen in den norddeutschen Bund eintrete, nicht antasten, und endlich — der Lieblingsidee des Kaisers Napoleon gemäß — nichts dagegen haben, wenn diejenigen Theile Nordschleswigs, in welchen das dänische Element vorherrschte, im Falle die Bevölkerung sich dafür entschiede, an Dänemark zurückfiele.

Als es über diese Punkte zwischen Preußen und Frankreich zur Uebereinstimmung gekommen war, eilte Benedetti selber nach Wien, um die sofortige Annahme seitens des Kaisers von Oestreich zu bewirken, die denn auch, angesichts der bedrängten Lage, in der sich der Kaiser befand, nicht lange auf sich warten ließ. (21. Juli.)

Am italienischen Hofe wirkte gleichzeitig der Vetter des Kaisers Napoleon, Prinz Jerome, auf den Abschluß eines Waffenstillstandes hin. Er fand hier ein um so geneigteres Gehör, als sich das Kriegsglück noch immer nicht auf die Seite Italiens hatte neigen wollen. Zwar setzten die Oestreicher, gebunden durch die einmal geschehene Abtretung Venetiens an den Kaiser von Frankreich, dem langsamen Vorrücken der Italiener in Venetien nur einen scheinbaren Widerstand entgegen, aber desto hartnäckiger und für die Italiener erfolgloser war dieser Widerstand der Oestreicher in Welsch-Tyrol, und zur See hatten sich die vorher so sehr gerühmten italienischen Streitkräfte vollends unzulänglich erwiesen. Die italienische Flotte nämlich, die unter Anführung des Admirals Persano lange Zeit in Ankona müssig gelegen hatte, ging endlich vor, aber anstatt die östreichische Flotte in den Gewässern von Venedig oder Triest aufzusuchen, versuchte sie einen Angriff auf die dalmatische Küste, oder vielmehr auf die kleine Insel Lissa, eine der dalmatischen Inseln, etwa 8 Meilen von der Küste gelegen. Die Insel wurde bombardirt, zu welchem Zweck? ist nicht recht ersichtlich. Zum Entsatz der Insel eilte der östreichische Admiral Tegethof mit der östreichischen Flotte am 19. Juli von Fasana aus herbei, überraschte die Italiener am 20. begünstigt von einem starken Nebel, und schlug sie gänzlich. Erst in Ankona konnten sich die italienischen Schiffe wieder sammeln.

So zu Lande und zu Wasser geschlagen, wünschte der König Victor Emmanuel den Krieg um so weniger fortzusetzen, als er ohnehin des Besitzes von Venetien sicher war; es war für ihn von seinen preußischen Verbündeten in Böhmen erobert worden. Der Waffenstillstand zwischen Oestreich und Italien kam also am 25. zu Stande, während die fünftägige Waffenruhe zwischen Preußen und Oestreich am 21. in Nikolsburg abgeschlossen wurde.

Es war wirklich zur Rettung Wiens die höchste Zeit; einen oder zwei Tage später, und Wien wäre, wahrscheinlich ohne viel Blutvergießen in den Händen der Preußen gewesen. Es war nämlich das 2. östreichische Armeecorps auf seinem Rückzuge nach Presburg von den über Malaczka heranstürmenden Preußen in der Gegend der Dörfer Kaltenbrunn und Blumenau erreicht worden, ehe es die Donau überschreiten konnte. Die Truppen des 4. preußischen Armeecorps, obwohl geschwächt durch viele bei Königgrätz erlittene Verluste, griffen den Feind ohne Weiteres an und schnitten ihn durch ein geschicktes Manöver von dem Donauübergange ab. Hätte der Kampf noch einige Stunden fortgesetzt werden können, so war nichts gewisser, als daß das ganze östreichische Corps zu Gefangenen gemacht worden und der Einmarsch der Preußen in Presburg und damit die Besetzung des rechten Donauufers bewirkt worden wäre. Da trafen Mittags 12 Uhr die Depeschen über den Abschluß der Waffenruhe bei beiden Armeen ein und machten den weiteren Erfolgen der preußischen Waffen ein Ende. Gewehr beim Fuß und ohne folgen zu dürfen, mußten die Preußen die östreichischen Regimenter an sich vorbei nach Presburg abmarschiren sehn, worauf sie an der Weidritz, einem kleinen Gebirgsflüßchen, welches als Demarkationslinie vereinbart worden war, Bivouaks bezogen.

Hiermit ruhten nun die Feindseligkeiten auf allen Punkten und die Friedensunterhandlungen begannen. Der eigentliche Waffenstillstand konnte, da vorher die Nachrichten aus Italien abgewartet werden mußten, erst am 2. August beginnen. Die wirklichen Friedensunterhandlungen wurden dann in Prag geführt, wo auch, nachdem sie sich fast länger als der eigentliche Krieg hingezogen hatten, der Friede mit Oestreich in der That am 23. August zu Stande kam. Am 30. erfolgte dann die Ratifikation des Friedensvertrages durch die Monarchen.

Die Hauptpunkte dieses aus 14 Artikeln bestehenden Vertrages aber waren nun folgende: Oestreich tritt Venetien an das Königreich Italien ab; alle Kriegsgefangenen werden beiderseits freigegeben. Oestreich erkennt die Auflösung des bisherigen deutschen Bundes an und gibt seine Zustimmung zu einer neuen Constituirung Deutschlands sowohl im Norden als im Süden ohne Betheiligung des östreichischen Kaiserstaats. Oestreich tritt alle seine im Wiener Frieden erworbenen Ansprüche an Schleswig-Holstein an Preußen ab, mit der Maßgabe, daß die nördlichen Distrikte von Schleswig wieder mit Dänemark vereinigt werden, wenn die Bevölkerung dieser Districte durch Abstimmung ihren Wunsch nach solcher Wiedervereinigung zu erkennen giebt. Der Territorialbestand des Königreichs Sachsen bleibt in seinem bisherigen Umfange erhalten, doch wird der Beitrag Sachsens zu den Kriegskosten und die künftige Stellung desselben zu dem zu bildenden norddeutschen Bunde durch einen von Preußen mit Sachsen besonders abzuschließenden Vertrag geregelt. Außerdem zahlt Oestreich an Preußen 40 Millionen Thaler Kriegskosten, wovon aber 15 Millionen Kriegskosten, die Oestreich an Schleswig-Holstein zu fordern hat, und 5 Millionen für die Verpflegung der preußischen Truppen in Oestreich abgezogen werden, so daß noch 20 Millionen

von Oestreich baar zu zahlen bleiben. Die preußischen Truppen räumen innerhalb drei Wochen die besetzten östreichischen Landestheile.

Die Vertreter der andern süddeutschen Staaten, namentlich der bairische Minister von der Pfordten, gaben sich viele Mühe, ihre Länder gleich in diesen Frieden mit eingeschlossen zu sehn, aber sie mußten sich vorläufig mit der Weisung begnügen, daß Preußen nur mit jeder kriegführenden deutschen Macht einzeln, und zwar in Berlin, verhandeln werde.

Als dies später geschah, mußte Baiern 30 Millionen Gulden Kriegskosten bezahlen, das Bezirksamt Gersfeld und einen Bezirk um Orb, sowie die zwischen Saalfeld und Ziegenrück gelegene Enclave Caulsdorf, zusammen mit einer Bevölkerung von 33900 Einwohnern an Preußen abgeben und den Nikolsburger Präliminarbestimmungen, soweit sie die Zukunft Deutschlands betrafen, beitreten. Ebenso Würtemberg und Baden, nur daß das erstere 8 Millionen, das letztere 6 Millionen Gulden Kriegskosten bezahlten und kein Gebiete abzutreten brauchten. Gleichzeitig, oder fast gleichzeitig wurden aber mit Baiern, Baden und Würtemberg noch andre Verträge abgeschlossen, wodurch man sich gegenseitig den Territorialbesitzstand sicherte, unter dem Zusatz, daß bei einem etwaigen Kriege mit dem Auslande der Oberbefehl der Heere an Preußen übertragen werden sollte. Diese letzteren Verträge wurden aber vorläufig noch geheim gehalten und kamen erst im Jahre 1867 bei definitiver Constituirung des norddeutschen Bundes an das Licht der Oeffentlichkeit.

Mit Hessen-Darmstadt konnte der Friede erst am 3. September abgeschlossen werden. Nach demselben zahlte Hessen-Darmstadt 3 Millionen Gulden Kriegskosten, überließ an Preußen die Landgrafschaft Homburg, den Kreis Biedenkopf, den Kreis Vöhl, einige Stücke vom Kreise Gießen, den Ort Rödelheim und die hessische Hälfte von Nieder-Ursel, zusammen etwa 20 Quadratmeilen, erhielt dafür einige ihm gelegenere Ortschaften in Churhessen und trat mit den ihm nördlich vom Main noch übrigen Landestheilen in den norddeutschen Bund ein. Das alleinige Besatzungsrecht der Festung Mainz behielt sich Preußen vor.

Auch mit Sachsen-Meiningen und mit Reuß älterer Linie mußte man noch eine Weile auf dem Kriegsfuße stehen bleiben, bis die Fürstin Carolina von Reuß sich in das Unabweisbare fügte und der alte Herzog von Meiningen die Regierung in die Hände seines Sohnes niederlegte, welcher mit Freuden dem norddeutschen Bunde beitrat.

Am längsten ließ der Friedensabschluß mit Sachsen auf sich warten; er konnte erst am 21. October zu Berlin vollzogen werden. Nach demselben erkannte der König von Sachsen die Bestimmungen des Nikolsburger Vertrages an und trat in das Bündniß der norddeutschen Regierungen ein. Die sächsische Armee, welche einen integrirenden Bestandtheil des norddeutschen Bundesheeres bilden und demgemäß im Kriegsfalle unter den Oberbefehl des Königs von Preußen gestellt werden sollte, wurde vollständig neu organisirt.

Bis dies geschehen, erhielten verschiedene Städte preußische, Dresden und die Festung Königsstein aus Preußen und Sachsen gemischte Besatzungen. An Kriegskosten zahlte Sachsen 10 Millionen Thaler, dagegen hörte die während des Krieges zur Unterhaltung der preußischen Truppen in Sachsen geleistete Zahlung von 10000 Thaler für jeden Tag auf. Endlich leistete Sachsen Verzicht auf seine Rechte an den Stiftern Merseburg, Naumburg und Zeitz und bekam das im

Kriege von den Preußen genommene Staatseigenthum, welches als Kriegsbeute nicht angesehen werden sollte, zurück.

Die übrigen nicht von Preußen occupirten deutschen Staaten mit Einschluß der drei freien Städte, Hamburg, Lübeck und Bremen, hatten sich schon vor oder gleich nach dem Beginn des Krieges an Preußen angeschlossen und ihre Contingente zu den preußischen Truppen gestellt. Die occupirten Länder Hannover, Churhessen, Nassau und die Stadt Frankfurt wurden einfach in Preußen einverleibt, welches dadurch die lange entbehrte volle Abrundung seines Ländergebiets bekam.

Stellung Preußens in Deutschland.

So endete denn ein Krieg, der in der Weltgeschichte kaum seines Gleichen hat, sowohl in Hinsicht auf die Kürze seiner Dauer im Verhältniß zu den Kräften, mit denen er geführt wurde und den großen Zwecken, um die es sich handelte, als auch auf die Beständigkeit des Waffenglücks, welches dabei immer auf Einer Seite blieb. Eigentlich waren die Haupt- und entscheidenden Actionen innerhalb 7 Tagen vorgefallen, weshalb man auch für diesen Krieg den Namen des „siebentägigen" vorgeschlagen hat, der aber wohl in der Geschichte keinen Anklang finden wird. Und so wenig schwankend war das Kriegsglück, daß für das preußische Heer keine Schlacht, kein Gefecht schließlich verloren ging und niemals eine Rückwärtsbewegung der ganzen Armee statt fand. Selbst den von der hannöverischen Armee abgeschlagenen Angriff der Preußen bei Langensalza muß man in so fern zu den glücklichen Gefechten rechnen, als er wesentlich dazu beitrug, daß die ganze hannöverische Kriegsmacht jeden ferneren Widerstand aufgab, die Waffen streckte, und sich den Preußen ergab. Während die Preußen viele Fahnen und über 200 Kanonen eroberten, fiel den Feinden kein Geschütz, keine Trophäe in die Hände. An gefangenen Oestreichern und Sachsen befanden sich bei Beendigung des Krieges 48415, einschließlich 690 Offizieren, in den verschiedenen preußischen Festungen und in einem großen Feldlager bei Dirschau in der Provinz Preußen, zu deren Auswechselung die Oestreicher nur 361 gefangene Preußen, einschließlich zweier Offiziere zu stellen hatten. Anfangs schüchtern und leise, endlich aber laut und unverhohlen gab auch ganz Europa sein Erstaunen und seine Anerkennung bei solchen unerhörten Erfolgen der preußischen Waffen, sowohl hinsichtlich des preußischen Feldzugsplanes, als auch hinsichtlich der raschen und umsichtigen Ausführung desselben, und hinsichtlich der bewundernswürdigen Tapferkeit und Manöverirfähigkeit der Truppen zu erkennen und zwar um so mehr, als man wußte, daß es die Preußen nicht mit feigen Gegnern zu thun hatten, die auf den ersten Schuß davongelaufen wären. In der That mußte jeder Erfolg, sobald es einmal zum Schlagen gekommen war, theuer erkauft werden; davon zeugten die während und nach dem Feldzuge veröffentlichten langen Verlustlisten der preußischen Armee. Nach diesen und andern offiziellen Mittheilungen betrug der Gesammtverlust der ganzen preußischen Heeresmacht, die auf 363109 Mann gebracht worden war, 2910 Mann an Todten, 15554 Mann an Verwundeten und 3022 Mann an Vermißten, also zusammen 21486 Mann. Den Verlust der Oestreicher gab der östreichische Militairkalender bei der Nordarmee auf 62797 Mann und 1900 Offiziere, bei der Armee in Italien auf 8470 Mann, also für beide Armeen auf 71267 Mann ohne die Offiziere an. Die Baiern hatten 2865 Mann verloren; Hessen-Darmstadt gab 624 kampfunfähig gemachte an. Uebrigens kostete der Krieg dem preußischen Staate, wenn man die Wiederherstellung der verbrauchten Muni-

tion, abgenutzter Waffen und Uniformen mit hinzurechnet, 108 Millionen Thaler, die ohne besondere Auflagen und Steuern der Bevölkerung theils aus den vorhandenen Staatsgeldern, theils durch die Kriegscontributionen, theils durch eine Anleihe, zu der die Regierung die Ermächtigung erhielt, gedeckt wurden. Mit diesen verhältnißmäßig geringen Opfern hatte Preußen in sich selbst eine Macht gewonnen, die ihm eine hervorragende Stellung unter den europäischen Großmächten sicherte, wie sie ihm schon auf dem Wiener Congreß hätte eingeräumt werden müssen, aber nicht eingeräumt worden war. Damals nicht einmal auf seinen früheren, im Frieden zu Tilsit verlorenen Länderbestand zurückgebracht, sondern um 561 Quadratmeilen verkürzt, war es jetzt von einer Ausdehnung von 5100 Quadratmeilen und einer Bevölkerung von 19,300000 Seelen zu einem Terrain von 6400 Quadratmeilen mit 23,800000 Einwohnern gewachsen. Damals, beim Wiener Congreß, durch Neid und Eifersucht, besonders Oestreichs, in seiner geographischen Abrundung und strategischen Bedeutung dadurch beeinträchtigt, daß man ihm ein Gebiet in zwei völlig von einander getrennten Theilen anwies und es, besonders auf Betreiben der Seemächte, von der Nordsee gänzlich abschnitt, hatte es jetzt nicht nur volle geographische Massenhaftigkeit, sondern auch einen Küstenbesitz an der Nordsee errungen, der ihm seine Entwickelung zu einer Seemacht ersten Ranges gestattet.

Aber nicht Preußen allein sollte die Früchte der mit preußischem Blute erkauften unerhörten Siege ernten: ganz Deutschland sollte an denselben Theil nehmen. Der alte deutsche Bund, den politischen Anforderungen der Neuzeit nicht mehr gewachsen, war vor und nach lebensunfähig geworden und hatte sich mit dem verhängnißvollen Beschluß vom 14. Juni sein eigenes Grab gegraben. Oestreich, dieses langjährige Hemmniß wahrer deutscher Einheit und Machtentwickelung, war aus Deutschland ausgeschieden; auf dem lebenskräftigen Grunde preußischer Intentionen konnte ein neues Gebäude aufgeführt werden, welches, wenn auch nicht allen idealen und überspannten Forderungen, so doch den realen Wünschen und Hoffnungen aller wahren Vaterlandsfreunde entsprach. Gelang es auch vorläufig nur, einen norddeutschen Bund auf der Basis der preußischen Vorschläge vom 9. April 1866 — (siehe S. 264) — zu Stande zu bringen, so bot doch die Stärke schon einer solchen Vereinigung eine gegründete Hoffnung dar, daß auch die süddeutschen Staaten sich auf die Dauer einem Anschluß an dieselbe und einer Theilnahme an den materiellen Vortheilen, welche sie gewährte, nicht würden entziehen können. Kurz, Deutschlands Wohl unter Preußens Schutz und Führung war angebahnt und ein Weg vorgezeichnet und eingeschlagen, der, wenn er fest eingehalten wurde, dem deutschen Vaterlande unter Gottes fernerem Segen, seine Berechtigung, das Herz Europa's zu sein, sichern mußte.

Welche Kräfte und Bewegungen schon jetzt von diesem Herzen auf das übrige Europa ausströmten, zeigte sich alsbald darin, daß nicht blos Oestreich und die süddeutschen Staaten, sondern auch die außerdeutschen Nachbarn, die den preußischen Erfolgen wohl oder übel ihre Anerkennung nicht versagen konnten, mit theils neidischer, theils befürchtender Aufmerksamkeit die Mittel studirten, durch welche diese Erfolge errungen waren. Freilich blieb ihr Blick vorerst blos auf den äußern Mitteln, namentlich auf den zur Kriegsführung nöthigen, haften. Alle beeilten sich, Hinterladungs-Gewehre und dgl. einzuführen, ja der Kaiser der Franzosen fühlte sich gedrungen, eine Reorganisation der französischen Armee, die doch bis jetzt für unübertrefflich und fast unverbesserlich gehalten wurde, ziemlich

nach preußischem Muster anzubahnen und selbst gegen die Sympathien seiner Franzosen durchzuführen. Solch ein Gewicht hatte Deutschland nicht einmal nach den glorreichen Kämpfen von 1813—1815 in die Waage des europäischen Gleichgewichts eingelegt.

Den äußeren Erfolgen der preußischen Siege kamen die innern wenigstens gleich. Mit hoher Freude und lautem Jubel empfing das preußische Volk seinen Heldenkönig und das siegreich aus dem Felde zurückkehrende Heer, dies unvergleichliche Volksheer, dem man die Erhaltung und Hebung des Vaterlandes verdankte. Mit Blumen und Lorbeerkränzen von den dankbaren Bürgern geschmückt zogen die Regimenter in ihre Garnisonen ein. Das Vertrauen zum Könige und seiner Regierung war zurückgekehrt. Ein neuer Landtag war anstatt des am 1. Mai aufgelösten, auf den 5. August nach Berlin einberufen worden. Schon bei der Wahl der Abgeordneten zu demselben hatte das Land gezeigt, daß es sich besonnen und den alten Conflikt wegen der Heeresreorganisation, des Budgetrechts u. s. w. nicht erneuert zu sehen wünsche. Wenn es dessenungeachtet nicht an oppositionellen Landtagsmitgliedern fehlte, so war doch der Widerstand gegen die Regierung angesichts der Thatsachen gegen früher nur ein zurückhaltender, um so mehr, als die Regierung zur Beilegung des früheren Conflikts bereitwillig die Hand bot. Obgleich sie mit der Erklärung vor den Landtag treten konnte, daß trotz der ungeheuren Kriegsausgaben kein Defizit in der Staatskasse sei und daß dem Lande deshalb keine weiteren Lasten aufgelegt zu werden brauchten, forderten die Minister doch überraschender Weise Indemnität für die frühere fünfjährige Verwaltung zwar nicht gegen die Verfassung, aber doch ohne die verfassungsmäßige Zustimmung des Abgeordnetenhauses, als eines berechtigten Faktors der Gesetzgebung. Das brach dem Streit die Spitze ab, und wie bedenklich auch die Sache in den Augen mancher in die Ferne blickenden Patrioten war, für den Augenblick wurden doch die Verwickelungen im Innern des Staats glücklich gehoben. Das Verfahren der Regierung in den fünf vorhergehenden Jahren wurde nicht blos anerkannt, sondern das Staatshaushaltsgesetz für 1867 kam noch im Jahre 1866, zum ersten Male so früh, in Uebereinstimmung aller drei Faktoren der Gesetzgebung zu Stande. Die Regierung wurde ermächtigt, zur Deckung aller durch den Krieg verursachten Ausgaben eine Anleihe bis zur Höhe von 60 Millionen auszuschreiben. Ein neues Invalidengesetz fand den größten Anklang, eine von dem Könige beabsichtigte Staatsdonation von drittehalb Millionen Thalern für die verdienten Generale von Steinmetz, Herwarth v. Bittenfeld, Vogel von Falkenstein und den unvergleichlichen Chef des großen Generalstabes, v. Moltke, so wie auf ausdrückliches Verlangen des Abgeordnetenhauses für den Ministerpräsidenten Grafen Bismark und Kriegsminister von Roon bewilligt — auf diese Weise kam in Preußen Alles wieder in den alten, wohlgeordneten Gang und Graf Bismark konnte seine ganze und angestrengte Aufmerksamkeit und Energie der Neugestaltung Deutschlands zu wenden. Doch ehe wir davon reden, müssen wir noch einen Blick auf den wahrlich nicht unbedeutendsten Segen werfen, den das preußische Volk aus dem mit so wunderbaren Erfolgen gekrönten Kriege zog.

Wie im Jahre 1813 unter dringender Gefahr bei dem sich erhebenden Volke das Gefühl der Abhängigkeit von dem allmächtigen Gott und der Nothwendigkeit seiner Hülfe erwachte, so, nur in noch bestimmterer und ausgeprägt christlicher Weise in den preußischen Landen beim Beginn des Krieges von

1866. König Wilhelm hatte am 18. Juni seiner demüthigen und gottesfürchtigen Gesinnung in Betreff des Krieges in einem Aufrufe Ausdruck gegeben und legte darauf dem ganzen Volke das Bekenntniß der Schuld und die Fürbitte für den Sieg der preußischen Waffen in der Aufforderung zur Feier eines allgemeinen Buß- und Bettages auf den 27. Juni ans Herz. Das fand Anklang und es wurde Ernst gemacht. Die Kirchen im ganzen Lande, auch da, wo sie sonst leer zu stehen pflegten, füllten sich und in ernster Andacht erhoben sich, getragen von dem königlichen Worte, die Bitten der so zahlreich Versammelten zu Gott, dem Herrn der Heerschaaren und Lenker der Volksgeschicke. Aus freien Stücken und unter ungeschwächtem Andrang wurden in vielen Gemeinden diese öffentlichen Gebetsversammlungen allwöchentlich fortgesetzt, nicht minder wurde viel Gebet im Kämmerlein rege, und man darf wohl sagen, daß eine solche Gebetsbewegung dieselbe Wirkung auf den Gang der nun folgenden Begebenheiten ausübte, welche der alte Fürst von Dessau Friedrich dem Großen gegenüber dem frommen Abte Steinmetz in Magdeburg zuschrieb, wenn er sagte, daß die Gebete dieses einzigen Mannes Sr. Majestät manchen Sieg habe erringen helfen. Es war in der That auffallend, wie sich nun in den nächsten Tagen nach dem 27. Juni ein Sieg des preußischen Heeres an den andern reihte, wodurch in 7 Tagen mehr errungen wurde, als Friedrich der Große in drei Kriegen, von denen der letzte 7 Jahre dauerte, hatte erringen können. Dieselbe Stimmung blieb auch zum Zeichen ihrer Aechtheit und Aufrichtigkeit, wie sehr diese auch von manchen Seiten her verdächtigt werden mochte, bei König und Volk nach den Siegen die vorherrschende. Weder elende Schadenfreude, noch stolze Ueberhebung gab sich, wenn man natürlich vereinzelte Stimmungen ausnimmt, nach vollständig gewonnenem Siege kund. „Gott allein die Ehre", das blieb die Losung und die Stimmung, die ihren Ausdruck noch in dem später, am 11. November in allen Kirchen des Landes abgehaltenen Friedensdankfeste und in dem Dankerlaß des Königs an sein Volk vom 19. September fand, worin der König mit den Worten schließt: — „Und wie ich beim Beginne des Krieges mich mit meinem Volke vor Gott gebeugt, so will ich auch in Verbindung mit ihm den Dank öffentlich bekennen, daß Gott so Großes an uns gethan und unser Thun so sichtbar gesegnet. Gott allein die Ehre!"

Das ist der realste aller realen Gewinne, die ein Volk aus seinen Geschicken ziehen kann.

Der Norddeutsche Bund.

Mit der ihr eigenen Schnelligkeit und Energie betrieb nun die preußische Regierung das Zustandekommen und den festen Aufbau des norddeutschen Bundes. Schon in der Mitte Dezembers 1866 traten in Berlin die Bevollmächtigten der Staaten Preußen, Sachsen, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Braunschweig, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg-Gotha, Anhalt, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe, Lübeck, Bremen, Hamburg und Hessen-Darmstadt für die nördlich vom Main belegenen Theile des Großherzogthums zusammen, um sich über die künftige Verfassung des zu errichtenden Bundes zu verständigen. Natürlich boten sich dieser Verständigung mancherlei Schwierigkeiten dar, da jeder der

Vereinsstaaten nicht geringe Opfer an Selbstständigkeit zum Besten des Ganzen zu bringen hatte. Aber das allgemeine Verlangen nach einer festen Einigung und die Ueberzeugung, daß Preußen Alles, was es für sich an Machterweiterung in Anspruch nahm, wirklich dem ganzen Deutschland wolle zu Gute kommen lassen, bewirkte bald eine allgemeine Uebereinstimmung. Auf den 12. Februar 1867 wurden die Wahlen für die Abgeordneten zum großen Reichstage ausgeschrieben; Schon am 24. Februar trat derselbe in Berlin zusammen und wurde von dem ehrwürdigen Könige Wilhelm in eigener Person durch eine treffliche, auf das große Ziel: deutsche Einheit, Freiheit und Macht, hinweisende Thronrede eröffnet. Mit Beseitigung aller zeitraubenden Formalitäten begannen sofort die eingehendsten Berathungen über die einzelnen Artikel des dem Reichstage vorgelegten, von den Fürsten bereits vereinbarten Verfassungsentwurfs. Manches darin wurde durch die Abstimmungen verändert, aber im Großen und Ganzen theilte der Reichstag die Anschauung der Regierungen, und in der Schlußsitzung am 17. April konnte Graf Bismark im Namen der Bundesregierungen erklären, daß diese der Verfassung, wie sie aus dem Reichstage hervorgegangen sei, ihre Zustimmung gäben, womit sie denn von den Regierungen und vom Reichstage definitiv angenommen und der norddeutsche Bund constituirt sei.

Die wichtigsten Bestimmungen der auf diese Weise festgestellten Verfassung sind folgende:

1. Innerhalb des ganzen Bundesgebiets, welches aus den Territorien der oben genannten Staaten besteht, übt der Bund das Recht der Gesetzgebung nach Maßgabe des Inhalts der Verfassung und mit der Wirkung aus, daß die Bundesgesetze den Landesgesetzen vorgehen. 2. Für den ganzen Umfang des Bundesgebiets besteht ein gemeinsames Indigenat, d. h. der Angehörige eines jeden Bundesstaats ist in jedem andern Bundesstaate als Inländer zu behandeln. 3. Der Beaufsichtigung und Gesetzgebung des Bundes unterliegen folgende Angelegenheiten: die Bestimmungen über Freizügigkeit, Gewerbebetrieb, Auswanderung, die Zoll- und Handelsverhältnisse und die indirecten Steuern, Ordnung des Maaß-, Münz- und Gewichtssystems, Bankwesen, Erfindungs-Patente, Schutz des deutschen Handels im Auslande, Eisenbahnwesen, Schifffahrtsbetrieb, Bestimmungen über wechselseitige Vollstreckung von Erkenntnissen und Beglaubigung öffentlicher Urkunden, Civil-Proceßordnung, Wechsel- und Handelsrecht. 4. Das Postwesen und das Telegraphenwesen werden für das gesammte Gebiet des Bundes als einheitliche Staatsverkehrs-Anstalten eingerichtet und verwaltet. 5. Die Kriegsmarine in der Nordsee und Ostsee ist eine einheitliche unter preußischem Oberbefehl. Auch die Kauffahrteischiffe bilden eine einheitliche Handelsmarine unter schwarz-weißrother Flagge. Der Kieler Hafen und der Jahde-Hafen sind Bundeskriegshäfen. 6. Jeder Norddeutsche ist wehrpflichtig und kann sich in Ausübung dieser Pflicht nicht vertreten lassen. Er gehört 7 Jahre, vom 20. Jahre an, dem stehenden Heere, und die folgenden 5 Jahre der Landwehr an. Die gesammte Landmacht des Bundes bildet ein einheitliches Heer, welches im Kriege und im Frieden unter dem Befehle des Königs von Preußen steht. 7. Das Präsidium des Bundes steht der Krone Preußen zu.

Und hiermit vorwärts mit Gott zu fernerem Heil und Segen des ganzen deutschen Vaterlandes!

Uebersicht für Gedächtnißübungen.

Cimbern u. Teutonen 113—101 v. Chr. Geb.
Cäsar und Arioviſt 58
Armin und Varus . 9 nach Chr. Geb.
Deutſche Völkervereine zwiſchen 200 u. 300
Völkerwanderung 375
Odoaker ſtürzt das abendländiſche Reich 476
Klodwig } Theodorich } 500
Winfried oder Bonifacius . . . 730
Karl Martel ſchlägt die Araber . 732

1. Die Karoling. Könige 752—911
Pippin der Kleine 752
Karl der Große zum Kaiſer gekrönt 800
Ludwig der Fromme . . . 814—840
Vertrag zu Verdün 843

2. Die ſächſiſchen Kaiſer 919—1024
Heinrich I. ſchlägt die Hunnen bei Merſeburg 933
Otto I. erneuert die römiſche Kaiſerwürde 962

3. Die ſaliſchen oder fränkiſchen Kaiſer . . . 1024—1125
Heinrich IV. und Papſt Gregor VII. zu Canoſſa 1077
Jeruſalem erobert durch Gottfried von Bouillon 1099

4. Die hohenſtaufiſchen Kaiſer . . . . . 1137—1254
Friedrich I. Barbaroſſa . 1153—1190
Friedrich II. . . . . 1215—1250
Interregnum . . . . . 1256—1273

5. Kaiſer aus verſchiedenen Häuſern . . . . . 1273—1437
Rudolph von Habsburg. . 1273—1291
Befreiung der Schweiz 1308
Karl IV. gibt die goldene Bulle . 1356
Kirchenverſammlung zu Koſtnitz . 1414

6. Oeſtreichiſche Kaiſer 1437—1806
Maximilian I. ſtiftet den ewigen Landfrieden 1495
Karl V. . . . . 1520—1556
Anfang der Reformation . . . 1517
Schlacht bei Pavia 1525
Augsburgiſche Confeſſion . . . 1530
Schmalkaldiſcher Krieg 1546
Religionsfriede zu Augsburg . . 1555
Dreißigjähriger Krieg . . 1618—1648
Schlacht auf dem weißen Berge . 1620
Schlacht bei Leipzig 1631
Schlacht bei Lützen 1632
Leopold I. . . . . 1653—1705
Schlacht bei Fehrbellin 1675
Die Türken vor Wien 1683
Friedrich I., König von Preußen . 1701
Spaniſcher Erbfolgekrieg . . 1701—14
Maria Thereſia . . . . . 1740—80
Friedrich II., der Große . . 1740—86
Siebenjähriger Krieg . . . 1756—63
Joſeph II. . . . . 1765—90
Franzöſiſche Revolution 1789
Erſter Revolutionskrieg . . 1792—97
Franz II. . . . . 1792—1835
Bonaparte in Italien . . 1796 u. 97
Friede zu Campo Formio . . . 1797
Zweiter Revolutionskrieg . 1799—1801
Schlacht bei Marengo 1800
Friede zu Lüneville 1801
Napoleon Kaiſer 1804
Krieg Oeſtreichs und Rußlands, Schlacht bei Auſterlitz 2. Dezemb. 1805
Der Rheinbund und Ende des deutſchen Kaiſerthums 1806
Preußens Krieg, Schlacht bei Jena 14. October. 1806
Schlachten bei Eilau und Friedland, Friede zu Tilſit 1807
Oeſtreichiſcher Krieg, Schlachten bei Aspern und Wagram, Friede . 1809
Krieg gegen Rußland, Rückzug von Moskau 1812
Preußen erklärt den Krieg, Schlachten bei Lützen und Bautzen, 2. u. 21. Mai 1813
Oeſtreich erklärt den Krieg, Schlacht bei Großbeeren 23., a. d. Katzbach 26. bei Dresden 24. und 27., bei Kulm 29. und 30. Auguſt, bei Dennewitz 6. September, bei Leipzig 16., 18. und 19. Oktober , 1813
Einrücken in Frankreich, Schlachten bei Brienne 1. Februar, bei Laon 9. März, Einzug in Paris 31. März, Friede zu Paris 30. Mai. Wiener Congreß 3. Nov. . . . 1814
Napoleons Wiederkehr 1. März, Schlachten bei Ligny 16. Juni, bei Belle-Alliance oder Waterloo 18. Juni, Napoleon in St. Helena 18. October, zweiter Pariſer Friede 20. November 1815
Neue deutſche Bundesacte 8. Juni 1815
Juli-Revolution, Louis Philipp König 1830
Neue Revolution, Frankreich Republik 1848
Napoleon III., Kaiſer der Franzoſen 1852
Krieg der Weſtmächte gegen Rußland 1854
Krieg in Italien zwiſchen Oeſtreich und Frankreich nebſt Sardinien. Schlachten bei Magenta und Solferino. Friede zu Villafranca . 1859
Krieg Deutſchlands gegen Dänemark 1864
Krieg Preußens gegen Oeſtreich. Schlacht bei Königgrätz. Friede zu Wien. Der Norddeutſche Bund . 1866.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 078845150